
Ernst von Wildenbruch
Blätter vom Lebensbaum







Ernst von Wildenbruch

Blätter vom Lebensbaum

ST







Ernst v. Wildenbruch

Ernst von Wildenbruch

Blätter vom Lebensbaum



Berlin 1910
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung



Buchausstattung von Hugo Steiner-Prag.
Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



ie letzte Gabe, die Ernst von Wildenbruch seinem Volk bestimmt hatte, wird in dieser Sammlung geboten: den im Laufe von dreißig Jahren in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichten, bedeutsamen Äußerungen des Dichters zu den verschiedensten ihn und sein Volk bewegenden und erregenden Fragen. Er selbst hat sie vorbereitet. Die letzte sichtende Hand daran zu legen verwehrte ihm das Schicksal. Seine Witwe und der Unterzeichnete sind in gemeinsamer Arbeit bemüht gewesen sein Vermächtnis zu erfüllen.

„Blätter vom Lebensbaum" — diesen Namen hat er noch geprägt — sind es, aber nicht herbstlich fallendes Laub, das von erlöschendem Leben Kunde gibt, sondern starke, aus den tiefsten und saftreichsten Wurzeln und Zweigen zum Licht drängende Triebe, die genau so wie die Früchte dieses Baumes, seine Dichtungen, von rastlos treibender Lebens- und Schöpferkraft zeugen. Die Geschlossenheit und zugleich Mannigfaltigkeit dieser Lebensäußerungen aus drei Jahrzehnten — hier zum erstenmal als ein Ganzes überschaubar — wird, glaube ich, vielen, wenn nicht den meisten Ernst von Wildenbruchs Persönlichkeit von einer ganz neuen Seite, ja geradezu von einer höheren Bedeutung erscheinen lassen.

Was Wildenbruch als Dichter war und sein wollte, das haben wir ja wohl alle mehr oder minder deutlich empfunden und zu würdigen gewußt. Doch was er als Charakter, als Mann und Mensch für sein Volk und seine Zeitgenossen, für seine Freunde und seine Gegner bedeutete, welch ein Schatz und Schutz das Dasein dieser treuen, tapferen, unerschrockenen Persönlichkeit an sich für das deutsche Volk und seine Fürsten in diesem Zeitalter war und welch unersetzlichen Verlust alles, was deutsch sich nennt, durch seinen Heimgang erlitten hat, das wird vielleicht vielen mit ehrfürchtigem Schauer erst zum klaren

Bewußtsein kommen, wenn sie ihn aus diesen Blättern kennen lernen. Nicht allen wird alles gefallen, das soll es auch nicht und braucht es nicht. Auch da er lebte, war er Freunden und Gegnern nicht immer bequem, nicht immer genehm. Aber wer diese Sammlung mit Aufmerksamkeit liest, dem wird eines sich unauslöschlich in die Seele graben: Hier spricht die Stimme eines Menschen, auf den wie auf keinen zweiten das wundervolle, leider durch Tagesnachgeschwätz zu Tode gehetzte Bismarckwort geprägt erscheint: „Einer, der Gott fürchtet und sonst nichts auf der Welt.“

Vom ersten Augenblick bis zum letzten, von den ersten ästhetisch-kritischen Waffengängen in den „Deutschen Monatsblättern“, die noch mit leichter Rüstung gefochten werden, an, bis zu den wuchtigen Schwert- und Keulenschlägen des Mannes-zornes, den dröhnenden, warnenden Not- und Sturmsignalen des Wächters auf der hohen Zinne in den letzten anderthalb Jahrzehnten, immer — mag es sich um ästhetische oder politische Fragen handeln — immer fühlt man das Eine: Hier spricht nicht die Stimme und die Stimmung eines einzelnen, das was hier spricht, ist das deutsche Gewissen. Das war in Ernst von Wildenbruch verkörpert. Und daß es mit seinem Tod verstummt ist, das haben wir in den noch nicht zwei Jahren, die seitdem verflossen sind, mehr als einmal schmerzlich empfunden. Mehr als einmal klang seitdem laut und leise die Frage und die Klage: „Ist kein Wildenbruch da?“

Um so höher werden wir den Schatz deutscher Mannhaftigkeit und Furchtlosigkeit werten, der uns aufbewahrt ist in den Zeugnissen seines Lebens, in den Blättern seines Lebensbaumes, wie sie uns aus diesen Seiten entgegenwachsen.

Aber das ist nicht das Einzige, was dieser Sammlung ihren Wert und ihren Charakter gibt. Nicht nur, der allen angehörte, kommt zu Wort, auch der, der im engen und engsten Kreis, hellen, verständnisvollen Blickes, mit teil-

nahmsvoller Seele zu geben und zu empfangen, der Freund, der Menschenwert des einzelnen in treuem Herzen zu bewahren und vor allem in wundervoll lebendig geschauten und aufgefaßten Bildern wiederzugeben wußte. An diesen Bildern wird nicht nur der Kreis derjenigen, die den Originalen nahe standen, seine Freude haben, sondern jeder, der nur den künstlerischen Reiz der Darstellung auf sich wirken läßt.

Vor allem aber wird dem näheren und dem weiteren Freundeskreise der Einblick willkommen sein, den der Leser auf vielen Seiten in das Leben Wildenbruchs gewinnt, die zahlreich eingeflochtenen autobiographischen Episoden und Augenblicksbilder, die bedeutsame Momente aus seinen Knaben-, Jünglings- und Mannesjahren mit greifbarer Anschaulichkeit festhalten, und die es schmerzlich bedauern lassen, daß er uns nicht eine zusammenhängende Darstellung seines Lebens gegeben hat. Nach diesen Proben zu schließen, hätte es ein herrliches Werk, vielleicht sein bestes werden können. Überhaupt wäre über die Entwicklung des Menschen und des Dichters an dieser Stelle vielleicht noch manches zu sagen. Aber dem naheliegenden Reiz sich auf dies Gebiet zu verlieren und etwa den Stileigentümlichkeiten des Essayisten nachzugehen oder im einzelnen zu verfolgen, wie er im Laufe der Jahre an seinen Aufgaben innerlich gereift und gewachsen ist, muß ebenso widerstanden werden, wie der Versuchung, die hier und da vorhandenen grundsätzlichen und sachlichen Meinungsverschiedenheiten mit ihm zu berühren.

Dies und vieles andere noch bleibt der Biographie vorbehalten, die der Unterzeichnete ebenso wie eine Gesamtausgabe der Werke, im Grote'schen Verlage herausgeben wird.

Haus Tanger, Neu-Globsow i. d. M.,
den 9. Oktober 1910.

Berthold Litzmann.



Druckfehler:

Seite 89 Zeile 2 von unten lies: 7. April 1894 (statt 1884).

Vier Dramen

Deutsche Monatsblätter. Zentralorgan für das literarische Leben der Gegenwart. Herausgegeben von Heinrich Hart und Julius Hart. Erster Band. Erstes Heft. April 1878. Bremen, Verlag von J. Kühtmanns Buchhandlung.




er alte Baum der deutschen Literatur hat wieder einmal seine Äste geschüttelt und einen Früchteregen in Gestalt vier neuer Schauspiele zur Erde gesandt. Die Hungrigen und Durstigen sind herbeigeeilt, sie rafften die lockende Spende vom Boden, führten sie an die Lippen — und? An den Früchten, so heißt es, erkennt man den Baum — heiliger Baum, auf dem die Poesie des deutschen Volkes wuchs, sollen wir dich nach deinen jüngsten Kindern beurteilen? Keine unscheinbaren Früchte waren es, welche da in die Theater-Parketts rollten; diese Stücke traten vor den Schimmer der Lampen, selbst umschimmert vom Namen ihrer Verfasser, Namen, von denen zwei sich zur Leuchtkraft durchgerungen, während der dritte zu leuchten beginnt.

Adolf Wilbrandt, Paul Lindau und Hugo Bürger. Zwei der Stücke, „Natalie" und „Auf den Brettern", nennen Wilbrandt ihren Erzeuger. Der „Johannistrieb" trägt Paul Lindaus Signatur und ihm schließt sich „Gabriele" von Hugo Bürger an.

Indem ich zu Nutz und Frommen der dramatischen Sache hier einige Gedanken über die Genannten niederlege, glaube ich mich der Mühe überhoben, den Inhalt der Stücke, die durch wiederholte Aufführung sattsam bekannt geworden, des Genaueren zu wiederholen. — Adolf Wilbrandt — ein Name, bei dessen Nennung die Schüler moderner deutscher Poesie aufhorchen, weil sie wissen, daß der reichste Poet der Gegenwart genannt wird, Adolf Wilbrandt, der tiefsinnige Erforscher geheimnisvoller Seelenvorgänge, der beredte Darsteller derselben in meisterhaften Novellen, bringt zwei ernste moderne Stücke. Mit welchen Gefühlen durften seine Anhänger, zu denen ich mich zähle, zum Theater ziehen. Welche Erweiterung unseres Gesichtskreises, welche Vertiefung unseres Gefühlslebens durften wir erwarten?

Sind wir bereichert aus seinen Stücken herausgekommen? haben sie gehalten, was sie versprachen?

Nein. Die Sache, für welche hier das Wort geführt wird und welche mir noch werter ist, als der hochverehrte Mann, zwingt mir diese rauhe, kurze Sprache der Überzeugung auf. Nochmals: nein.

Welch eine seltsame Übereinstimmung der Erscheinungen in seinen beiden Stücken. In beiden eine Grundidee, die zur Ausgestaltung tiefster leidenschaftlicher Konflikte hochgeeignet scheint. Natalie, das edle, schöne Mädchen, beschließt, ihr reines junges Leben dem Glücke ihres Vaters, der Ehre ihrer verstorbenen Mutter zum Opfer zu bringen, und gerät in den bittersten Kampf mit den Anforderungen ihres eigenen Herzens und denen ihres Geliebten. Therese Teinach, die Schauspielerin, entsagt der Bühne, um dem geliebten Manne zu folgen und die Liebe zur Bühne reißt sie wieder aus den Armen dieses Mannes heraus. Und in beiden Stücken eine Durchführung des Grundgedankens, welche unser Gefühl kalt läßt. Woher diese bedeutsame Erscheinung bei einem Manne, der solche Töne in seinen Novellen besitzt wie Wilbrandt? Wenn ein Stümper den Ton verfehlt, der unsere Leidenschaft weckt, so spricht man nicht weiter davon, denn wer die Posaune blasen will, muß eine Lunge haben. Aber Wilbrandt hat sie — und dennoch? Ich glaube, der Grund liegt darin, daß Wilbrandt in allen seinen Dramen, mit einziger Ausnahme des Gracchus vielleicht, eine unglückselige Scheu vor einfachen großen Situationen, vor einfach gezeichneten Figuren besitzt. Das „Interessante" ist seine Devise. Das aber ist die Devise für die Novelle, nimmermehr für das Drama. Es genügt ihm nicht, daß Natalie sich für den Vater opfert; die Qual dieses Opfers muß geistig verfeinert und geschärft werden, dadurch, daß dieser Vater eine ganz unbedeutende Persönlichkeit ist. Dies ist ein verhängnisvoller psychologischer Irrtum: denn das größte Opfer verliert

für uns an Sympathie, sobald es einem Unwürdigen gebracht wird. Und dieser Vater ist seiner Tochter unwürdig. Während wir Natalie den schweren Kampf für die Ehre der verstorbenen Mutter kämpfen sehen, verliebt sich der einstige Gatte dieser Mutter in eine ganz oberflächliche Witwe und der Dichter zwingt das Mädchen nicht nur, dies häßliche Schauspiel mit anzusehen, nein, er nötigt sie zu der Frivolität, die Abschließung dieser neuen Ehe zu begünstigen. Ja, er geht so weit, daß diese Ehe wirklich zustande kommt; und am Schlusse reichen gleichzeitig Natalie dem Geliebten ihres jungen und der Herr Papa der Erwählten seines abgestandenen alten Herzens die Hand, — das ernste Stück endigt mit einer Posse. Therese Teinach kann nicht leben, ohne die Ausübung der geliebten Kunst. Ist es denn aber wirklich der Fanatismus der Kunst, der Macht gewinnt über die Liebe zu ihrem Manne, der sie gewaltsam aus seinen treuen Armen reißt? Nein, er ist es nicht. Nicht die Bühne ruft sie, sondern das Bühnenleben, nicht die Stimme der Muse, sondern der liebgewordene Verkehr mit den Bühnen-Genossen. Und damit uns gar kein Zweifel daran bleibe, muß die Heldin bei einer ganz äußerlichen Veranlassung, bei Gelegenheit der Jubiläumsfeier eines ihrer alten Kollegen, zurückkehren und das Haus ihres Gatten verlassen. Und sie verläßt dieses Haus denn auch in ganz entsprechender Weise: kein Gefühl sagt ihr, daß sie eine Untreue an seinem Herzen begeht, von ihren Lippen ertönt nicht der bittere Schrei, welchen die Verzweiflung dem Menschen entringt, wenn eine unwiderstehliche Leidenschaft Macht gewinnt über ein heilig berechtigtes Gefühl seines Herzens.

Sie geht, ein lustiges Liedchen auf lachenden Lippen, — sie geht, und geht aus dem Herzen des Zuschauers hinaus, um nie mehr dahin zurückzukehren, denn die Sympathie für sie erlischt bei solcher Verwässerung der Leidenschaft.

Der Schluß des Stückes rettet gar nichts, denn er ist nicht

einmal folgerichtig durchgeführt. Nicht durch ihre Leistung als dramatische Künstlerin zwingt sie den Mann zu sich zurück, sondern nur durch das hervorbrechende Gefühl ihrer tiefen Liebe. Dazu aber brauchte sie nicht zur Bühne zurückzukehren. Der Schluß kann ihren Gatten gar nicht entwaffnen, denn er liefert ihm nicht den Beweis, daß die Kunst wirklich die höher berechtigte Macht in ihrem Herzen war. Und sie war es auch nicht; denn nicht das Künstlerblut, sondern das Komödiantenblut ist der Dämon, der sie regiert.

Lindaus „Johannistrieb" läßt schon durch die Idee, die ihm zugrunde liegt, nicht den Gedanken aufkommen, daß es im Laufe des Stückes zu großen dramatischen Konflikten kommen könnte.

Ein gereifter Mann kehrt in die Stadt zurück, wo die einst Geliebte gewohnt hat. Er findet sie nicht mehr am Leben, aber dafür ihre erblühte Tochter. Diese gewinnt er lieb und, da das Mädchen nichts dawider hat, heiratet er. Ein Stoff, wie man sieht, in dem nur zu einer einzigen dramatischen Frage Anlaß geboten ist. Wird der Vater des Mädchens, wenn er erfährt, daß der Mann, der um seine Tochter wirbt, der einst Geliebte seiner eigenen Frau gewesen, ihm die Hand der Tochter zugestehen? Lindau läßt dem Vater diese Erfahrung erst ganz zu Ende des Stückes kommen, und sobald er dahinter gekommen ist, löst sich der etwa mögliche Konflikt in einer Umarmung mit dem zukünftigen Schwiegersohne, der sein Freund aus alten Jahren ist, sanft und selig auf.

Leute, die ins Theater gehen, um ein Drama zu sehen, könnten sich beklagen, daß dem Drama auf solche Weise ein Bein gestellt wird. Sie könnten sagen, daß die Frage, ob das junge Mädchen den älteren Mann heiraten wird, nicht ausreichend sei für vier Akte und daß drei Viertel der Personen des Stückes überflüssig und darum störend sind.

Aber solche unbescheidenen Leute mögen sich nur bei dem

feiner organisierten Teile des Publikums erkundigen; da werden sie hören, daß ohne diese allerliebsten Überflüssigkeiten eben das nicht herauskommt, was als Quintessenz moderner Dramatik gilt und was man unter dem Schlagworte „moderner Dialog" begreift. Ein zeitgemäßer Dichter nehme Rücksicht auf sein Publikum, welches vom Diner kommt und sich nicht durch schwerfällig große Leidenschaften erschüttern, sondern angenehm prickeln und kitzeln lassen will. Im Namen desjenigen Publikums aber, das nicht ins Theater geht, um dem Verdauungsfieber einige gemächliche Stunden zu weihen, im Namen des Volkes, welches den großen Strom seiner Dichtung in immer seichteren Betten verrinnen sieht, erheben wir Protest dagegen, daß man uns diesen sogenannten modernen Dialog, diese Sammlung von Kalauern und Zweideutigkeiten als Kern und Ziel der neuen deutschen Dramatik einschmuggele! Wenn ihr euch moderne Dichter nennen wollt, so gebt uns Konflikte und Leidenschaften des modernen Lebens. Und wenn ihr sie nicht findet, so liegt das nicht an den Stoffen, sondern an euch.

„Gabriele" endlich von Hugo Bürger: Eine vom Helden des Stückes, Oliver Tornau, in ihrer Liebe verschmähte Frau sucht das Zustandekommen seiner Verheiratung mit der Tochter seines Prinzipals zu hintertreiben, indem sie ihn in Verdacht einer gegen den letzteren begangenen Untreue bringt. Nachdem die Ehe trotzdem zu Stande gekommen, beschließt sie, das Vertrauen der jungen Frau, Gabriele, in ihren Mann zu vergiften; dies gelingt; die Frau glaubt an die Schuld ihres Mannes und dieser wird völlig unglücklich, die Ehe für beide eine Qual. Nachdem der Zwiespalt am Schlusse des dritten Aktes auf seinen Gipfel gediehen, kommt im vierten und letzten die Unschuld Tornaus an den Tag. Die Verbrecherin wird entlarvt und die bis dahin unglückliche Ehe geht glücklich weiter, nachdem der Gatte der Gattin den unwürdigen Verdacht verziehen hat. Ein Intrigenstück. — Die Figur des Helden besitzt unstreitig leiden-

schaftliche Töne; ebensolche finden sich in dem Konflikt zwischen den Gatten und desgleichen sind sie im vierten Akte, beim Wiedererwachen der ursprünglichen Liebe in Gabrielens Herz, vernehmbar. Dennoch trägt ein Stück, dessen letzte Frage darin gipfelt, wann die Helden desselben zur Erkenntnis der wahren Sachlage kommen werden, welche nebenbei gesagt dem Zuschauer längst bekannt ist, schließlich sein Urteil in sich selbst. Denn eine dramatische Intrige, und wäre es die geschicktest durchgeführte, ist keine aus dem Herzen geborene dramatische Idee. Die Leidenschaften, die sich entwickeln, können unser Innerstes nicht berühren, weil sie nicht das naturgemäße Ergebnis gegeneinander strebender Individualitäten oder Verhältnisse, sondern nur das Produkt von Irrtümern sind. Sobald der Irrtum gehoben ist, tritt das Gefühl ein, daß die Leidenschaft unnötig und überflüssig war, und der Schluß des Stückes besagt nichts weiter, als daß nun alles wieder an dem Flecke ist, wo man zu Anfang stand; es eröffnen sich keine Ausblicke in das Seelenleben; unsere Seele bleibt überhaupt kalt und nur der Verstand, der untergeordnete Teilnehmer am Kunstgenuß, tritt in Tätigkeit. Aber beruht Sardous Dora, mit welcher Bürgers Gabriele eine gewisse innere Verwandtschaft nicht verleugnen kann, nicht auf einer Intrige? Und will man behaupten, daß Dora nicht ergreift? Ja gewiß, sie tut es. Wenn man nun aber einmal ein so kompliziertes Instrument, wie ein Intrigenstück es ist, spielen will, so muß man es so virtuos beherrschen, wie es in Dora geschieht. In diesem Stücke wächst die Intrige wirklich zur seelischen Größe und Gewalt an. Und die Gründe sind ziemlich offenbar: zunächst ist hier die Intrigantin, die Gräfin Zika, eine ganz anders packende Figur als Bürgers intrigierende Frau Delberg. Jene ist ein Dämon des Hasses und der Rache, ihre Intrige ist eine furchtbare Tat — diese fädelt ihre Intrigen mit der Kälte und Ruhe eines Kartenspielers ein, der seine Trümpfe ausspielt. Und dann beruht der Verdacht, den dort

der Gatte Doras gegen dieselbe faßt, auf einer ungleich tieferen psychologischen Motivierung als hier der Verdacht Gabrielens gegen ihren Mann: Jener ist gewarnt worden vor der Familie seiner Geliebten, und nur die Liebe zu dieser hat jene Stimme übertönen können, ist gewarnt worden von wirklich wohlmeinenden Freunden, und sobald nun, und zwar mit zwingender Gewalt, der Verdacht sich in seine Seele nistet, wachen alle jene Stimmen wieder auf. Nicht nur die Möglichkeit, daß sie die eine Freveltat begangen haben könnte, macht ihn schaudern, sondern der Gedanke, daß er sich in ihrer Natur getäuscht, und das eben ist das Großartige in der furchtbaren Szene des vierten Aktes, daß wir mit Augen ansehen, wie sich das Bild der geliebten Frau in seiner Seele zum Scheusal verzerrt. Diese ganze psychologische Vorgeschichte aber fehlt in Bürgers Gabriele.

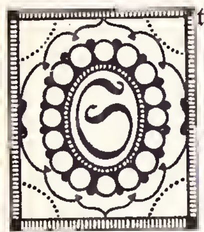
Der Vergleich dieser beiden Stücke drängt uns zum Schlusse beim Rückblick auf die hier besprochenen vier deutschen Stücke die Frage auf, wodurch denn eigentlich die modernen Franzosen so viel mächtiger auf der Bühne wirken als die modernen Deutschen. Ist es wirklich, wie behauptet wird, nur die vollendetere Form? Die ausgearbeitete Technik und Mache? Nein, der Grund liegt tiefer und liegt darin, daß in diesen französischen Stücken der Puls der Leidenschaft ein ganz anderes Tempo geht als in den modernen Deutschen. Und woran liegt das? Daran, daß wir keine Konflikte in unserem modernen deutschen Leben haben? Das wird wohl nicht nötig sein zu widerlegen; nein daran, daß diese Franzosen im Augenblick, wo sie schreiben, an das glauben, was sie schreiben. Das fühlt man und das überzeugt; und das fühlt man bei den modernen Deutschen nicht und darum überzeugen sie nicht.



Faust in Weimar
Eine Beleuchtung mit Streiflichtern

Deutsche Monatsblätter. Zentralorgan für das literarische Leben der Gegenwart. Herausgegeben von Heinrich Hart und Julius Hart. Erster Band. Zweites Heft. Mai 1878. Bremen, Verlag von J. Kühtmanns Buchhandlung.





tation Corbetha — „Bitte um die Billetts."
„Weimar — Weimar" sechs Fahrgäste im Coupé und eben soviel Billetts nach Weimar — unwillkürlich sehen sich die Reisenden an. Alte wundersame Stadt an den umbuschten Ufern der Ilm, welch neue Gewalt hast du ersonnen, um die Ströme der Wallfahrer zu dir heranzuziehen? Die großen Zauberer sind ja tot, die einst aus dem freundlichen Gehege deiner Gärten ihre weisheitstrunkenen Lieder ertönen ließen und dich zum Dodona des deutschen Volkes machten. — Dieses Volk selbst fragt ja nicht mehr nach Zaubergesängen — drängt nicht mehr klopfenden Herzens zu den Stätten, wo seine Hohepriester gewandelt — gelangweilt schenkt es ihnen einen halben Blick, weil die Unterhaltung am winterlichen Teetisch es zur Anstandspflicht macht, daß man das „Salve" vor Goethes Stubentür und den Schreibtisch in Schillers Studierstube mit eigenen Augen gesehen hat. —

Was also ist es? Oder wären sie vielleicht doch nicht tot, die alten Gewaltigen? Und wäre es vielleicht doch noch anders dieses deutsche Volk der heutigen Zeit? Ja, diese sechs Tage,[1]) welche über das stille Weimar so dahinzogen, als wunderten sie sich selbst über das, was sie gebracht, sie sprechen eine vernehmliche Sprache; und wer sie versteht, dem sagen sie, daß das wahrhaft Große unsterblich ist, weil es an jedem Tage in jedem fühlenden Herzen aufs neue geboren wird — daß es keine Zeit geben wird, wo die Sprache der Poesie den Menschen unverstanden an die Seele klingen wird, weil diese Sprache in den Naturlauten der Menschheit spricht; in den Lauten, welche dem Roheſten wie dem Gebildetsten nahe sind, wie die alten

[1]) Vom 6. bis 10. April 1878 fand in Weimar eine dreimalige Wiederholung von Goethes Faust, in der Einrichtung von Otto Devrient, statt, die zum erstenmal zur Säkularfeier von Goethes Ankunft in Weimar 1875 aufgeführt worden war.

Melodien, die ihm die Mutter an der Wiege sang, in denen das Kind die erste Bedeutung der tiefsinnigen Rätsel dieses großen Menschenlebens ahnte. Eine Schar von trefflichen Männern hat sich zusammengetan, um des großen Dichters größtes Werk seinem Volke in den farbigen plastischen Gestalten der Bühne vorzuführen. Der eine von ihnen hat mit organisatorischem Geiste den Bühnenplan gefaßt, das ungeheure Poesiegebilde zum Bedarfe der Bühnentage und für die Kürze des Theaterabends zusammenzuraffen — Otto Devrient. Der andere ist mit dem Vollgewichte seiner musikalischen Persönlichkeit hinzugetreten, an dieser Stelle zu schnellerem Verständnis anregend, an jener Stelle, wo die zusammengedrängten Glieder aneinander zu stoßen drohten, vermittelnd und überleitend — Lassen. Ein hochsinniger, kunstliebender Fürst hat willig sein schönes Theater für den genialen Versuch geöffnet; und ein Bühnenleiter, dessen geübte Hand und dessen künstlerisch erweiterten Blick wir bei so vielen, — ach gar zu vielen — größeren Bühnen Deutschlands vermissen, ist mit seinem Künstlerpersonal in das große Wagnis hineingegangen — von Loën. Und dieses Personal endlich — vom Größten bis zum Kleinsten — es hat die schwere Aufgabe, die sich ihm bot, mit einer Hingebung erfaßt, daß der greisenhafteste Zuschauer jung werden mußte durch ihr jugendliches Feuer, und daß dem galligsten Krittler das Herz im Leibe lachen mußte. Mag man dieses Lob überschwenglich nennen — in einer Zeit, wo mit solchem Fanatismus getadelt wird, wollen wir uns einmal das Recht nehmen, mit Fanatismus zu loben! Und so ist es denn zustande gekommen das große Werk; so ist sie emporgestiegen — nicht aus der Vergessenheit hervor — aber zu körperlichem blühenden Leben, als ein lebendiges Menschengebilde unter lebendige Menschen, die große Offenbarung des deutschen Mannesgeistes, das Hohelied der deutschen Jungfräulichkeit — der Faust. Und „Faust“ war das Losungswort, welches von der räumlich so

kleinen, geistig so großen thüringischen Stadt ausgehend in immer weiter wachsenden Wellenkreisen durch Deutschland flog und die Menschen von nah und fern zu dem hellen Mittelpunkte heranzog; Faust. Unwillkürlich wird man zum Novellisten, wenn man es unternimmt, diese Aufführungen zu schildern, welche in der Woche vor Ostern dieses Jahres zu Weimar stattfanden. Denn nicht nur, was sich im Theater und auf der Bühne begab, war sehens- und hörenswert — nein, auch das Leben, das sich außerhalb, das sich vor und nach den Vorstellungen entwickelte, war es, und dieses alles zusammen gab jenen Tagen ihren ganz eigentümlichen Reiz, ihren wunderbar gehobenen duftigen Charakter. Wer an einem solchen Abende vor den geöffneten Pforten des Weimarer Theaters gestanden hat; wer es gesehen hat, wie der Platz zu Füßen der Kolossalstatue der Dichter-Dioskuren von Menschen wogte, die sich erst in erwartungsvollen Gruppen sammelten und dann in die erschlossenen Räume hineinmündeten, der konnte sich der Gedanken nicht erwehren. „Es ist also doch noch möglich, daß, während Krieg und Kriegsgeschrei die Welt erfüllt, während die Spekulation ihre staubigen breiten Chausseen durch die blühenden Gefilde der dichtenden Phantasie zieht — sich deutsches Volk zum reinen stillen Kunstgenuß sammelt und dem Beschauer ein Bild bietet, das in kleinerem Maßstabe an die olympischen Spiele erinnert?" Was sagen Sie denn dazu, meine Herren Bühnendirektoren, die Sie immer so gern mit dem geflügelten Worte bei der Hand sind, daß das deutsche Publikum keinen Sinn mehr besitze für Werke des großen Stils, für Erzeugnisse wahrer Poesie! Ich weiß genau, was Sie erwidern: „Diese Aufführungen haben ein paar Gebildete, ein paar Literaturfreunde herangelockt, die sich einmal den barocken Versuch ansehen wollten." Aber mit diesem Einwand kommen Sie nicht durch, denn es waren keine Rendezvous für die gebildete Welt allein, sondern es waren Volksfeste im wahren Sinne des Wortes. Die Galerien waren

überfüllt, und es ist Tatsache, daß in den Kreisen der kleinen Leute ein Drängen zu den Aufführungen stattfand — daß die letzteren den Gesprächsstoff tagelang vorher bildeten — daß Darsteller vom kleinsten Kaliber, Choristen und Choristinnen ihrer Freude und ihrem Stolze öffentlich Ausdruck gaben, mitwirken zu dürfen an dem erhabenen Werke. Es ist wieder in Erinnerung gebracht worden, was freilich nie hätte vergessen werden sollen, daß die Schaubühne ein „moralisches Institut" ist, daß sie Macht besitzt über das menschliche Gemüt, Macht zur Veredlung, wenn sie angewandt wird wie in Weimar geschah, Macht zur Verflachung und Erniedrigung, wenn sie so angewandt wird, wie es bei Ihnen, meine Herren Direktoren, zumeist geschieht; bei Ihnen, die Sie nur einen Stimmberechtigten noch anerkennen, Ihren Kassierer, die Sie den Wert Ihres Publikums nicht mehr nach seiner Empfänglichkeit, sondern nach dem Umfang seiner Börsen beurteilen und die Sie darum die Preise der Plätze zu einer Höhe emporschrauben, die es dem wirklich verständigen Publikum zur Unmöglichkeit macht, das Theater zu genießen; die Sie die Weltbedeutenden Bretter zu einem Boden gemacht haben, auf welchem einaktige Eintagsfliegen ihr jämmerliches Dasein fristen und die alten Werke der großen Meister, getragen von blasierten Schauspielern, von Zeit zu Zeit vor den Augen eines gelangweilten Publikums vorüberhumpeln. Ja, Eure Seelen, Ihr Herren, haben die Schwungfedern verloren. Ihr seid ohne Begeisterung für Eure Sache und darum könnt Ihr keine Begeisterung mehr wecken. Ihr geht mit Zähneklappern und Gähnen ans Werk, wenn es gilt, ein großes poetisches Werk ins Leben zu rufen, Ihr traut Euch selber nicht — und Ihr wollt Euch wundern, wenn das Publikum Euch nicht traut! Aber verbitten wollen wir es uns, daß Ihr dem Publikum die Schuld in die Schuhe schiebt, die Euch trifft; verbitten dürfen wir es uns, nachdem wir das Schauspiel erlebt, das eine von Kunstfreudigkeit beseelte und gehobene Stadtbevöl-

kerung uns bot; nachdem wir gesehen, daß das Weimarer Theater an den sechs Faustabenden vom ersten bis zum letzten Platze ausverkauft war und ausverkauft gewesen sein würde, wenn noch sechs solche Abende gefolgt wären. Ja, es war ein Schauspiel im Schauspiel, und nicht das uninteressanteste, die Zuschauer dieser Theaterabende zu betrachten. Gehen wir denn von ihnen zur Bühne über.

Vor der Gardine, welche geschlossen vor dem ersten Teile des Faust herabhängt, erscheint das Dreiblatt: der Theaterdirektor, der Dichter und die komische Person und entwickeln ihre Ansichten über das zu leistende Schauspiel. Ein ganz vortrefflicher Gedanke, diesen dialogisierten Prolog zu bringen. Nichts kann in naiverer und zugleich schönerer Weise die Spannung auf das Kommende vorbereiten, nichts in drastischeren Umrissen den Charakter des bevorstehenden Stückes andeuten. Man hat den Faust hundertmal gesehen und fühlt sich, wenn man dies Gespräch anhört, vor etwas ganz Neues gestellt. — Prolog im Himmel. Auf dem Podium der Bühne der geschlossene Höllenrachen in Felsen eingelassen, zu beiden Seiten desselben schwingen sich zwei mächtige Freitreppen um die Felsen herum zu den Wolken empor; weit oben, in Wolken gelagert, singen die Erzengel ihren grandiosen Schöpfungsgesang. Dann klappt der Höllenrachen auf und Mephisto, wie ein roter Funke von den Flammen hinausgeschleudert, hüpft die Treppe empor. Alles wundervoll malerisch, wundervoll leicht und doch groß. Und so wächst er nun empor, der göttliche Titane, Faust geheißen — Akt für Akt — nicht mehr ein an Haupt und Gliedern verschnittener Strunk, wie er uns gegenwärtig auf den deutschen Bühnen entgegentritt, sondern frei — gelöst die schönen starken Glieder — atmend aus tiefer wohlklangerfüllter Brust — da es ihm endlich einmal verstattet ist, sich in der ganzen Fülle seiner unermeßlichen Poesie auszusprechen, da endlich einmal kein Direktor mit der Uhr in der Hand dahinter

steht, ängstlich sorgend, daß es dem lieben Publikum zuviel werden möchte. O ihr ängstlichen Herren — das Publikum saß in Weimar von ½ 6 Uhr bis 11 Uhr an seinen Plätzen, und glaubt ihr, daß es ihm zuviel wurde? Nein! Wenn ihr nur dem alten Goethe trauen wolltet; er ist Manns genug, ein Publikum fünf und eine halbe Stunde wach zu erhalten.

Nachdem der erste Akt in der üblichen Weise vorüber, eröffnet der zweite mit dem Osterspaziergange in einer ganz reizenden geistvoll erfundenen Dekoration. Hier zum ersten Male begriff ich, was es heißt, die Bühne in die Höhe zu bauen und hier sah ich mit dem ersten Blicke, daß damit dem deutschen Theater eine neue hochersprießliche Erfindung geschenkt ist: In drei Etagen baut sich die Bühne auf. Auf der obersten steht der Lindenbaum, um den sich, zum Klange der entzückenden Lassenschen Musik, der mit „bunter Jacke, Band und Kranz“ geputzte Schäfer dreht — die zweite Etage ist in der Höhe des Stadttors, welches in dieselbe mündet und von ihr führt ein Steg mit Stufen zur untersten, zum Podium der Bühne herab. Und so ist denn in der ungezwungensten Weise Gelegenheit geboten, daß das ganze bunte Leben lustig, eifrig und natürlich durcheinander pulsiert — nicht nebeneinander, wie auf unseren flachen trivialen Bühnen, sondern wirklich durcheinander, herzerfreuend, so daß es Schauspieler und Publikum zu jauchzender Lustigkeit dahinreißt — augenerquickend, so daß man versteht, daß die Natur mit diesen geputzten Menschen statt der Blumen vorlieb nimmt.

Folgen nun die Begegnung mit Mephisto in Faustens Zimmer; dann im dritten Akte die besonders hübsch arrangierte Szene in Auerbachs Keller, bei der Hexe, und dann, nachdem der Zwischenvorhang herniedergegangen, kommt sie, kommt Gretchen. Die Szenerie ist von so malerischer Schönheit, daß ich sie, so gut es geht, kurz beschreiben muß. Wieder eine Bühne in drei Etagen. Auf die oberste mündet von rechts die Pforte

des Doms, aus welchem man die geputzten Kirchgänger herausströmen sieht. Zweite Etage Gretchens Haus — in der Art angelegt, daß man den Hauseingang von oben, vom Zuschauer ungesehen, zu denken hat, während das Fenster, vorläufig geschlossen, nach vorne hinausgeht. Von der Domtüre zum Podium herab, an Gretchens Haus vorüber, so daß dieses auf einem der breiten Treppenabsätze zu stehen scheint, führt eine große, in mächtigen Stufen angelegte Treppe. An ihrer untersten Wange das Bild der „schmerzensreichen" Mutter; etwas zurückgeschoben, in die Mauer eingelassen, der ewig rinnende Brunnen, wo nachher Lieschen ihren Eimer füllt — links auf dem Podium endlich, zu Füßen von Gretchens Haus, gerade unter ihrem Fenster, der Garten der Frau Marthe. So ist der Raum, auf welchem Gretchens Liebesfrühling aufblüht und dahingeht, in den engsten Rahmen gedrängt. Aber wie heimelt uns diese Umgebung an, wie stimmt sie mit den Menschen, die sie füllen, und ihrem Schicksal überein. Das ist wirklich die mittelalterliche Stadt mit ihren krausen Gassen und Gäßchen, ihren launischen Ecken, phantastischen Gängen und Treppen; das sind jene mittelalterlichen Räume — so enge, als wollten sie das Herz, das unruhvoll in ihnen schlägt, zu Tode drücken; das ist der mittelalterliche Dom, der über allem thront und seinen dämmrigen Schatten halb unheimlich wie einen ewig mahnenden düsteren Finger in die Leiden und Freuden der Menschen hineinreckt.

Und innerhalb dieser Umgebung, entsprechend ihren eng gezogenen Linien, Szene an Szene gedrängt, treu angeschlossen an die Vorschriften des Dichters, und darum richtig dramatisch und echt poetisch, entwickelt sich nun die Episode des Gretchens, das Schauspiel im Schauspiel, inhaltreich genug, um eine Dichterschule zu speisen, und doch nur, wie es der Dichter wollte und wie es die Bearbeitung Devrients trefflich zur Anschauung bringt, eine Episode in der großen Weltbegebenheit Faust. Teils vor der Dompforte, teils auf der Treppe, dann wieder in Gretchens

Stübchen — das sich durch Herabsinken des Fensters wie ein keusches Geheimnis vor den Augen des Publikums enthüllt — und endlich in Marthens Garten spielt sich die alte wunderliebliche Geschichte, vorläufig bis zum Schlusse des dritten Aktes, ab, wo wir Gretchen im Vollbesitze des neuen Glückes verlassen: „Bin doch ein arm unwissend Kind, begreife nicht was er an mir find't."

In dieselbe Szenerie führt uns, nach kurzer Einleitung durch den Auftritt zwischen Faust und Mephisto im Felsengeklüft, der vierte Akt; die Schatten werden dunkler; dem Religionsgespräch mit Faust schließt sich die Szene am Brunnen mit Lieschen an, eine Szene, die törichterweise auf den deutschen Bühnen gestrichen ist, obgleich sie, wie nichts anderes, die Seelenpein des unglücklichen Mädchens schildert; dann, nach kurzer musikalischer Überführung, das Gebet am Muttergottesbilde — das Ständchen Mephistos — Valentin. Auf der Treppe wird Valentin erschlagen; auf den Stufen derselben — über neben und unter ihm — sammelt sich der Haufen klagender Weiber, erschreckter Männer — ein Gemälde bildend wie es lebendiger, grausenvoller und größer auf der Bühne nicht gedacht werden kann.

Von der Treppe, auf der sie zusammengebrochen, schleppt Gretchen sich bis vor die Pforte des Doms, Lichtschein dringt aus seinem Inneren; die Phantasie wird mächtig angeregt, man glaubt den aufgebahrten Leichnam des Bruders im Inneren zu sehen; man glaubt, daß ihm zur Feier der zermalmende Gesang des dies irae erschallt — man sieht Gretchen ohnmächtig zusammenbrechen und so rollt die düstere Szene und mit ihr der vierte Akt in machtvoller einheitlicher dramatischer Wucht zu Ende. Wer diesen erschütternden Eindruck genossen, für den ist die Darstellungsweise auf andern Bühnen, namentlich auf der königlichen zu Berlin, wo nach Valentins Tod ein ganz störender Szenenwechsel eintritt, der uns in die Kirche hineinführt, begraben und tot. Ein grandioserer Aktschluß als dieser von Otto

Devrient herausgearbeitete des vierten Aktes ist auf der Bühne kaum ein zweites Mal da. Soll ich bekennen, daß mir bei dieser Gelegenheit ein Umstand nicht ganz verständlich war, so ist es der, daß die Worte des bösen Geistes: „Wie anders, Gretchen, war dir's“ usw., nicht von einem Geiste, sondern von Gretchen selbst monologisierend gesprochen wurden. Es ist nicht geradezu störend, klingt aber doch in ihrem Munde ein wenig zu reflektierend in Anbetracht ihres Seelenzustandes.

Endlich der fünfte und letzte Akt. Im wilden Durcheinander der Brocken-Hexen-Szenen wirkt die gespenstische Erscheinung des blassen, unglücklichen Gretchens unaussprechlich rührend und schrecklich zugleich. Es muß hervorgehoben werden, daß Devrient-Mephistos durchweg treffliches Spiel an dieser Stelle meisterhaft und groß war. Bei der Erscheinung des Mädchens wendet er das Haupt hinweg; die immer glatte, sichere, spottlustige Stimme wird rauh und unsicher — der Satan selbst beugt sich vor der Heiligkeit des Unglücks — den Satan selber graust es vor der Fülle des Wehs, das er auf dieses schöne Haupt geladen hat.

Und nun in ganz eigentümlicher phantastischer Dekoration die letzte, die Kerkerszene. Wir befinden uns nicht in dem gewöhnlichen Theaterkerker, sondern auf der Plattform des Turms, in dessen Innerem Gretchen gefangen liegt. Im Hintergrunde verdämmert die Stadt, wo morgen der Blutstuhl der Verlorenen stehen wird, auf die Plattform führt Faust die Geliebte hinaus, nachdem er das Kerkertor erschlossen hat; und die Turmtreppe reißt Mephisto ihn mit seinem: „Her zu mir“ hinab — —.

Der Vorhang fällt und eine Welt der Schönheit ist vorübergerauscht.

Zweiter Abend, zweiter Teil. Wie viel mäkelnde Kritiker sind über das Unternehmen, diesen Teil auf die Bühne zu bringen, hergefallen — welch ein Gewinsel hat sich unter den Goetheforschern, Goetheverehrern und Pseudoverehrern über die

Keckheit erhoben, mit welcher Otto Devrient diesen Teil für die Bühne zusammengestrichen, über die Gewalt, die er Goethe angetan habe. Wenn diese Herren uns doch einmal sagen wollten, durch wen denn wohl der zweite Teil des Faust dem deutschen Volke zugänglicher gemacht wird, ob durch ihre langatmigen Kommentare oder durch Devrients Bearbeitung. Nein, die Tat hat alle jene Stimmen widerlegt und Devrients Werk in jeder Weise gerechtfertigt. Das deutsche Volk hat ein Recht, den ganzen vollen Faust kennen zu lernen, das Recht des Vaters, der sein Kind sehen will, denn aus seinem Geiste, aus dem deutschen Volksgeiste ist ja dieser Faust geboren. Wer hat sie denn erfunden, alle diese bunten Abenteuer des Teufelverschriebenen Doktor Faustus? Wer ist denn zuerst auf den Gedanken gekommen, daß er, der Unersättliche, sich das schönste Erdenweib, die Helena, aus der Hölle heraufholen mußte. Waren es nicht unsere Vorväter? War es nicht das deutsche Volk, das sich sein Faustbuch zusammenfabulierte? Und wenn sich denn nun alle diese bedeutenden ernsten und wichtigen Begebenheiten zusammengestellt finden in Goethes Dichtung, wenn es Tatsache ist, daß das deutsche Volk nicht mehr Zeit hat, diese Dichtung zu lesen, ist es dann nicht ein gutes und lobenswertes Unternehmen, wenn Männer sich finden, die es dem Volke nahe bringen in der lebendigsten aller Gestalten, in der Bühnendarstellung? Und darf man ihnen einen Vorwurf machen, wenn sie hier und da einen üppig wuchernden Schnörkel hinwegräumen, damit das Ganze um so mächtiger wirke? Nein, sie haben recht getan; und mehr als das — ich spreche hier, nachdem ich den zweiten Teil gelesen und gesehen — sie sind mit äußerster Pietät verfahren, sie haben wirklich nur das Notwendigste getilgt, und haben vollauf gezeigt, daß sie ein poetisches Werk mit poetisch gestimmten Händen anzufassen wissen. Und der Erfolg ist nicht ausgeblieben; denn wer diese Aufführung gesehen, muß eingestehen, daß ihm der zweite Teil des Faust

unendlich lebendiger geworden ist, als wenn er ihn wieder und wieder las.

Die Eröffnung mit dem Vorspiele, wo die Elfen den schlummernden Faust umspielen, leitet wieder auf das glücklichste ein. Reich, bunt und glänzend schließt sich mit dem ersten Akte der große Auftritt am Hofe des Kaisers an. Faust als Nekromant, und Mephisto als Narr, erscheinen — das Maskenfest fällt fort — die Erfindung des Papiergeldes geht sogleich vor sich und macht eine äußerst heitre, lebendige Wirkung. Beschwörung des Paris und der Helena, welche auf der obersten Etage der wieder in Abstufungen emporgebauten Bühne erscheinen. Von zündend komischer Wirkung dabei die Unterhaltungen der Hofherren und Hofdamen über das Äußere des Paris und der Helena, wie denn überhaupt an allen Ecken und Enden die bunten Lichter des schönen Goetheschen Humors hervorbrechen. Humor ist solch ein edles Seelenmetall, daß kein Rost daran haftet, kein Alter ihn verwischt; alles kann der Dichter, wenn er alt wird, verlieren, die Gabe des Humors, wenn er sie je besaß, wird er immer besitzen. Das macht sich, nachdem der erste Akt mit dem Verlöschen der Zauberbilder infolge von Faustens Ungestüm geschlossen, glänzend im zweiten Akte, im Gespräche zwischen Mephisto und dem Schüler-Baccalaureus geltend. Dieser Akt spielt wieder in Faustens Studierzimmer, wo nun Wagner als Gebieter herrscht, den wir bei der Fabrikation des Homunculus finden. Mit dem letzteren, nachdem er fertig geworden, fahren Mephisto und Faust zum Schlusse des zweiten Aktes nach den thessalischen Gefilden, um dort die klassische Walpurgisnacht zu feiern, ab. Und mitten in die klassische Wildnis, unter Sirenen, Sphinxe und Greife trägt uns nun der dritte Akt. Lassens Musik gibt dem ganzen spukhaften Bilde ein trefflich malerisches Kolorit und bereitet auf die größeren Wunder vor, welche bevorstehen. Helena erscheint mit ihren Weibern, und es beginnt die Helenaepisode,

welche wieder in gedrängter Kürze bis zum Schlusse des dritten Aktes, mit Einschluß des Euphorion, an uns vorüberzieht. Ein einziges Mal fällt dabei der Zwischenvorhang, damit Helena mit den Ihrigen nach Faustens Burg versetzt werden kann; und hier spielt sich die sinnlich glühende Liebe zwischen Faust und Helena, das Hervortreten und der Untergang des Euphorion ab, und mit der Rückkehr der Helena zum Reiche der Schatten endet wirksamst der Akt. Diese gedrängte Schilderung mag verraten, daß eine Menge Tatsächliches auf der Bühne geschieht, daß der Zuschauer wahrhaft unterhalten wird und daß das ganze Arrangement, mit größter Leichtigkeit durchgeführt, Zeugnis ablegt für eine Hand von meisterhafter Bühnenkunde.

Es folgt der vierte, nach Anlage der Dichtung an Handlung ärmste Akt. Der Kampf des Kaisers mit dem Gegenkaiser, der weniger auf der Bühne gesehen, als hinter den Kulissen gehört wird. Faustens zauberisches Eingreifen in denselben, seine endliche Belohnung durch Verleihung des gewünschten Landstrichs am Meer. Humoristisch und bunt wirkende Episoden sind hineingestreut durch das Erscheinen der drei gewaltigen Gesellen, mit denen Faust dem Kaiser Hilfe bringt, und durch den allerliebsten Auftritt zwischen Haltefest und Eilebeute, die sich mit der Beute beladen und davonmachen. Und anschließend nun hieran, aufwachsend zur alten gewaltigen Dichterhöhe der große erschütternde fünfte und letzte Akt. Die prächtige Szenerie zeigt Faustens Schloß am Strande des Meers, das im Hintergrunde sichtbar wird und sich mit einem Arme bis unter den gewölbten Torbogen streckt, so daß der Kahn, welcher Mephisto mit den drei gewaltigen Gesellen trägt, bis in den Vordergrund der Bühne schwimmen kann. Über dem Torbogen der Wartturm der Burg, von dem herab Lynceus sein königliches Wächterlied ertönen läßt, rechts davon, auf Felsen erhöht, der kleine Garten, wo Baucis und Philemon ihr bescheidenes Mahl

mit dem Wanderer teilen. Ergrauten Bartes, unwillig über das Glockengeläute der nahen Kirche, gequält von der Unruhe weltverzehrender Unersättlichkeit, erscheint Faust. Philemon und Baucis sind ihm im Wege, die Erde gehört ihm, und das Sandkorn ärgert ihn, das seine Schuhsohle reibt — sie sollen fort. Aus dem Befehle, der nur friedliche Expropriation anordnet, wird in den Händen der Diener brutale Gewalt; Flammen wirbeln an der kleinen Stätte auf und erfüllen, den Untergang der kleinen Leute verkündend, Faustens Gemüt mit dumpfem Unwillen. Da erscheinen sie, mächtig eingeleitet, furchtbar wirkend, die vier grauen Gestalten, Mangel, Schuld, Sorge und Not, und sprechen ihre düsteren, unheilverkündenden Worte. Auf dem Altane seines Schlosses tritt die Sorge an Faust heran und auf die Brüstung des Altanes sinkt sein, von ihrer Berührung erblindetes Haupt nieder. Die Tragik geht ihren großen, dumpf rollenden Gang voran, unten vor dem Schloß erscheint der blinde Greis und erteilt an Mephisto in fiebernder Hast immer neue Befehle zu immer neuen Unternehmungen, die er nicht mehr vollendet sehen soll. Er sieht nicht, was der schauernde Zuschauer sieht, sieht nicht die schrecklichen Gestalten der schlotternden Lemuren, die ihn mit toten Augen umstehen und die, während er vom mächtigen Graben phantasiert, der das Land entsumpfen soll, mit grausiger Emsigkeit das Grab schaufeln, wo nun er, der Erde gewaltigster Sohn, der harrenden Erde seine körperlichen Reste als lang vorenthaltenes Opfer darbringen soll. So sinkt er herab — und Faust ist tot. Es klingt in unsern Herzen wie ein Echo nach: Die Menschheit ist tot. Nun reißt Mephisto den blutgeschriebenen Pakt hervor; der Mantel sinkt, der ihn umhüllte, Fledermausflügel schießen an den Schultern hervor — nicht mehr der „edle Junker“ im „Mäntelchen von starrer Seide“, der furchtbare Sohn der Hölle steht vor uns, der sein verfallenes Teil heischt. Teufel stürmen herein, um die Seele zu ergreifen, die ihnen gehört — da öffnen sich die Wolken —

Chöre der Seligen und Rosen, den Teufeln ein Greuel, schweben auf die Unholde hernieder und verjagen sie vom Kampfplatz.

In der Aufführung gehen diese Kämpfe nicht ganz mit der hier geschilderten Schnelligkeit vor sich — die Lemuren singen ihren schönen, aber für die gespannte Situation etwas zu langen Grablegungsgesang — Mephisto stürzt nicht sofort auf seine Beute zu — alles ganz den Worten der Dichtung entsprechend, aber in diesem Falle sollte man dreist zufahren und ein wenig zusammendrücken — denn der Augenblick, wo Faust stirbt, der Gipfel der beiden Abende, der Moment, wo die große im Prolog im Himmel geschlossene Wette sich entscheiden soll, drängt den Zuschauer mit dramatischer Gewalt zu der Frage: Wie wird sie sich entscheiden? Es ist ein Zeichen für die grandiose Dramatik dieser letzten Szenen, daß man unwillkürlich auf diesen ganz naiven Standpunkt gedrängt wird, zu fragen: Was wird? Was geschieht im nächsten Augenblick? Und diesem Bedürfnis des Zuschauers muß Rechnung getragen werden.

Noch einmal heben sich die Wolken hoch in Himmelshöhen, auf der wieder emporgebauten Bühne erscheint die Mater Gloriosa, umringt von jauchzenden Chören der Seligen und Engel; im weißen Gewande, von Gretchens Hand geführt tritt Faust vor sie hin — und unter wogenden Strömen des Wohllautes sinkt der Vorhang feierlich herab — Faust ist geendet.

So geht man nach Haus — kein Gespräch will zustande kommen — denn in jedem Herzen wogt, einem Weltmeere gleich, die unermeßliche Dichtung nach, die zum ersten Male an uns vorüberrauschte. Zum ersten Male, das gilt nicht nur vom zweiten, sondern auch vom ersten Teil. Zum ersten Male hat man es in seiner natürlichen Körpergröße gesehen das wundersame Gebilde, zum ersten Male das Durcheinanderspielen von jauchzender Laune, herzzermalmendem Ernst, von packendem Realismus und über die Erde hinausgreifender dämonischer Phantastik genossen und aus all dem Gewoge und Gewühl ist sie uns

wieder emporgestiegen in ihrer kindlichen Schalkhaftigkeit und ihrem heiligen Ernste, mit ihren treuherzigen, sanftmütigen Augen und der schwellenden Zornesader auf der hohen Stirn, die herrliche, ewige, heute ach in so nichtswürdige Banden geschlagene Seele des deutschen Volkes. — O heilige Mutter, steh auf von deinem Schlafe, schüttle sie aus dem Saume deines Gewandes die Parasiten, die sich darin festgesetzt haben!

Und nun schweifen die Gedanken aus dem lieblichen Weimar hinaus — andern Städten Deutschlands zu, und zum Beispiel auch nach Berlin. Und da sieht man es liegen das königliche Theater zu Berlin, welches vor allen anderen seine Pforten erschließen sollte der triebfröhlichen, an großen Problemen der Zeit genährten deutschen Poesie — und man sieht, wie es sich gähnend auf seinem Lager von Stroh rekelt — wie es dumpf und stumpf zu der Weimarer Herrlichkeit hinüberschaut, ohne daß ihm auch nur der Gedanke kommt, ob es denn nicht richtig wäre, wenn die erste Stadt Deutschlands statt des alten Faust-Schlendrians, den man ihr zum Überdrusse vorführt, auch einmal diesen echten, wirklichen Faust zu sehen bekäme. Aber statt dessen vertreibt es sich die Zeit mit Einaktern- und Konversationsstücken und während aus dem Weimarer Theater eine Schar von tiefergriffenen, hoch emporgehobenen Menschen strömt, verläßt ein Publikum, das sich räsonnierend über die neuerlebte Trivialität Luft macht, die königlichen Theaterräume zu Berlin! O deutsche Nationalbühne! — Und warum, in aller Welt, bringt man ihn denn nicht in dieser Form? Wir wollen ja, meinetwegen, nicht verlangen, daß man den zweiten Teil zum stehenden Repertoire-Stücke mache und regelmäßig auf den ersten folgen lasse — es mag ja genügen, wenn man ihn alle Jahre ein-, zweimal als etwas Besonderes bringt — aber bringen soll man ihn; das ist eine künstlerische, eine nationale Pflicht! Und bringen soll man den ersten Teil nicht in der abgedroschenen trivialen Weise wie bisher — die man gar nicht mehr sehen kann, wenn

man die Devrientsche Bearbeitung kennen gelernt — sondern in dieser oder nach Vorbild dieser, das ist eine noch größere, noch dringendere Pflicht. Die Berliner Hofbühne leidet an einer Krankheit, die lächerlich erscheinen würde, wenn sie nicht zu so traurigen Ergebnissen führte, am Furcht-Fieber vor dem Publikum. Wir haben schon oben gesagt, wie unbegründet diese Befürchtungen und worauf sie zurückzuführen sind. Wodurch hat es denn das Berliner Publikum verdient, daß man eine so geringe Meinung von ihm hegen, daß man nicht wagen darf, den Faust ihm ungeschmälert vorzuführen? Es wäre über diesen Punkt so übermäßig viel zu sagen, daß wir es auf eine andere Gelegenheit verschieben und für heute endigen wollen. Hätte Apoll nicht seit Jahrzehnten gezeigt, daß er vom deutschen Theater nichts mehr wissen will, so würden wir zum Schlusse sagen: „Gott bessere es.“ Weil wir das also nicht können, rufen wir den trefflichen Weimaranern von ganzem Herzen zu: „Habt Dank!“ Und wenn Krittler und Mäkler an eurem Werke zerren, so denkt der Schlußworte in Goethes neu veröffentlichter[1]) Parabel, die Eblis: „Es können die Eblis, die uns hassen, Vollkommenes nicht vollkommen lassen.“

---

[1]) Aprilheft 1878 der deutschen Rundschau.



Simson und Delila

Deutsche Monatsblätter herausgegeben von Heinrich und Julius Hart. Erster Band. Sechstes Heft. September 1878.





n dem Augenblicke, als im Haupte des Menschen, der vom Schlafe der vegetierenden Kreatur erwachte, die große Sonne des Seinesselbst-Bewußtseins aufging, weckte sie mit ihrem ersten Strahle das Bedürfnis in ihm, Unterredung zu pflegen mit der Unendlichkeit, die ihn umgab; sein Gefühl zu waffnen gegen den zermalmenden Riesen „Natur", und seinem Entzücken Ausdruck zu verleihen gegenüber der himmlischen Gottheit des gleichen Namens „Natur". Mit dem Bedürfnis war ihm die Sprache geboren: es war die Poesie; und so, durch sie vermittelt, entstand das große Zwiegespräch zwischen der Menschheit und ihren Göttern, das wir „Mythologie der Völker" nennen. In der Kindheit der Menschheit geboren, und darum alle Keime ihrer späteren Rätsel im Schoße andeutend, ausgesprochen mit der Urkraft ersten Gefühls, ist die Mythologie durch alle Zeiten die große nährende Quelle der menschlichen Poesie geblieben; sie läßt sich dem unerschöpflichen Weltmeere vergleichen, auf welches die Äquatorialsonne herniederbrennt: Wolken auf Wolken entquellen seinem Schoße, die dann ihren Flug über die fernen Länder nehmen, um in fernen Tälern befruchtend niederzutauen und nun Schößlinge und Blumen zu treiben. Von einer solchen nachgeborenen Blüte[1]) wollen wir hier sprechen.

J. H. Schiff hat den Stoff seines Dramas dem großen Wunderbuche der Juden und Christen, der Bibel, entnommen; er hat ihr einen der dramatisch bewegtesten Momente, die Geschichte Simsons und Delilas, entnommen.

Es gab eine Zeit in Deutschland, wo die Wahl dieses „so sehr entlegenen" Stoffes genügt hätte, dem Werke das Todesurteil zu sprechen. Jung-Deutschland wollte nichts davon wissen,

[1]) Simson und Delila. Trauerspiel in 5 Aufzügen von J. H. Schiff. (Stuttgart, Verlag von Carl Grüninger.) 1877.

daß man „abgenagte Knochen immer wieder benagte", es verlangte nach zeitgemäßen, modernen Problemen.

Hoffen wir, daß das jüngste Deutschland endlich dahin kommen wird, einzusehen, daß nicht das den Dichter macht, was er wählt, sondern einzig das, wie er das Gewählte behandelt.

Wenn wir daher Herrn Schiff zu dem Stoffe, den er gewählt, nur Glück wünschen können, so wird er nicht zürnen dürfen, wenn wir mit um so größerer Strenge prüfen, wie er sich mit dem großen Gegenstande auseinandergesetzt hat.

Simson, Manrahs und Rahels Sohn, der das Leid seines von den Philistern, oder, wie der Verfasser mit Vorliebe sagt, Philistäern, bedrückten Vaterlandes tief empfindet, wird von den zwölf Stämmen Judas, welche zum Beginn des Stückes zur Richterwahl versammelt sind, zum Richter erwählt. Vor dem versammelten Volke tut er seine Absicht kund, sofort gegen die Philister loszubrechen, ihre Königin mit der Schärfe des Schwertes zu treffen und ihre Hauptstadt „Timnatha" den Flammen zu weihen:

„Man sagt, ein Ungetüm, ein mißgestaltig,
Verruchtes Weib regiere sie gewaltig —
Sie soll die Schärfe meines Schwertes spüren,
Und ob die Memmen noch so angstvoll flehen,
In Flammen muß Timnatha untergehen."

Nachdem er vor seiner Mutter niedergekniet ist und von ihr Abschied genommen hat:

„Mutter, mich reißet mein Schicksal fort,
Sprich mir zum Abschied ein frommes Wort,
Wie deine Seele so lieb und so lind,
Segne Mutter, segne dein Kind."

bricht er, von dem jubelnden Zuruf des siegesgewissen Heeres begleitet, auf. — Erster Akt.

Zweiter Akt — in Timnatha. In der Halle ihres Palastes

empfängt Delila, die Königin, Nachrichten von der Schlacht, welche draußen am Sorek zwischen Philistern und Juden geschlagen wird. Die Nachrichten lauten übel, sie betet daher zu den Göttern:

„Wenn dieser stolze Simson überwunden,
Will ich euch ehren all mein Leben lang;
Will euch erbauen hehre Tempelhallen,
Dort sollen täglich reiche Opfer fallen,
Dort sollen frommer Pilger Lieder schallen,
Und frohes Dankgebet und Lobgesang."

Das Gebet fruchtet nicht; Seba, der Oberpriester, kommt blutbedeckt aus der Schlacht und meldet ihr die Vernichtung des Philistäer-Heeres. Er fordert sie, indem er seine heiße Liebe verrät, auf, mit ihm zu fliehen — vergebens. Delila beschließt, mit ihrem Volke unterzugehen, und während Seba entflieht, nimmt sie, verschleiert, auf dem Throne Platz, der Dinge harrend, die da kommen sollen. Simson stürzt mit den Juden herein, reißt ihr den Schleier vom Gesicht — und sieht, daß sie das Gegenteil von einem Ungetüm ist. Das Schwert entsinkt ihm, er kann sie nicht töten. Er schickt die Juden hinweg und heischt, daß sie ihm einen frischen Trunk bringe, worauf Delila sich gehorsam zeigt. Allein geblieben wütet Simson gegen sich selbst, nennt sich:

„meineidig um ein Weiberangesicht!"

und verkündet („furchtbar drohend"):

„Gedenken will ich Philistäas Taten,
Bis aus dem Herzen mir die Milde schwindet;
Und dann, dann will ich diese stolze Seele
Mit Worten also martern, daß nur ein
Erbärmlich schwaches Weib soll überbleiben,
Zu klein für eines Simson Zorn ...

Es bleibt indessen bei dem Vorsatz; denn in dem Gespräch, das sich nun zwischen ihm und Delila entwickelt, wird Simson weich. Sie fleht, unter Anerbietung ihrer selbst, um Timnathas Heil:

„... ich bin schön,
Die Dichter singen's und die Völker sagen's,
Da — nimm mich hin, nimm meine Reize hin,
Nur schone, schone mein armes Volk!“

und Simson verspricht ihr die Rettung der Stadt. Ende des zweiten Aktes — Delila kniet zum Beten nieder — wie denn überhaupt viel in dem Stücke gebetet wird.

Dritter Akt — Simson hat sich Delila vermählt und wird von ihr den Philistäern als Herr vorgeführt. Sie liebt ihn, doch Zweifel ängstigen sie, ob sie den Feind ihres Volkes lieben dürfe; er hingegen liebt sie ohne Hintergedanken.

„Simson.
Es sei! Beginnen wir ein neues Leben!
Uns lacht der Jugend Sommersonnenschein!
Erringen können wir, was wir erstreben,
Wir wollen und wir werden glücklich sein.
Vergessen seien alle trüben Stunden,
Vergessen alle Sorgen, alle Not!
Wir lieben uns, wir haben uns gefunden,
Und bleiben treu vereint bis in den Tod!“

Hier müßten die Philister eigentlich Bravo klatschen, denn der Held Juda's ist zum Philister geworden. — Seba, der Oberpriester, sieht dies Herzensbündnis ungern und beschließt, es zu stören. Dazu ist ihm eine Gesandtschaft der Juden hilfreich, welche in Timnatha erscheint, um Simson zur Pflicht, zur Rückkehr nach Juda, aufzufordern. Auf Sebas Rat beschließt Simson, sich zum Könige von Philistäa und Juda zu machen. Seba hinterbringt dies Delila, der er vorstellt, daß dieser Entschluß Simsons ihre ewige Unfreiheit besiegle. Er bestärkt die schon in ihr vorhandenen Zweifel und bringt es dahin, daß sie ihm das Geheimnis von Simsons Kraft verrät. Ihre Frage, ob es zum Wohle des Landes dienen würde, wenn sie Simson seiner Stärke beraubte, beantwortet er mit „ja“, — und so, nachdem sie von Seba das eidliche Versprechen erhalten, daß er Simson

nicht töten wolle, geht sie hin, um diesen seiner Locken zu berauben. Nachdem dies in kürzester Zeit hinter der Szene geschehen ist, sehen wir Simson, in Ketten, hereingeschleppt. Delila, von Reue und Entsetzen erfaßt, ruft:

„Simson, Philister über dir!"

Simson erfährt den Verrat, den sie an ihm begangen, und flucht ihr, um wieder abgeschleppt zu werden. Rahel, die Mutter, erscheint, um den Ehebund ihres Sohnes mit Delila zu segnen; statt der glücklich Liebenden findet sie den gefesselten und geblendeten Sohn. Nachdem sie ihm prophetisch ein ruhmvolles Ende vorherverkündet hat, sinkt sie sterbend nieder; Simson wird zum Kerker abgeführt. — Ende des dritten Aktes.

Vierter Akt — im Kerker. Delila, welche den blinden Simson schon seit drei Monaten stumm, also unerkannt, gepflegt hat, hält es, von Gewissensbissen gepeinigt, nicht mehr aus und erfleht seine Verzeihung:

„Nicht alle Schuld ist mein an deinem Unheil!
Ich liebte dich, gewiß, ich liebte dich!
— — — — — siehe,
Da ward ich an mir selber irr', und ehe
Ich's kaum gedacht, da war die Tat geschehen!
— — — — — — — — — —
Und wenn ich auch mich schwer an dir versündigt,
So wisse, fürchterlich hab' ich gebüßt!"

Auf diese Argumente hin kann Simson nicht umhin, wieder weich zu werden und seinem Weibe, unter Aufhebung des Fluches, den er auf sie geschleudert, völlige Vergebung angedeihen zu lassen. Die Gatten sind wieder versöhnt, ihre Freude wird aber durch den bösen Seba, der alles mit angehört hat, gestört, der im Vereine mit dem hereinströmenden, Simsons Tod begehrenden Volke dem Simson, nachdem er ihn noch vergeblich zur Abschwörung seines jüdischen Glaubens aufgefordert hat, seinen bevorstehenden Opfertod im Tempel Dagons verkündet.

Das Opfer zu vollbringen ist eigentlich Sache der Königin; Seba will es ihr abnehmen, da erbietet sich Delila aus freien Stücken dazu, und sie erklärt diesen Entschluß, zu Simson gewandt:

„Bald, Simson, werd' ich dir zur Seite stehen,
Nicht dich allein zu opfern, wie sie meinen,
Nein, um im Tod uns beide zu vereinen."

Fünfter Akt — im Tempel des Gottes. Das Volk um Königin Delila versammelt, Seba darunter. Simson wird hereingeführt. Gesprächsweise hört er von Delila, daß die zwei Säulen, an denen er steht, das ganze Dach tragen. Das Opfer soll geschehen. Seba reicht der Königin das goldene Opferschwert. Delila zögert mit dem tödlichen Streiche, Seba bemerkt es:

(sich wütend auf den Altar schwingend:)

„Mir gib das Schwert!

Delila.

Da nimm es hin, Verruchter!

(sie stößt ihm das Schwert in die Brust, er stürzt nieder.)

Seba.

Verflucht! Am Ziel von Weiberhand erschlagen.
Weh mir, ich sterbe — ach" (stirbt).

Wütender Tumult. Priester und Volk wollen Delila steinigen, ihre Krieger sie beschützen; mitten in dem Lärm ertönt Simsons Stimme:

„Was tobst du, sinnbetörtes Philistäa?
Mit mir ist Gott, nicht könnt ihr widerstehen!
Im Rechte stark, so stirbt, so siegt der Schwache!
Mit euch, Philistern, will ich untergehen.

Delila.

Süß ist der Tod mit dir!

Simson.

Süß ist die Rache!"

er stemmt die Hände machtvoll gegen die Säulen, die Säulen

brechen, das Dach stürzt krachend nieder. Wehruf des Volkes; der Vorhang fällt. Das ist Simson und Delila.

Die große furchtbare Mär vom Hasse der Völker, der, stärker als die Liebe von Mensch zu Mensch, das Weib zum schrecklichsten Verrat am Manne treibt, um sie dann, nachdem es geschehen, in alle Tiefen der verzweifelnden Reue zu stürzen — abgehandelt und abgewandelt in den üblichen fünf akademischen Akten der Tragödie!

Warum wir uns so eingehend mit diesem Werk beschäftigt haben? Weil es Gelegenheit bietet, einmal die Ursachen zu prüfen, welche heutigen Tages der Tragödie den Zugang zu dem Gemüte des deutschen Volkes verschließen. Welch eine reine, allem Edlen zugewandte Seele spricht aus jedem der vielen wohlgefügten Verse des Stücks — wie gut hat der Verfasser gewollt — und ach — wie wenig hat er gekonnt.

Woran nun liegt es, daß dies Stück, das in seiner äußeren und inneren Erscheinung ein Muster so vieler heutzutage entstehender, wie lichtlose Sterne wieder versinkender Dramen bietet, uns so wenig bewegt?

„Der entlegene Stoff" — würde man früher gesagt haben, als ob der alte Stoff nicht ewig einer der grandiosesten sein wird! „Weil die Tragödie für die moderne Welt nicht mehr paßt," sagt mit höhnischem Achselzucken die moderne Feuilleton-Weisheit, als ob die Tragödie aufhören könnte, solange Fleisch und Blut den Menschen zusammensetzen. Nein — sondern weil der, der mit des Riesen Spielzeug spielen will, die Arme des Riesen haben muß; weil die sanfte, edle Seele für die Tragödie nicht genügt, sondern weil ein Herz dazu gehört, in welchem Raum sein muß für die Stürme der Menschen-Leidenschaft! Weil die Tragödie nicht ein Ding ist, welches sich nach bestimmten akademischen Regeln konstruieren läßt, sondern welches aus leidenschaftlich gestimmter Seele individuell empfunden und erfunden sein will. Wie eine Naturgewalt muß

die tragische Notwendigkeit uns entgegentreten, nicht wie das künftige Ergebnis einer kühlen Berechnung. Und dieser eherne Seelen-Ton des Tragischen fehlt der Tragödie des Herrn Schiff, fehlt seiner Sprache, in welcher eine allzu üppige Fülle von gereimten Versen den energischen Stamm dramatischer Diktion umwuchert, fehlt der Führung seiner Handlung, welche bereits im dritten Akte den Höhepunkt überschreitet und für die beiden letzten Akte nur noch das traurige Ausleben des Simson und die reuige Buße der Delila übrig läßt, und fehlt vor allem seinen Figuren. Charakteristisch für diese Bearbeitung des gewaltigen alten Stoffes ist ein Wort, richtiger gesagt, die Anwendung des einen Wortes, welches wie ein Brennspiegel alle Strahlen der Dichtung in sich vereinigt: „Simson, Philister über dir!“ Im Originale stößt Delila diesen Ruf im Augenblicke aus, als sie dem Simson die Locken geraubt hat; es ist der dämonische Triumphschrei des siegreichen Hasses, bei Schiff ist es der Angst- und Weheschrei Delila's, als sie den Simson, seiner Kraft beraubt, in den Ketten der Philister erblickt. Drastischer, als durch diese Versetzung des Wortes konnte nicht ausgesprochen werden, eine wie andere Figur die Delila der Bibel und die Delila Schiffs ist. Die Delila der Bibel, eine Frauengestalt, die ihresgleichen wenige in der Dichtung besitzt: Klytemnästra und Chrimhilde sind ihre Schwestern; die Delila Schiffs — ein sentimentales, schwachmütig wankendes Weib.

Nachdem sie zu Anfang ihres Auftretens im zweiten Akte mit einer poetisch schönen Wendung erklärt hat, daß sie „dahingehen wolle wie die Löwin, die einsam in ihrer Felskluft stirbt — allein, doch eine Königin —“, befolgt sie gleich darauf, ohne zu murren, Simsons herrischen Befehl und bringt ihm, wie eine Magd, einen Becher Wasser. Sie fleht dann für Timnatha, nicht mit dem stolzen Zorn der Königin, sondern nur mit den weichen Waffen des Weibes, das allerdings so weit geht, das Wohl ihres Volkes mit dem Opfer ihrer Person erkaufen zu

wollen. Das heißt denn doch von der allerkonstitutionellsten Königin zu viel verlangen. Keine Stimme des Grolls, des Hasses ertönt in ihrem Herzen gegen den Vernichter ihres Reiches, sondern nur einige schüchterne Zweifel machen sich, nachdem sie Simsons Weib geworden, gegen die Rechtmäßigkeit ihrer Liebe geltend. Ihr Herz gerät in keinen Konflikt, sondern nur das anerzogene Gewissen. Ganz im Einklang damit steht die schwächliche Art, in welcher sie zu der verbrecherischen Tat an Simson gelangt. Warum sie es eigentlich tut, ist gar nicht ersichtlich, denn die Argumente, welche ihr der nichtswürdige und von ihr mehr oder weniger durchschaute Seba auftischt, sind so unklar, daß sie ihr Gefühl unmöglich zwingen können. Nicht vom eisernen Instinkte eines, wenn auch verbrecherischen, Willens getrieben, nein, ganz ohne eigenen Willen, wieder „für das Wohl des Volkes", die Tat schon bereuend, bevor sie noch getan, macht sie sich an das Werk. Und warum nun diese Verwandlung des gewaltigen Weibes in die Figur eines Backfisches? Warum dieser bewußte Abfall von den großen Linien, die das Original vorgezeichnet hat?

Warum? — sehr einfach, weil ja die biblische, hassende Delila ein modernes Publikum durchaus unsympathisch berühren müßte — und, Sympathie für den Helden oder die Heldin, das ist die Losung heutiger Dramatik. Ja, sie ist es, — Gott sei es geklagt, — und hier eben treffen wir den Krebsschaden, an dem die moderne Tragödie daniederliegt, Sympathie.

Es wäre doch entsetzlich, wenn Herr Püsicke nebst Gattin aus dem Theater nach Haus gehend zueinander sprächen: „Gott, welch eine böse Frau diese Delila." Wieviel wohltuender, wenn es heißt: „Ach, diese arme Delila, wie rührend." Sympathie erwecken, das heißt auf deutsch: alle großen Verhältnisse und alle großen Charaktere auf das Mittelmaß des Theaterpublikums herabschrauben, damit sie ihnen nur immer wie ihresgleichen erscheinen. Um Gottes willen nur niemanden unschuldig

leiden lassen, das würde unser Gerechtigkeitsgefühl beleidigen. Freilich dürfte man fragen, wo denn Romeo und Julie sündigen? aber auch um Gottes willen die Schuld nur so einrichten, daß der Theaterbesucher jeden Augenblick sagen kann: „Allenfalls könnte dir dasselbe passieren.“ Freilich dürfte man wieder fragen, wo denn ein Richard III. oder ein Macbeth bleiben? Daher denn die wahrhaft komische Erscheinung, daß, während Gewalttaten die reale Welt erschrecken, wir unsere tragischen Dichter förmlich auf der Suche nach einer Schuld sehen, die sie ihrem Tugendspiegel von Helden anheften können, und daher denn das schlimme Verdammungswort heutiger Zeit: die Tragödie gibt uns nicht mehr den Inhalt unseres modernen Lebens.

Man sehe im vorliegenden Stücke den Helden, den Simson, an. Er nennt sich selbst „meineidig um ein Weiberangesicht“, er behauptet, „seine Ehre mit Füßen getreten zu haben, weil er Delila nicht tötet, Timnatha nicht verbrennt“, aber man möchte ihm fortwährend zurufen: Du hast ja gar nicht geschworen, das Versprechen, das du deinem Heere gegeben (wir haben es oben wörtlich zitiert), war doch so allgemein gehalten, daß du das nicht für einen Eid ansehen kannst. Simson redet sich tatsächlich in das Bewußtsein hinein, ein großer Sünder zu sein, und das ist der Mann, der mit dem Eselskinnbacken zehntausend erschlug? Daß er Delila heiratet, mag ihm ein orthodoxer Jude vorwerfen, wird ein Mensch es ihm zur Schuld anrechnen, nachdem er für sein Vaterland alles getan, was letzteres verlangen konnte?

Dies Haschen nach Popularität für den Helden führt aber, außer dem negativen Resultat, daß es das menschliche Interesse an den Figuren lähmt, auch zu positiven höchst verderblichen Folgen: denn wie alle Halbheit erzeugt es die Unwahrheit, und zwar die schlimmste von allen, die Unwahrheit des Gefühls. Delila hat soeben ihre Tat an dem schlafenden Simson vollbracht, und ihr erstes Wort, da sie wieder auftritt, ist, daß sie seine Vergebung anrufen will:

„. . . . . und fast
Bereue ich, daß ich die Tat vollbracht!
Wenn er mir zürnte, nimmer, nimmer trüg' ich's."

So spricht sie von dem Manne, dem sie das denkbar schwerste Leid zugefügt hat? „Wenn er mir zürnte", hat sie denn wirklich glauben können, daß er ihr nicht zürnen werde? Und sie wagt es wirklich, wagt es noch im dritten Akte, im Augenblick, da Simson die ersten Folgen ihres Verrates erleidet, sich ihm zu Füßen zu werfen. Sie wagt es, sagen wir, denn es ist der Mut gemeiner Seelen, zu frühe Verzeihung für begangenen Frevel zu erbetteln. Und da es ihr für jetzt noch nicht gelingt, so unternimmt sie es im vierten Akte noch einmal, fleht mit den oben zitierten Worten noch einmal um seine Verzeihung, und Simson — gewährt sie ihr. Das ist Edelmut, nicht wahr? Nun sind Mann und Frau wieder versöhnt, und alles ist gut, nicht wahr? Aber es ist nicht Edelmut sondern Elendigkeit, daß Simson diesem Weibe verzeiht, und nicht alles ist gut, sondern diese Versöhnung geschieht auf Kosten gesunden, starken Gefühls, denn man kann sich nicht mit dem versöhnen, den man verachten muß, und diese Delila wird verächtlich. Wäre es denn nicht eine viel echtere, tiefere Versöhnung, wenn sie aus großem Gefühl gesündigt hätte und nun an dem gleich starken Gefühl der Reue verzweifelnd unterginge?

Aber das wäre so hart, jawohl, aber das „Landgraf werde hart" gilt für unsere heutigen deutschen Tragiker. So geht, durch das krankhafte Suchen nach sanftmütiger Versöhnung und sympathischer Stimmung die wahre Teilnahme notwendig verloren, und der Schluß mit dem Entschluß der Selbstopferung kann nichts mehr zum Guten ändern, sondern wirkt, weil er nur einen theatralischen, nicht aber einen dramatischen Effekt enthält, lediglich frostig und hohl.

Wir haben oben die Gründe auseinandergesetzt, die uns nötigten, so genau und scharf mit diesem Drama ins Gericht

zu gehen. Wir hoffen, daß der Verfasser daraus entnehmen wird, daß unsere Angriffe nicht seiner dichterischen Persönlichkeit galten, welche uns, wir wiederholen es, edel und wohltuend aus seinen Versen entgegentritt, aber „die Sache will's, die Sache will's, mein Herz". Jene Kritik, die mit einem Mundwinkel lobt und mit dem andern tadelt, kann ja niemandem erwünscht sein, dem es um die heilige Sache Ernst ist. Und wir betonen noch einmal, daß unsere Besprechung nicht dem vorliegenden Drama allein, sondern allen denen gilt, die als sogenannte „ideale" auftreten und die von den Mustern der idealen Meister gerade so weit entfernt sind, wie Overbecks und der Nazarener Bilder von den Werken Raphaels und Michelangelos.

Man schilt die Menschen unserer Zeit materialistisch, wir glauben, daß sie nicht sowohl materialistisch als realistisch sind. Sie wollen allerdings auf der Bühne mit Händen greifen und mit Augen sehen. So war es zu Shakespeares Zeiten auch; und seine große Wirkung entstand daraus, daß er sein Publikum vor eine Fülle neuer großer, tatsächlicher Ereignisse stellte, und sie von Figuren tragen ließ, die mit warmem, natürlichem und großem Gefühle erfüllt waren. Darum, ihr deutschen Dramatiker, laßt die Stürme, die ihr entfacht, wirklich Stürme in Fleisch und Blut, nicht bloß in Gedanken sein; werft Tatsachen auf die Bühne, laßt Bedeutendes geschehen. Sind die Taten da, dann werden die poetischen Worte, gleich den Blättern am gesunden Baume, von selbst daraus entsprossen.



Marie von Olfers
Eine biographische Skizze

Illustrierte Frauenzeitung. Verlag von Franz Lipperheide, Berlin. 8. Jahrgang Nr. 5. Zweites Blatt. Berlin, 28. Februar 1881. Mit einem Porträt von Marie von Olfers von A. Schubert.



chreiben Sie eine biographische Skizze über Marie von Olfers; Sie kennen sie persönlich, — Sie werden am leichtesten imstande dazu sein." —

O Irrtum! Eben weil ich sie kenne, wird es mir ja am schwersten. Die Biographie eines Menschen schreiben, den man nicht kennt, heißt für den erfinderischen Kopf einen Roman mit gegebener Fabel dichten, für den Systematiker ein Rechenexempel mit einigen als Summanden gegebenen Lebensumständen bauen. Schließlich kommt eine Summe heraus, und stimmt's nicht in Wirklichkeit, sieht's doch auf dem Papier so aus.

Aber einen Menschen biographisch schildern, den man sich nicht denkt, sondern den man kennt, das lebendige Individuum analysierend in einige Lebensabschnitte zerlegen, — das Ineinanderspielen von Eigenschaften und Eigenheiten, die eben diesen einen machen, so in wenigen Worten zum Bilde verkörperlichen, daß alle, die ihn außer uns kennen, rufen: „Ja, das ist er!" — daß allen, die ihn nicht kennen, von der Atmosphäre, die ihn leiblich und geistig umhaucht, eine Ahnung in die Seele strömt, — es sage mir noch einer, daß das ein leichtes Stück Arbeit sei!

Und alle diese Schwierigkeiten allgemeiner Art — wie verdoppeln sie sich im vorliegenden Falle. Man sehe doch nur dieses Gesicht, und man wird mich verstehen: dieses Gesicht und diese Augen, in denen Kindlichkeit und Weiblichkeit, schalkhafter Mutwille und beobachtender Ernst wie liebenswürdige Geschwister beisammen wohnen, die sich das Wort gegeben haben, sich zur Freude der Menschheit allzeit gut zu vertragen; man sehe dieses Haupt, dem die Natur, als hätte sie es kenntlich machen wollen vor anderen, in Gestalt von dichten, krausen, grauen Löckchen eine wie aus Silber-Filigran gesponnene Krone aufgesetzt hat! „Sagen Sie, was ist das mit Fräulein von

Olfers' Haaren?" — wie oft habe ich diese Frage erdulden müssen. „Puder? Alter? Sorgen?" Nein, — nicht Puder, sondern Natur; nicht Alter, denn Marie von Olfers ist am 27. Oktober 1826 geboren, mithin noch nicht unter den Zenit des greisen Haares gerückt; auch nicht eigentlich Sorgen, obschon mehr bittere Sorgen über dieses liebliche Haupt dahingegangen sind, als man den lächelnden Augen zutrauen möchte, — es ist ein Erbteil ihrer Familie, in der man frühzeitig ergraut, um so, indem man das Sinnbild des Alters vorwegnimmt, sich dauernde Jugend zu bewahren, und es ist die unmittelbare Folge eines schweren Nervenfiebers, das sich vor fünfzehn Jahren etwa in den Kopf gesetzt hatte, mit ihr auf Nimmerwiedersehen durchzugehen. Am Rande des Grabes mit ihr angelangt, blickte der Unhold zurück, und als er die vielen weinenden Augen hinter sich gewahrte, faßte ihn ein Rühren, ließ er sein holdes Opfer los und gab sie den Menschen zurück, die ihrer zu Glück und Freude bedurften.

Marie von Olfers' Wiege stand in Berlin, in einem Hause, welches damals einen, jetzt viele berühmte Männer beherbergt: im Hause des Staatskanzlers von Hardenberg am Dönhofsplatz, welches jetzt[1]) das Abgeordnetenhaus ist.

Ihr Großvater mütterlicherseits, der Staatsrat von Staegemann, war vortragender Rat bei Hardenberg, aber er war noch mehr, — er war ein Dichter. In die Begeisterung der Freiheitskriege hatte seine Harfe kriegerisch hineingetönt, und nachdem Friede geworden, hatte er seine geliebte Elisabeth in klassisch vollendeten Sonetten gefeiert.

Dichterblut war also in der Familie, und das ist ein nicht zu erstickendes Feuer, das von Geschlecht zu Geschlecht über-

---

[1]) Auch dies „jetzt" gilt schon seit Jahren nicht mehr, seitdem das Abgeordnetenhaus in dem Neubau in der Prinz Albrechtstraße tagt. A. d. H.

springt, manchmal um ganze Familien zu verderben, manchmal um ganze Familien zu beglücken. In Staegemann's Tochter, der noch jetzt in hohem Alter mit ihrer Tochter Marie zusammen lebenden Frau von Olfers [1]), brach das heilige Feuer zuerst wieder aus. Sie hat noch mit Heinrich von Kleist verkehrt und mit Wilhelm Müller um die Wette gesungen. Es ist eine Frau, — als Gustav Richter einmal vor Jahren ihr Bild malte, brauchte er, ich weiß nicht, wieviel Sitzungen, — wieviel Bogen würde ich brauchen, um sie zu schildern! Wenn man sie sprechen hört, so ist es, als täte sich ein Buch voll tiefer Weisheit und duftender Poesie auf.

Unter den Augen dieser Mutter, welche mit dem damals im diplomatischen Dienste beschäftigten Herrn von Olfers vermählt war, wuchs Marie auf; neben ihr eine ältere, später mit dem Grafen York von Wartenburg, und eine jüngere, später mit dem Geheimen Legationsrat Abeken verheiratete Schwester, Giovannina und Hedwig; damit das vierblätterige Kleeblatt vollzählig würde, kam zu den drei Schwestern noch ein Bruder, Ernst, hinzu, der jetzt als Gutsbesitzer in der Nähe von Königsberg in Preußen lebt.

Drei Jahre alt, folgte sie dem Vater, der als Geschäftsträger nach Bern gesandt wurde, in die Schweiz; vier Jahre später war sie wieder in Berlin, um es bis heute nicht mehr zu verlassen.

In der modernen Dichter-Generation gibt es eine Art von fahrenden Leuten, die es von Ort zu Ort treibt, denen nur im Wechsel der Erscheinungen, im Atem der großen Welt die Lust zum Schaffen aufgeht. Ihnen stehen die seßhaften, an die Scholle gebannten Leute gegenüber, denen in der Traulichkeit der heimischen vier Pfähle, aus den leisen Tönen des täglichen

---

[1]) Sie starb 1891. Vgl. den ihr gewidmeten Nachruf „Hedwig von Olfers" S. 53ff. A. d. H.

Verkehrs die Stimme der Muse entgegentönt. Welcher Weg zur Poesie der richtigere sei? Müßige Frage! Die Natur ist ebenso überwältigend unter dem Mikroskop, wie in den Alpen und dem Weltmeere. Zur ersteren Gattung gehörte eine Ida Hahn-Hahn, zur letzteren Marie von Olfers.

Über ihrem Leben und Schaffen steht, wie ein Titelblatt, der Name „Berlin". Die Sonne Berlins gab ihren Zeichnungen Licht; in den Straßen Berlins ging ihre dichtende Phantasie spazieren. Hier ward ihre Schaffenskraft geboren und hier die Belohnung ihres Schaffens, ihr Ruhm; ihre Erzählungen sind ausnahmslos bei Berliner Verlegern erschienen.

Man kann also auch in dem nüchternen Berlin ein Poet werden? Altes, gutes Berlin, welches Unrecht tun dir die Leute, die dich nicht kennen! Sie wissen nicht, wie romantisch du aussehen kannst, wenn deine Gendarmen-Türme in die Mondnacht ragen und die dunkle Spree unter den Füßen des ehernen Kurfürsten rauscht; sie haben nicht gesehen, wie die Berliner zu den klassischen Aufführungen klassischer Dramen durch die Meininger sich scharenweise drängten, weil ihr Herz auch heute noch nach der Erwärmung durch echte, große Kunst verlangt.

Und wenn es in diesem Berlin einen stillen, lauschigen Poetenwinkel gab, so war es der, wo Marie von Olfers' elterliches Haus stand. Ihr Vater war Generaldirektor der Museen geworden und hatte eine in der Cantian-Straße belegene Dienstwohnung inne. Heute ist die Straße verschwunden; über der Stelle, wo das Haus stand, geht die Stadtbahn hinweg, — die alte Zeit ist unter die Räder gekommen.

Damals aber, — welche Fülle interessanter Menschen ist damals die Treppe des gastlichen Hauses emporgestiegen! Jeden Mittwoch war offener Abend, und was Berlin an bedeutenden Männern auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft besaß,

strömte herbei. Es war dort ein großes „Berliner Zimmer", köstlich unregelmäßig gebaut, mit lauschigen Winkeln und Ecken; seiner gelb tapezierten Wände halber hieß es der „gelbe Saal". In diesem, damals in Berlin berühmten gelben Saale habe auch ich Marie von Olfers kennen gelernt. Hier sah ich zum ersten Male auf Tellern und Tassen, Schalen und Schüsseln jene märchenhaft duftigen Malereien und Sinnsprüche, mit denen sie das ganze Hausgerät ihrer Familie geschmückt hatte; hier sah ich Marie von Olfers am Klavier; hier wurden von Zeit zu Zeit kleine, von ihr verfaßte Theaterstücke aufgeführt; und wenn sie dann, liebenswürdig, wie nur bedeutende Menschen es sein können, den Bedürfnissen der Gäste als Wirtin vorsorgte, fühlte ich staunend, welchen Schatz von menschenbeglückenden Fähigkeiten die Natur diesem reich beanlagten Wesen verliehen hatte.

Aber ein Licht muß leuchten, und ein großes Talent wird bekannt, — das ist ein alter Satz, und die Stunde kam, da auch andere Augen, als die der Familienmitglieder und Hausfreunde, sich an Marie von Olfers' Malereien erfreuen sollten. Bei Amsler & Ruthardt erschien zuerst eine Mappe ihrer Zeichnungen, und dieser folgten im Buchhandel Märchen, von ihr selbst geschrieben und illustriert. Daneben breiteten sich ihre Fayencemalereien aus und fanden Bürgerrecht in immer mehr Familien. Ihre Gestalten, die anfänglich beinahe zu sylphenhaft über den harten Boden der Wirklichkeit dahingeflattert waren, gewannen immer mehr körperliche Macht, und ihren Majolikaarbeiten ward auf der diesjährigen Weihnachtsausstellung im Architektenhause die verdiente Anerkennung zuteil.

Soweit die Malerin — nun die Dichterin.

Eine kleine, in R. v. Deckers Verlag erschienene Erzählung, „Frau Evchen", bezeichnet den ersten schüchternen Schritt, mit dem sie die gedruckte Welt betrat, und alles Rührende, was solch ein erster Schritt besitzt, zeigte dieser. Be-

scheiden im äußeren Format, bescheiden in der inneren Erfindung und Gestaltung, — und zu bescheiden, sich selbst zu enthüllen, nannte sich die Verfasserin „Werner Maria". Sie hätte sich ganz ruhig als „Marie von Olfers" vorstellen dürfen; denn nie werde ich den Eindruck vergessen, den diese Erzählung auf mich gemacht hat. Wie zitterten in dem Herzen, das hier sprach, alle Schmerzen der Menschheit wieder, — wie fühlte man es den Händen, die diese Worte geschrieben, an, wie gern sie sich über jede Wunde gebreitet hätten!

Nachdem auf diese Weise der Anfang gemacht war, brach nun ein voller Strom hervor, und Julius Rodenberg war es, der denselben in seinem, damals von ihm herausgegebenen „Salon" auffing. Hier erschienen in schneller Aufeinanderfolge die Novellen: „Die Verlobte", „Der Herr des Hauses", „Regine", „Jeremias und die schöne Vincentia", „Jungfer Modeste"; dann in der „Illustrierten Frauen-Zeitung" die Novelle: „Die Lumpenkönigin" und demnächst, indem die Dichterin mit Rodenberg aus dem „Salon" zur „Rundschau" emporwuchs, in letzterer: „Eigentum", „Die Vernunft-Heirat" und endlich „Nathanael". In Büchern gesammelt, erschienen alle diese einzelnen Novellen später im Verlage von W. Hertz.

Das ist eine trockene Aufzählung, — ich weiß es wohl; aber auch die Blumen müssen es sich gefallen lassen, daß der Botaniker sie klassifiziert.

Von Vielen gelesen und von diesen allen geliebt, wurde Marie von Olfers berühmt, als im Jahre, — ich glaube 1876, — Spielhagen ihren Erzählungen eine längere, glänzende Besprechung in der „Gegenwart" widmete. Jeder Schriftsteller muß einmal gewissermaßen für das große Publikum entdeckt werden, — und für Marie von Olfers war es dieser Tag, an welchem sich aus so berufenem und beredtem Munde ein so strömendes Lob über ihre Werke ergoß.

Seitdem nun lebt sie, in Gemeinschaft mit ihrer Mutter, in stiller, rast- und hastloser Tätigkeit. Bald nachdem der Vater 1872 verstorben war, bezogen die beiden Vereinsamten ihre jetzige, auch in stiller, freundlicher Gegend belegene Wohnung; es ist nicht mehr der „gelbe Saal“, aber es ist auch hier gut und schön; denn nicht die Wohnung macht den Menschen, sondern der Mensch die Wohnung.

Ich soll schon endigen und mir ist zumute, als hätte ich aus einem vollen Becher Wein ein Vierteltröpfchen ausgeschenkt und dazu gesagt: „Kostet, — das ist der Wein!“ Und doch ist es so vielleicht am besten: man kann nicht aus einer noch in voller Kraft tätigen Existenz die Summe ziehen. Darum habe ich nicht erschöpfen, sondern nur andeuten wollen. Lese jeder Marie von Olfers' Sachen selbst, und ergänze sich meine Andeutungen zum Bilde.

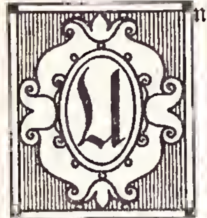




Hedwig von Olfers

National-Zeitung 1891.
Nr. 704. Dienstag den
15. Dezember. Mor-
genausgabe.




nser Zeitalter neigt sich zum Ende; das alte Geschlecht geht zur Ruhe.

Im ersten Frühling des neunzehnten Jahrhunderts, am 11. Mai 1800 war sie geboren, die Frau, hinter deren Namen wir heute das Kreuz setzen, bis zum 11. Dezember 1891 ist sie mitgegangen, weiter hat sie nicht gekonnt; sie ist müde geworden und in der zehnten Vormittagsstunde dieses Tags hat sie sich schlafen gelegt, um nicht mehr aufzustehn.

Wenn ein Mensch das neunzigste Lebensjahr überschritten hat, dann entsteht bei denen, die ihn umgeben, eine Art von Wahnvorstellung, als wäre ein solcher dem Gesetze der Vergänglichkeit weniger unterworfen als andere. Die harte Stimme des Verstandes mahnt uns zur Vorbereitung auf seinen Dahingang, aber die Hoffnung mischt ihre süße trügerische Stimme hinein und flüstert uns zu: „Ihr werdet ihn noch behalten — noch lange.“

Man bereitet sich vor, und wenn die schwarze Stunde schlägt, findet sie uns dennoch unvorbereitet. An der Stätte, wo sie weilte, ist es still geworden, und von dem großen Lebensklange, der dieses reicherfüllte Dasein durchtönte, bleibt uns ein letzter trauriger Nachhall: „Sie war“.

Ja — sie war, und welch ein Leben ist es gewesen! Auch wer die Frau nicht gekannt hat, wird es ermessen können, wenn er sich die Ereignisse vergegenwärtigt, an denen die Bahn ihrer Erdentage sie vorübergeführt hat. Sechs Jahre war sie alt, als Preußen im tödlichen Sturze zerknickte, und als ihr junges Leben zu blühen begann, brach auch für ihr Vaterland unter Sturm und Donner des Freiheitskampfes der Frühlingsmorgen wieder an. Friedrich August von Staegemann, der Staatsrat in Hardenbergs Kabinett, war ihr Vater, und wer die edelschönen Weisen kennt, mit denen er sich dem Chor der Vaterlandssänger

anreihte, der begreift, daß seine Tochter die Auferstehung ihres Volkes nicht nur mitgelebt, sondern miterlebt hat.

Für diese wahrhaft geniale Natur gab es überhaupt keine andere Möglichkeit des Seins, als mitzuerleben. Jedes Ereignis, das sich vor ihrer Seele aufrichtete, jede Persönlichkeit, deren Bild davor trat, jedes bedeutende Wort, das hineingelangte, wurde in diesem zu unbeschränkter Empfänglichkeit veranlagten Geiste zu einem Erlebnis, das in der Tiefe desselben ruhen blieb, eine Wurzel unablässig keimender Gedanken, ein Quell nie versiegender Erinnerung.

Die großen Epochen unserer Entwicklung, 1848 und 1866, sie hat sie mit angesehen, und als das Jahr 1870 kam, fand es zwar eine Greisin, aber das Herz unter dem weißen Haar war noch jung und stark zur Freude an der großen Zeit, ja noch achtzehn Jahre später schlug es warm genug, um den großen Schmerz zu empfinden, als der uns verließ, der für uns alle unser Kaiser Wilhelm gewesen war, und der als König von Preußen, als König und Kaiser ihr Leben solange und in naher persönlicher Freundschaft begleitet hatte.

Dieses Leben, in dessen stillem Strome sich die Berggipfel der großen Ereignisse spiegelten, welche Männer hat es noch zu Daseinsgenossen gehabt! Schillers großer Lebenstag war noch nicht verglüht, als sie zur Welt kam; fünf Jahre lang ist sie noch auf derselben Erde mit ihm gewandelt. Goethes ganze Entwicklung zum Olympier hat sie miterlebt; der Romantiker mystische Stimmen und ironisches Gekicher hat sie noch leibhaftig vernommen, mit einzelnen von ihnen, so mit Ludwig Tieck und Fouqué, noch persönlich verkehrt. Mit Wilhelm Müller, dem „Griechen-Müller", dem die Harfe Schuberts mehr zur Unsterblichkeit geholfen hat als die eigene, hat sie noch in mädchenhaftem Übermute bei Kaffee und Kuchen zusammen gedichtet und phantasiert. Während sie zu Berlin in still behaglicher Wohnung saß, hauste ihr Orts- und Zeitgenosse, der Kammer-

gerichtsrat E. T. A. Hoffmann, bei Lutter und Wegner am Gendarmenmarkte, um dann in seine zehn Schritte davon belegene Klause hinaufzusteigen und in nächtlichen „Vigilien“ Tolles und Herrliches aus seinem unerschöpflichen Kopfe heraus zu spinnen und zu fabulieren.

Und endlich taucht aus den Nebeln ihrer frühesten Jahre, wie ein schwermütiger Stern, der sich kaum über den Horizont wagt, das Antlitz und die Gestalt des unglücklichen Heinrich von Kleist auf. Im Hause ihrer Eltern, in dem er verkehrte, hat sie ihn gesehen und gesprochen und bis in ihre spätesten Jahre war ihr der merkwürdige, im Umgange schüchterne und scheue Mann lebendig und gegenwärtig geblieben. Es scheint, daß der Dichter eine Zuneigung zu dem früh entwickelten geistvollen Mädchen gefaßt hatte, denn noch am Tage bevor er mit Henriette Vogel die verhängnisvolle letzte Reise antrat, war er bei Staegemanns erschienen und hatte die Tochter zu sehen verlangt. Er war abgewiesen worden und gegangen, um nicht zurückzukehren, und so oft die alte Frau später von jenem Tage erzählte, wurde ihre Stimme leiser und sie neigte das Haupt — „wenn ich ihn angenommen hätte damals — wenn —“

So hat sie in unserer Mitte geweilt und wir haben um sie her gesessen und sie verehrt und sind uns bewußt gewesen, daß wir ein Vermächtnis in ihr besaßen, eine lebendige Überlieferung aus der Zeit, die jedem Deutschen heilig und wert ist, da die Worte und Gedanken der großen Dichter im deutschen Volke umhergingen und seine Seele erweckten zur Begeisterung und zu großen Taten.

Aber dieser ganze Lebensinhalt von Begebnissen und Begegnungen, diese Fülle des Reichtums, den eigene Lebenserfahrung und unabläßige Aufnahme fremden Geistes in ihr gesammelt hatte, sie wären schließlich zum toten Inventar eines Museums geworden, wenn nicht in dem zarten Körper dieser Frau eine Seele gewohnt hätte, so unverwüstlich in ihrer Leben

gestaltenden Kraft, daß sie alle diese Schätze der Erinnerung, der Erfahrung und Belesenheit in lebenswarme Gegenwärtigkeit, in Fleisch und Blut ihrer eigenen Persönlichkeit zu verwandeln wußte. Diese Persönlichkeit aber zu schildern, diese aus tausend scheinbaren Widersprüchen zusammengesetzte, zur reizenden Harmonie vereinigte Natur dem begreiflich zu machen, der sie nicht selbst gekannt hat, — wie soll es demjenigen gelingen, dessen dürftiger Bericht sich auf wenige Zeilen Raumes beschränken muß?

Tiefgründige Weltbeobachtung, die ihre Umgebung alle Augenblicke durch Worte ursprünglicher Weisheit überraschte, und daneben eine Weltfremdheit, die ihre Umgebung ebenso oft zu Ausbrüchen heitersten Lachens veranlaßte; liebevolle Empfänglichkeit für jede fremde Persönlichkeit und dabei völlige Unmöglichkeit, aus der eigenen Persönlichkeit hinauszugehen; Wohlwollen für Mensch und Tier, und dabei ein ganz bestimmtes Ablehnen alles dessen, was nicht zu ihr gehörte; durch alle Verhältnisse der Welt und der Gesellschaft mit der ruhigen Sicherheit hindurchgehend, welche angeborene Vornehmheit verleiht, und dabei ohne eine Ahnung von Rang und Stand, von Würden und Titeln. All dieses Widerstrebende vereint, all dies Widersprechende erklärt durch den Zauber, den die Natur ihren Lieblingen bei der Geburt in das Herz legt, den keine Zeiten veralten, kein Schicksal verblassen läßt: durch Naivität.

Es war ein Geheimnis in dieser Frau: sie wurde an jedem Tage neu geboren.

Das Schicksal hat in ihr Leben gegriffen, manchesmal und mit rauhem Griff; Kümmernisse sind über diesen gebrechlichen Nacken dahingegangen, lastend und schwer. Jedesmal aber, wenn der neue Tag anbrach, lag die Welt wieder vor ihr, wie ein offenes Buch voller Geheimnisse und Wunder; wie der Schwan, der die Wassertropfen vom Gefieder schüttelt, so richtete sich diese Seele aus Kummer, Not und Sorge auf, und wenn

die Freunde ängstlich sorgend nach ihr fragen wollten, kam sie ihnen schon entgegen, unverwandelt und unwandelbar, denen ein Trost, die ihr Trost bringen wollten, und man sah sich an und sagte: „Sie ist unverwundbar."

Ihre leibliche Jugend lag schon weit hinter ihr, als ich in näheres Verhältnis zu ihr trat. Sie war vermählt mit dem Generaldirektor der preußischen Museen von Olfers, dem sie drei Töchter und einen Sohn geschenkt hatte. In einem stillen Winkel des damals noch so viel kleineren Berlin stand das Haus, in dem sie, wie in einem behaglichen Nest, mit ihrer gesamten Familie wohnte: in der Cantianstraße, hinter dem Neuen Museum. Ihr Schwiegersohn, der Graf York von Wartenburg, der sich in zweiter Ehe mit ihrer ältesten Tochter verheiratet hatte, bewohnte in derselben Straße das unmittelbar anstoßende Haus; beide Wohnungen, im gleichen Stock gelegen, waren durch einen Gang, der die Mauer zwischen den Häusern durchbrach, miteinander verbunden, und so flutete das Leben von hüben nach drüben und wieder zurück, eine lange Reihe von Jahren, von glücklichen Jahren hindurch.

In ihrer Wohnung war ein großes Berliner Zimmer, ein saalartiger Raum mit gelb gemalten Wänden, der einst in ganz Berlin gekannte und genannte gelbe Olferssche Saal. An diesen Raum, der jetzt mit dem ganzen Hause vom Erdboden verschwunden ist, knüpfen sich meine ersten Erinnerungen, wenn ich der teuren Frau gedenke; in diesem Zimmer, in dem sie am liebsten weilte, und das so ganz vom Zauber ihrer Persönlichkeit erfüllt war, habe ich sie kennen, sie lieben und ihr danken gelernt, denn immer kam ich, die Seele von Zweifeln und Sorgen verdüstert und verwirrt, und immer ging ich, das Herz mit jenem goldigen Licht erfüllt, das uns der Verkehr mit einem wahrhaft bedeutenden Menschen, der Anblick tiefinnigen Familienglücks gewährt.

Jeden Mittwoch war offener Abend und dann versammelte

sich in den freundlichen Räumen der gesamte Glanz von Berlin, Häupter der Wissenschaft, Spitzen der Kunst, Würdenträger, Männer und Frauen aller Kreise. Ihre Töchter: Marie, unsere Marie von Olfers, die Malerin und Dichterin, und Hedwig, die später mit dem Geheimen Legationsrat Abeken sich vermählte, boten den Gästen eine freundliche Gastlichkeit und der Verkehr war der zwangloseste. Was in Berlin immer gefehlt hat und heute noch mehr fehlt, als früher, hier war es vorhanden: eine Gesellschaft, die sich untereinander gleich empfand; vor dieser Wirtin waren alle gleich. Ob sie jemals die Titulaturen ihrer Gäste gekannt hat, ich möchte es bezweifeln; was sie von jedem aber zu erwarten und zu gewinnen hatte, wenn er sich an den runden Tisch zum Gespräche mit ihr setzte, das wußte sie um so genauer.

Immer war es schön in dem alten gelben Saal, am schönsten aber am Sylvesterabend, wenn in der Mitte des Raumes der hohe Weihnachtsbaum noch einmal im Kerzenlicht erglühte und eine kleine Schar von nächsten Hausfreunden unter seinen Zweigen vereinigt sah. Dem gastlichen Sinne der Mutter trat dann Marie von Olfers' phantasiereicher Geist zur Seite, und wenn der Sylvesterpunsch aufgetragen ward, erschien regelmäßig eine kleine Lotterie in Gestalt von zierlichen, durch ihre künstlerische Hand mit Bildchen geschmückten Zetteln. Was jeder für das kommende Jahr zu erwarten hatte, er zog es aus dieser Lotterie, und es soll manchen gegeben haben, der nachher staunend bestätigt hat, wie richtig ihm in dem gelben Saal prophezeit worden war.

Aber die Kerzen erloschen, das freudige Geräusch des Lebens ward stiller und stiller; schweres Siechtum befiel Herrn von Olfers; häusliche Sorgen aller Art traten hinzu und zu Anfang der siebziger Jahre nahm der Tod ihr den Gatten hinweg. Und nun kam die Stunde, die mit rauher Hand an dem alten Hause in der Cantianstraße anklopfte und den Frauen,

die darin saßen, zurief: „Ihr müßt hinaus und euch ein neues Heim suchen.“ Fern von der alten Stätte, in der Margaretenstraße, drei Treppen hoch, wurde es gefunden; dort zog sie ein mit ihrer immer treuen Marie; dort haben sie gewohnt und dort in stiller Hinterstube liegt jetzt, während ich dieses schreibe, das teure Haupt auf letztem Kissen und das liebe Gesicht lächelt dem Eintretenden nicht mehr zu.

Das war freilich nicht mehr der gelbe Saal, das war nicht mehr der glänzende Mittelpunkt Berlins, nicht mehr die Gattin des hochgestellten Beamten — vieles war anders geworden, alles war anders geworden, nur eins war geblieben wie es war: das war sie selbst, die unwandelbare, unverwundbare Frau.

Ob sie diesen letzten Teil ihres Lebens als einen Abstieg empfunden hat? Ich weiß es nicht, aber ich glaube es nicht und an ihr wahrgenommen habe ich es nie. Lag nicht der Tiergarten dicht vor ihrer Tür? Und gab es etwas Schöneres, als an sonnigem Vormittag mit ihrer Marie dort zu spazieren und auf einsamer Bank zu sitzen? Hingen nicht an den Wänden der bescheidenen aber freundlichen Zimmer die alten Bilder? Hatte sie nicht ihre Bücher? und ihre Gedankenwelt und ihre Träume? Sie hatte nichts verloren, denn sie besaß sich selbst. Wie die Biene, die aus unbeachteten Blumen Honig saugt, so ging sie durch diese genußgierende Zeit, aus Dingen Freude schöpfend, an denen tausende achtlos vorübergehn. Feste wurden ihr geboten, und sie ging ihnen nicht vorbei, denn in dieser gesunden Natur war kein Tropfen asketischen Bluts; aber sie suchte sie nicht, denn ebenso fern war ihr Genußsucht, und wahrhaft wohl war ihr doch nur am stillen häuslichen Abendtische, im Kreise ihrer Töchter und einiger Freunde, bei geistig angeregtem Gespräch.

Ihre beiden verheirateten Töchter waren Witwen geworden und hatten das Haus bezogen, in dem die Mutter wohnte; und ehe man sich's versah, hatte sie dem Schicksal ein Schnippchen

geschlagen und den ganzen Hausrat geliebter und befreundeter Menschen wie in alter Zeit um sich versammelt, in deren Mitte sie nun wieder saß, schalkhaft lächelnd wie eine Zauberin, die sich ihres Sieges freut. Da hinauf, die drei Treppen in der Margaretenstraße, kam denn nun freilich auch ein Gast, dessen Besuch niemand entgeht, der neunzig Jahre und darüber hinaus lebt: das Alter. Es kam und brachte Genossen mit, deren Anwesenheit die arme alte Frau bitter und lästig empfunden hat: Schwerhörigkeit und Augenschwäche. Das Gespräch der Menschen, dem sie so gern gelauscht hatte, drang nicht mehr deutlich zu ihr; die geliebten Bücher, die ihr ein Leben lang Tröster und Berater gewesen waren, versagten sich ihrem durstenden Geiste. Der Druck dieser körperlichen Lasten mag es gewesen sein, der ihr in letzter Stunde das schwermütige Wort erpreßte, das sie dem trostsprechenden Arzte sagte: „Laßt mich einschlafen, ich habe mich überlebt." Es ist das einzige unrichtige Wort gewesen, das ich je aus diesem Munde vernommen habe — sie hatte sich nicht überlebt.

Wenn es je einen lebendigen Beweis dafür gegeben hat, daß eine geistige Natur im Menschen vorhanden ist, welche der körperlichen in ihm gebietet, so war es diese merkwürdige Frau. Von der langen Arbeit des Lebens verzehrt, verlangte der alt gewordene Körper kaum mehr nach leiblicher Kost; unauslöschlich aber war ihr Bedürfnis nach geistiger Nahrung. In den letzten Jahren ihres Daseins hat sie geradezu vom Geiste gelebt. Eine anregende Unterhaltung wirkte auf diese Frau wie ein Glas Wein; ein neuer Gedanke, der in sie eindrang, riß wie ein Zauberschlag alle Fesseln nieder, mit denen der welkende Körper diesen unverwelklichen Geist umspannen wollte, und er stand auf, jung und freudig wie am ersten Tage seines Bewußtseins.

Wenn ich neben ihr saß in solchem Augenblick, wenn ich sie ansah und wenn ich hörte, wie sie die Gegenwart urteilskräftig begriff und die Vergangenheit erinnerungskräftig herauf-

beschwor, wie in den neunzig Jahren, die sie durchmessen, nicht eine Strecke war, wo sie unaufmerksam gewandelt war, wie kein Tag und keine Stunde der langen Zeit ihr verloren gegangen, ein jeder Augenblick ihr gewärtig und lebendig war bis zu dem, in dem wir uns befanden, dann kamen mir die Verse in den Sinn, die sie einst als alte Frau unter ihr Mädchenbild gesetzt hatte:

Hebst du freundlich die Gardine,
Siehst du wieder jung die Alten,
Nur ein Vorhang sind die Falten
Für der Psyche Kindermiene.

Ja — ein Kindesantlitz, ein ahnungs- und weisheitsvolles, das war das Seelenangesicht dieser Frau.

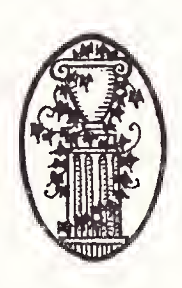
Sie hat noch viele Verse gemacht außer diesen, und es sind ergreifende und reizende darunter, aber das war doch nicht die Hauptsache an ihr. Diese Frau gab, indem sie empfing. Das Beste, was sie uns gegeben hat, das war sie selbst, die Persönlichkeit, das große Wunder der Menschenwelt, an dem wir täglich achtlos vorübergehen, bis daß es uns einmal in einer solchen Gestalt entgegentritt, wie diese es war, daß wir nachdenkend davor stehen bleiben. Eine geniale Natur habe ich sie genannt, und eine solche ist sie gewesen. An dieser Frau habe ich erfahren, daß es neben der Genialität des Schaffens noch eine zweite, die Genialität des Seins, gibt. Welche von beiden die wertvollere — müßige Frage; welche von beiden aber die beglückendere, beglückender für den Träger wie für die Umgebung — alle die werden darauf zu antworten wissen, die des Glücks teilhaftig gewesen sind, mit Hedwig von Olfers zu verkehren.

Und für diese alle ist sie nun dahin. —

Aber wenn sie uns stehen sähe, in Tränen um ihr Lager gedrängt, ich glaube, sie würde sich aufrichten und zu uns sprechen: „Weinet nicht. Dieses Leben habe ich erfahren, in

Weite und Breite, in Höhen und Tiefen, nun ist der Führer gekommen, der mich zu neuen, größeren Erfahrungen geleiten will."

Denn für diese phantasiereiche Seele, das weiß ich, war der Tod kein Ende. Darum weiß ich auch, daß er an ihr Bett getreten ist, nicht in der Schreckensgestalt des beinernen Gerippes, in welche eine irregeleitete Anschauung ihn gekleidet hat, sondern als der große geheimnisvoll lächelnde Geist der Welt, dessen Mantel uns dunkel erscheint, solange wir ihn nur von außen sehen, und der, wenn er ihn auftun wird vor unseren Augen, uns Dinge enthüllen wird — wunderbar und ungeahnt.



Das „alte Haus"

National-Zeitung 1892.
Nr. 374. Sonntag
den 19. Juni.





ch bin ein Stadtmensch. — In der schönsten ländlichen Umgebung, während der Sommerfrische, überkommt mich manchmal der frevelhafte Gedanke: ‚Wie mag es jetzt in der Mohrenstraße in Berlin aussehen?‘ Die Mohrenstraße nämlich hat es mir angetan. Warum? Ich weiß eigentlich selbst nicht. Vielleicht, weil ich früher als Student jahrelang in ihr gewohnt habe? Ich glaube nicht, daß es darum ist. Oder vielleicht, weil sie auf den Gensdarmenmarkt führt und man von ihrer Ecke aus den schönen Platz so schön überblickt? Das ist es vielleicht schon eher. — Trotz meiner Verehrung für Schiller kann ich mich nämlich an den neuen Namen nicht gewöhnen, und der Schillerplatz ist für mich immer noch der Gensdarmenmarkt. Der Gensdarmenmarkt und auf ihm das königliche Schauspielhaus. — Ja, ja, ja. Man mag mich auslachen, ich kann's nicht leugnen: immer und immer wieder, wenn das alte, herrliche Gebäude vor mir emporragt, überkommt mich etwas — wie soll ich es bezeichnen? — wie die Märchenstimmung der Jugend, vor der sich die Jugend auftut, ein Land voll Ahnung, Traum und seliger Erwartung.

Dann gedenke ich der Zeit, da ich als Schuljunge vom Zietenplatz nach der Niederlagstraße ins Gymnasium pendelnd, nie an der Ecke vorüberzugehen vermochte, ohne am Theaterzettel zu studieren, was heute gespielt würde, so daß ich bei meinen Mitschülern in den Ruf eines Theaternarren geriet. Ich gedenke des Abends, da ich zum ersten Male das Innere des geheimnisvollen Hauses betreten, und das „Käthchen von Heilbronn“ sehen durfte, und ich fühle noch heute den Wonneschauer, der mich überflutete, als sich der Vorhang erhob und ich die Richter des heimlichen Gerichts in ihrer schwarzen Vermummung sitzen sah.

Ein Wonneschauer, eine Ekstase der Phantasie, wie ich

sie seitdem nie wieder empfunden habe! Lina Fuhr spielte das Käthchen, Hermann Hendrichs den Grafen Wetter vom Strahl, und aus den flüsternden Bemerkungen der Umsitzenden vernahm ich, daß das zwei große Künstler wären. Nun — ich habe ihnen gewiß nicht widersprochen; der letzte Statist erschien mir ja wie ein geheimnisvolles, übermenschliches Wesen, und das einzige Gefühl, dessen ich mir klar wurde, war, daß so etwas eigentlich noch schöner sei, als wenn man in das Zimmer geführt wird, wo der angezündete Weihnachtsbaum steht. — Und meine Gedanken gehen weiter und die Tage kommen mir wieder, da ich als Student der Berliner Universität in der Mohrenstraße[1]), neben dem Englischen Hause, Chambre garnie in einem Hause wohnte, das jetzt vom Erdboden verschwunden ist und einem Prachtbau den Platz geräumt hat, und ich denke daran, wie ich da oben in dem kleinen niedrigen Zimmer saß und in dem kleinen niedrigen Zimmer weltenweite und himmelhohe dramatische Pläne schmiedete, die den Weg allen Papiers gegangen sind, und ich fühle den Krampf wieder, der mir in die Brust griff, wenn ich in jenen Tagen beim Schauspielhause vorüberging und der schwindelnde Gedanke mir kam, ob es denn geschehen würde, daß eines Tages der Theaterzettel da hängen und auf dem Theaterzettel ein Stück von mir angekündigt sein würde. Ein Stück von mir! Das erleben — und dann meinetwegen sterben, ohne weiteres sterben — das wars, was ich bei dem Gedanken empfand.

Nun bin ich in die Jahre gekommen, da man nicht mehr träumt — wenigstens nicht bei Tage — da man sich des Vergangenen erinnert und das Kommende erwägt. Aber das Haus steht noch, wie es stand, das alte, liebe, edle Haus, und wenn ich in eine der alten Wein- und Bierstätten eintrete, die in der Nähe gelegen sind, zu Lutter und Wegner, zu Siechen oder

---

[1]) Nr. 48, 2 Treppen. A. d. H.

zu Haase, wenn ich an den Wänden dort die Bilder der Schauspieler und Schauspielerinnen hängen sehe, wenn ich Worte aus ihrem Munde und Erinnerungen an die alte Theaterzeit unter Glas und Rahmen angebracht sehe, dann fühle ich, wie das alte Haus jahre- und jahrzehntelang den Mittelpunkt gebildet hat für die Stadt, in der es steht, und für Generationen von Menschen. Und wenn ich abends zur Theaterstunde vor dem Hause stehe und sehe die Männer und Frauen, die Knaben und Mädchen Berlins hineinströmen zu den geöffneten Türen, um Schiller oder Goethe oder Shakespeare zu genießen, und sehe sie nachher wieder herauskommen, leise miteinander sprechend, auf den Gesichtern den schönen Ausdruck, den ein edler Genuß auf menschliche Züge prägt — dann fühle ich, wie lebendig es dasteht in unserer Mitte, das alte Haus, dann empfinde ich, welch ein Strom des Guten, des Reinen und Schönen von ihm aus in die Seelen ungezählter Menschen hinübergeht, und ich danke alsdann im Geiste den Königen von Preußen, die ihrem Volke dieses Geschenk gemacht haben und es ihm erhalten mit freigebiger, königlicher Hand.

Wenn das Haus nicht wäre. — Nun — dann wären ja schließlich noch andere, Privattheater da, wo auch Schiller, Goethe und Shakespeare gespielt wird — aber alle in Ehren, wäre eines von ihnen, oder wären sie alle zusammen das, was uns das Haus auf dem Gensdarmenmarkt, was unser königliches Schauspielhaus ist? Nein! Ich bin auch ein königlich preußischer Berliner und weiß, wie der Berliner denkt und fühlt — es wäre nicht dasselbe, nimmermehr! Bei jedem Privattheater, auch dem besten, steht die Magenfrage in vorderster Reihe; ein königliches Theater kann über die Kasse hinwegsehen, eine größere Frage leitet seinen Gang: die Frage nach dem Seelenbedürfnis des Volkes.

Wenn das Haus nicht wäre — woher kommt mir denn

nur plötzlich der törichte Gedanke[1])? Wenn so etwas denkbar wäre, dann müßte es ja auch denkbar sein, daß ein preußischer König die Hand von dem Hause nähme, daß er von der Überlieferung seiner Ahnen abwiche und sagte: „Ich gebe nicht länger“ — und das ist nicht denkbar, das weiß ein jeder, das ist unmöglich. Denn die preußischen Könige sind ja Hohenzollern und werden es sein, und es hat noch keinen Hohenzollern gegeben, der nicht gewußt hätte, was die dramatische Kunst für ein Volk bedeutet, die dramatische Kunst, die große Volksrednerin, die Erklärerin der Weltgeschichte, die gütige Mutter, die uns von Leiden und Freuden der häuslichen vier Wände erzählt, die weisheitsvolle Erlöserin der Menschheit vom Drucke des Alltags, von der Last der Wirklichkeit. — Wenn das Haus nicht wäre — wenn ich nur begriffe, wo er plötzlich herkommt, dieser Gedanke, der früher nicht da war, und der nun auftaucht und quält, nagt, wie eine häßliche, böse Sorge, die man nicht hören, über die man sich hinwegsetzen will, und die sich dennoch wie ein Insekt in den Grund unserer Seele bohrt und plötzlich, während wir ruhig und heiter sind, mit bösen Augen zu uns aufblickt und uns zuflüstert: „Ich bin da, ich bin noch immer da.“ Wo mag er herkommen? Vielleicht daher, daß ich neulich einen bösen, schweren, quälenden Traum gehabt habe.

Dieser Traum nämlich führte mich weit von Berlin hinweg, in eine andere Stadt, und dieses war die Stadt Hannover. Inmitten der Stadt Hannover nämlich, auf dem Georgsplatze, in weitem Kreise von den malerischen Häusern der malerischen Stadt umrahmt, steht auch so ein altes, schönes, ehrwürdiges Haus, und wenn die Hannoveraner daran vorübergehen, dann fühlen sie dasselbe, was die Berliner fühlen, wenn sie an ihrem

[1]) Veranlassung gab das mit großer Bestimmtheit auftretende Gerücht, die Krone beabsichtige aus Ersparnisgründen das Hoftheater in Hannover als königliches Theater eingehen zu lassen. A. d. H.

Schauspielhause vorübergehen, und sie zeigen mit Stolz darauf hin und sagen dem Fremden: „Das ist unser Theater, unser königliches Theater.“ Ja, in der Tat; ein königliches Haus, von außen und innen; eine Freistatt der dramatischen Kunst, von den Königen von Hannover mit verschwenderischer Hand gegründet, von den Königen von Preußen mit freigebiger Hand erhalten. Das ist es — ich kanns bezeugen, denn ich habe das Haus in unvergeßlichen Stunden kennen gelernt und habe erfahren, was es für die Stadt bedeutet, in der es steht.

Wenn ich früher den Namen Hannover nennen hörte, hatte ich die Empfindung von etwas Kaltem, Fremdem, Gleichgültigem. Wie erstaunt war ich daher, als mir im Januar 1882 durch den damaligen Intendanten, den trefflichen Herrn v. Bronsart, die Aufforderung zuging, ich möchte doch einmal nach Hannover kommen, mir eine Aufführung des „Menoniten“ ansehen, der dort mit Erfolg gegeben worden sei.

An einem Winternachmittage, als es schon zu dämmern begann, kam ich in der fremden Stadt an. „Geben Sie acht,“ sagte mir ein hannoverscher Herr, der mit mir im Coupé saß, „wenn wir in die Stadt einfahren, können Sie das Theater sehen.“ Und richtig, indem wir langsam zwischen den äußeren Häuserreihen dahinrollten, öffnete sich eine Straßenzeile nach dem Innern der Stadt; hochaufgetürmt stieg ein prachtvolles Gebäude vor meinen Augen auf, der Giebel des Daches mit zwei ehernen Greifen geschmückt, die eine Leier zwischen den Tatzen halten.

„Wie schön,“ sagte ich unwillkürlich.

„Nicht wahr?“ versetzte der Hannoveraner, „das ist unser Theater.“ Die Augen leuchteten ihm.

Mir wurde warm ums Herz. Wie das Wahrzeichen der Stadt erschien mir das Haus; die Stadt mochte doch wohl so kalt nicht sein. —

Nein — sie war nicht kalt. — Auf dem Bahnhofe empfing mich der alte Oberregisseur des königlichen Schauspiels,

Müller, der nun tot ist, und die Schauspieler Holthaus und Grube, die beide, Gott sei Dank, noch leben.

„Wir haben uns gefragt," sagte der alte Müller, „wie der Dichter des Menoniten wohl aussehen möchte."

„Dann fürchte ich", erwiderte ich, „daß Sie in diesem Augenblick eine Enttäuschung erleiden."

„Das stimmt," gab er zur Antwort, „ich sehe einen königlich preußischen Assessor."

Der Abend kam, das Stück wurde gespielt, und als das Stück zu Ende war, da hatte sich etwas Wunderbares begeben: aus den Herzen dieser Menschen, die ich mir kalt und starr und spröde gedacht hatte, war die Begeisterung aufgeschlagen, wie eine brausende Flamme; die Stadt, die mir bis vor einer Stunde fremd gewesen, wie eine Stadt in China, war mir bekannt geworden, vertraut geworden, an das Herz gewachsen mit all ihrem Denken, Fühlen und Wollen, hatte mich hineinblicken lassen in ihre Seele und seit dem Tage liebe ich diese Seele und werde sie immer lieben, die starke, die warme, die keusche Seele von Hannover.

Warum ich dies alles erzähle? Nicht, um mich in der Nachempfindung befriedigten Stolzes zu baden, sondern um zu zeigen, wie es gekommen ist, daß ich mit jenen Menschen verwachsen bin; um zu beweisen, daß ich das Recht habe, mitzusprechen, wenn es sich um Hannovers Wohl und Wehe handelt; um zu erklären, warum der Traum, den ich neulich geträumt, mich so tief erschreckte und so schwer.

Eine Reihe köstlicher Abende folgte jenem ersten, und einer der schönsten kam bald danach.

Am 7. März 1882 wurde zum ersten Male in Deutschland am königlichen Theater zu Hannover „Harold" gespielt. Als am Schlusse des Stückes[1]) Harold, das Sachsenbanner über

---

[1]) Richtiger am Schluß des vierten Aktes. A. d. H.

dem Haupte schwingend, zum Kampfe gegen die Normannen hinausstürmte, brach im Theater tosender Jubel aus. Auf dem Banner war im roten Feld das weiße springende Sachsenroß gemalt — die Niedersachsen von Hannover hatten ihre Fahne erkannt.

Nach der Aufführung des „Harold“ wurde in den Bürgerkreisen der Stadt über den Dichter des Stückes gesprochen. Man hatte erfahren, daß ich in Berlin lebte. „Aber ein Preuße kann er nicht sein,“ hieß es. „Warum denn nicht?“ „Weil bei den Preußen so etwas nicht wächst.“ Als ich das Wort erfuhr, ging es mir bitter ins Herz. So also dachte und fühlte man noch im Jahre 1882 von uns Preußen in Hannover; immer noch waren wir ihnen die Eroberer, die Normannen, die Barbaren. Wer da Abhilfe zu schaffen, wer da Geist zu Geist, Herz zu Herz zu führen vermöchte — welch eine Aufgabe!

Und bald darauf erlebte ich etwas Merkwürdiges; spät in der Nacht fuhr ich nach Berlin zurück; im Restaurationszimmer des Bahnhofes erwartete ich die Ankunft des Zuges. Während ich einsam in Gedanken saß, bemerkte ich an einem Tische, wenige Schritte von mir, eine Gruppe von Männern, die sich flüsternd unterhielten. Ihre Blicke gingen zu mir herüber. Hatten sie mich erkannt? Es schien beinahe, denn plötzlich erhob sich von den Männern einer und trat an mich heran.

„Habe ich die Ehre — mit Herrn von Wildenbruch?“

Ich stand auf: „Der bin ich.“

Der Mann sah mich an, und trotz der zehn Jahre, die seitdem vergangen sind, sehe ich die treuherzigen Augen noch heute.

„Herr von Wildenbruch,“ sagte er, indem er mir die Hand bot, „Sie könnten etwas Großes tun. Ein Stück sollten Sie schreiben, in dem Sie zeigen, wie Hannover sich mit Preußen versöhnt. Das müßte hier gespielt werden, in unserem königlichen Theater, das könnte etwas machen, etwas Großes, Ihnen würden die Hannoveraner glauben.“

Vom Bahnsteig läutete die Glocke zum Einsteigen. Ich hatte keine Zeit mehr, dem Manne zu antworten, vielleicht hätte ich ihm in dem Augenblick auch nichts zu antworten vermocht. Nur in die Augen konnte ich ihm sehen, die Hand ihm drücken, dann mußte ich fort.

Die Männer, die mit ihm zusammensaßen, hatten alle die Augen auf mich gerichtet, und indem ich mich nach der Tür wandte, nickten sie mir schweigend zu, als wollten sie bekräftigen und bestätigen, was jener mir gesagt hatte.

Es ist lange her seitdem, aber der Vorgang lebt in meiner Seele, als hätte er sich gestern zugetragen. Wer waren diese Männer? Einfache Bürger von Hannover; und in den Herzen dieser einfachen Männer war ein solches Bewußtsein von der Kraft und Gewalt der dramatischen Dichtung, daß sie in einem Drama eine politische Tat-Handlung erblickten.

Wenn ich damals hätte in die Zukunft sehen können! Wenn ich damals diesen Leuten hätte sagen müssen: „In zehn Jahren wird es so stehen, daß in Hannover überhaupt keine Stätte mehr sein wird für die große dramatische Dichtung, in zehn Jahren wird es kein königliches Theater in Hannover mehr geben!“ Denn dieses war es, was ich neulich geträumt habe, dies ist es, was mich im Wachen verfolgt.

Mir träumte, ich stände im königlichen Theater zu Hannover, ganz einsam in dem weiten, schönen, feierlich geschmückten Raum.

Vom herabgelassenen Vorhange blickte Gott Apoll hernieder, auf dem Wagen stehend, von weißen Rossen gezogen. Ein tiefes Schweigen herrschte. Und plötzlich war mir, als würde von draußen ein Wort hereingeflüstert, ganz heimlich und leise, als schämte und fürchtete es sich vor sich selbst: „Schließt zu.“ Und das Geflüster lief durch alle Sitzreihen, durch alle Ränge, hinauf und hinunter, bis daß es wie ein schwerer, dumpfer Seufzer durch das Haus rauschte: „Schließt zu.“ Der gemalte

Gott auf dem Vorhange wurde von Fleisch und Blut; seine Augen rollten und fragten: „Warum?“ Und das Geflüster kroch zu ihm herauf wie eine Spinne mit langen Schneiderbeinen und zischelte ihm zu: „Weil man dahinter gekommen ist, daß es Blech ist, was man früher gesagt hat, daß die Dichter mit den Königen gehen sollen — darum macht, daß ihr hinauskommt, ihr Götter und Göttinnen! Seht zu, wie ihr euch durch das Leben und die Welt schlagt und wie ihr anständige Abendkassen zusammenbringt! Mit dem alten Faulenzerleben ist es aus, das sogenannte königliche Theater hat ein Ende.“

Und in dem Augenblick, als ich das vernahm, als ich ein Knistern und Krachen hörte, das wie ein Echo des abscheulichen Wortes durch den ganzen ehrwürdigen Bau lief, hatte mich der Traum aus dem Theater hinaus, mitten in die Stadt versetzt, und ich hörte und sah, wie das Wort von Tür zu Tür, von Haus zu Haus lief, und die Mauern der Häuser wurden durchsichtig vor meinen Augen, daß ich die Menschen darin sitzen sah, ganz blaß, ganz betäubt, ganz erschlagen von dem Worte, das keiner glauben wollte, weil es unglaublich klang: „Das königliche Theater hat ein Ende.“

Nur eine Stelle war in der Stadt, da weckte die Nachricht keine Niedergeschlagenheit, sondern gellenden, jubelnden Hohn. Das war da, wo die Unversöhnlichen in Hannover sitzen. Eine schneidende Stimme brach hervor: „Da habt ihr euere Preußen! Nun könnt ihr die Suppe ausessen, die ihr euch mit ihnen zusammen eingebrockt habt, ihr Preußenfreunde! Ihr Anbeter der Gewalt! Das Theater, das unsere Könige uns gebaut, das ihre Könige zu erhalten versprochen haben, in dem die Kunst gehegt und gepflegt worden ist, wie ein Heiligtum, aus dessen Mauern Künstler und Künstlerinnen hervorgegangen sind, die ganz Deutschland mit ihren Namen erfüllten, die dem königlichen Theater in Berlin selbst Ruhm und Glanz gebracht haben, unser Theater, unseren Stolz, unsere Ehre, unser teuer be-

wahrtes Kleinod, das schließen sie euch vor der Nase zu, dem reißen sie den Königspurpur von den Schultern, daß es nun dasteht in unserer Mitte wie ein Rumpelkasten, der besser gar nicht mehr wäre, als so!“

Und in dem Augenblick taten sich rechts und links die Türen an den Häusern auf und aus den Häusern brachen die Menschen hervor; aus allen Straßen, die auf den Markt mündeten, von allen Ecken und Enden kam es heran, zu Scharen gedrängt, Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen und wie von einer wütenden Gewalt getrieben, drängten sie sich alle um mich, der ich mitten auf dem Markte stand. Augen, die freundlich geblickt hatten, sahen mich voll drohendem Grolle an; Hände, die sich in meine gelegt hatten, ballten sich zur Faust: „Ist es wahr, was die da sagen,“ schrieen sie mich an. „Ist es wahr, daß ihr uns die Perle aus unserer Stadt brechen wollt, ihr Preußen?“

Ich wollte erwidern, wollte ihnen zurufen: „Nein — nein — es ist nicht so“ — aber ich konnte nicht — der Laut blieb mir in der Kehle stecken, und ich schwieg.

Und als sie mich dastehen sahen, wie einen verstummenden Schächer, verdoppelte sich ihre Wut.

„So also seid ihr, ihr Preußen? Wir haben euch geglaubt — und so haltet ihr das Versprechen, das ihr uns gegeben? Wir haben ehrlich Freundschaft mit euch halten wollen — und das ist der Lohn, daß ihr das an uns tut: daß ihr dem Lande Hannover sein Theater nehmt? Denn das weißt du doch, daß das Theater auf dem Georgsplatze nicht für die Stadt Hannover nur, sondern für das ganze Land Hannover war. Daß seine Schauspieler hinauszogen ins Land und ihm die Dichtungen brachten, die sie hier gespielt? Daß die Leute aus den kleinen Orten hereingezogen kamen zur Stadt Hannover, um einen schönen, reichen, stolzen Abend im königlichen Theater zu verleben? Und diesen Strom des Geistes, der

ins weite Land hinausging, grabt ihr uns ab? Diesen Quell des Guten, Großen und Schönen schüttet ihr uns zu? Warum das? Gib uns Antwort! Warum das? Warum —“

Und als das schreckliche „Warum?“ in meinen Ohren dröhnte, raffte ich mich noch einmal auf, um etwas zu sagen, etwas zu erwidern — und ich fand nichts. Wie ein Verzweifelnder, wie ein Fisch, der, aufs Trockene geworfen, nach Luft schnappt, so suchte ich nach einer Erklärung — und ich fand keine; keine Erklärung, keine Rechtfertigung, kein Wort, überhaupt — nichts! Wie am Pranger stand ich da, unter all den fragenden, forschenden, staunenden Augen — und da überkam mich etwas, etwas Entsetzliches, was ich nie geglaubt hatte, daß es mir je im Leben kommen könnte — ich schämte mich, daß —

Aber in dem Augenblick wachte ich auf — Sonnenschein blickte in mein Fenster — es war alles nur ein Traum gewesen — Gott sei Dank! Indem ich mir den Angstschweiß von der Stirn trocknete, mußte ich schon lachen: als ob unsere Könige keine Hohenzollern wären; als ob so etwas geschehen könnte, da wo Hohenzollern sind. — Aber was der Mensch nicht alles träumen kann — man sollte es kaum für möglich halten.





Vom Schriftstellertage in Wien

National-Zeitung 1893.
Nr. 351. Freitag den
9. Juni. Morgen-
ausgabe.

ST





n Wien hat während des Pfingstfestes der deutsche Schriftsteller-Verband in Generalversammlung getagt.

Ob es der Frühling gewesen ist, der strahlend im Donautale eingekehrt war, der die Kastanien des Praters mit weißen und die Kastanien des Stadtparkes mit roten Blüten überschüttet und den ganzen Wiener Wald wie ein smaragdgrünes Riesenbukett sich vor die Brust gesteckt hatte, ob es die Gastlichkeit der Wiener Männer, oder die Lieblichkeit der Wiener Frauen, ob es der herzgewinnende Zauber der unverwelklichen alten Kaiserstadt, oder was es sonst gewesen ist — soviel steht fest, daß von den Teilnehmern an diesen Tagen keiner hinweggegangen sein wird, ohne das Gefühl mitzunehmen, daß es sich in den Gehegen des deutschen Schriftstellertums zu regen beginnt, wie sprossendes Leben, wie neues Hoffen, daß Keime gepflanzt worden sind, aus denen etwas werden kann, wenn die Sonne hinzukommt, die jedes menschliche Werk zum Wachstum braucht, der gute Wille und der tatkräftige Fleiß.

Von den mancherlei Beschlüssen, die in Wien gefaßt worden sind, sollen hier zwei hervorgehoben werden, welche bemerkenswert sind, weil sie über den engen Bezirk innerer Verbandsinteressen hinausgehen, weil sie den ersten Ausblick in groß und weit gedachte Verhältnisse eröffnen, den Grundstein zu einem Bau gelegt haben, aus dem wirklich eine allgemeine deutsche Schriftsteller-Vereinigung erwachsen kann, nicht nur dem Namen und der Form, sondern der Sache und dem Inhalte nach.

Wie den Stein des Sisyphus wälzt das deutsche Schriftstellertum seit Jahren und Jahrzehnten den Plan vor sich her, für seine Alten und Invaliden eine Pensionskasse zu begründen.

Hundertmal unternommen und hundertmal eingeschlafen ist der Gedanke immer wieder aufgewacht beim Anblick dieser un-

glückseligen Menschen, dieser Ärmsten der Armen, die einst geschrieben und geschaffen haben und jetzt nicht mehr schaffen können, deren Leben fast ausnahmslos mit einem Frühlingsmorgen voller Hoffnungen begonnen hat, um in einer finstern Nacht trostloser Verzweiflung zu endigen, die den Tisch für andere gedeckt haben, und hungrig von der Tafel des Lebens aufstehen, von deren Dasein man in Deutschland meistens erst Notiz zu nehmen pflegt, wenn es vorbei ist, wenn das Geld zu einem Grabsteine für sie zusammengebettelt wird.

Ja — Deutschland, du Land der Dichter und Denker und der Leihbibliotheken! Hundertmal unternommen, ist der Plan immer wieder stecken geblieben, weil er mit unzureichenden Mitteln unternommen war, weil ihm der Lebensodem des allgemeinen Interesses fehlte, weil jede lokale Vereinigung für sich eine solche Kasse zu gründen versuchte, ohne darnach zu fragen, was die anderen taten.

Wie ein Trompetenstoß wirkte daher die Nachricht, daß in München der Plan gefaßt worden sei, eine Pensionsanstalt zu begründen, welche endlich über den partikularistischen Rahmen hinausgehen, welche das ganze gesamte deutsche Schriftstellertum einheitlich umfassen sollte.

Und es ist nicht bei dem Plane geblieben. Mit einem Eifer, der nicht rühmend genug anerkannt werden kann, haben die Münchener Schriftsteller, die wackeren Männer, Hand ans Werk gelegt; ein Angehöriger des bayrischen Königshauses ist in eigener Person an die Spitze des großen Unternehmens getreten, und so ist ein Pensionsstatut zustande gekommen, das nach dieser oder jener Seite des weiteren Ausbaues bedürfen mag, das aber vorläufig ein Schutzdach bietet gegen die Unbilden eines hilflosen Alters, ein Haus, in welches die deutschen Schriftsteller eintreten können. In seiner Wiener Generalversammlung hat nun der Schriftsteller-Verband beschlossen — und dies war der erste seiner Beschlüsse — das so gebaute

Haus zu beziehen, Abstand zu nehmen von jeder partikularistischen Ausarbeitung einer eigenen Pensionsanstalt, Hand in Hand mit den Münchener Genossen an deren Bau weiter zu bauen und alle seine Mitglieder zum Eintritt in die Münchener Pensionskasse aufzufordern.

An alle Schriftsteller, welche heute dem Verbande angehören und künftig angehören werden, richtet sich daher die Mahnung: Tretet ein! denkt an eure Zukunft, an die niemand denkt, wenn ihr es nicht selbst tut! Spart jetzt, da ihr noch sparen könnt, den geringfügigen jährlichen Beitrag und zahlt ihn bei der Verbandskasse ein, die ihn zu der Münchener Pensionskasse abführen und dafür sorgen wird, daß ihr als Anwärter auf dereinstige Unterstützung vermerkt werdet.

Aber nicht an sie allein, sondern an alle, die ein Gefühl dafür haben, daß das Schriftstellertum einer Nation eine Sache von nationaler Bedeutung, die Literatur einer Nation, gewordene und werdende, ein Wertmesser der Nation gegenüber der Welt ist, daß es für ein Kulturvolk von einschneidender Bedeutung ist, ob seine Schriftsteller sich als abhängige Leute und als Bettler oder als selbständige freie Männer fühlen, an sie alle richtet sich die Mahnung: „Geht dieser Sache nicht achtlos vorüber, denn sie ist wichtig und groß."

Aus den Beiträgen der Schriftsteller allein können sich die Fonds nicht bilden, aus denen Invalidengelder und Pensionen gezahlt werden sollen, dazu bedarf es der Zuschüsse von anderen Seiten, der großen Zuschüsse. Mögen sich die Verleger und Buchhändler dies in erster Linie zu Herzen nehmen; mögen es sich aber daneben alle gesagt sein lassen, die sich an deutschem Schrifttum in Prosa, Vers und Dramatik erfreuen und erbauen.

Aufhören soll die Unterstützung des Einzelnen, die den Einzelnen, indem sie ihn beschenkt, erniedrigt; in der Münchener Pensionskasse ist die Zentralstelle geschaffen, zu welcher jeder,

der Herz und Hand für die große Sache offen hat, sein Scherflein beisteuern kann; und daß es eine solche Zentralstelle jetzt gibt, das ist das Segensreiche der neuen Errungenschaft. Neben diesem ersten Beschlusse und im inneren Zusammenhange damit ist ein zweiter zur Annahme gelangt, der, wenn er richtig ausgearbeitet wird, für das deutsche Schriftstellertum vielleicht noch größere Bedeutung erlangen kann als jener.

Vor einigen Jahren hat sich im Schriftsteller-Verbande eine Sezession vollzogen. Eine Anzahl, meist jüngerer, Schriftsteller ist aus dem Verbande ausgetreten und hat eine für sich bestehende Genossenschaft begründet. Die Trennung, die ursprünglich aus persönlichen Gründen erfolgte, ist zu einer sachlichen geworden; andere wirtschaftliche Prinzipien als sie im Verbande bestehen, sind in der Genossenschaft zur Geltung gelangt; beide Vereinigungen sind, wie es die Natur der Sache mit sich brachte, in ein immer schärfer sich zuspitzendes Rivalitätsverhältnis geraten.

Die Übelstände einer solchen Lage, die um so deutlicher hervortraten, als sie sich in Berlin, im Vororte des deutschen Schriftstellertums, geltend machten, sind von beiden Seiten empfunden worden. In seiner Wiener Generalversammlung hat nun der deutsche Schriftsteller-Verband den ersten Schritt zur Aufhebung derselben getan, indem er den Willen zur Wiedervereinigung mit der Genossenschaft kundgegeben, und Maßregeln ins Auge gefaßt hat, um diese Wiedervereinigung praktisch durchzuführen.

Es könnte scheinen, als handelte es sich hierbei nur um eine Angelegenheit von innerer, wesentlich berlinisch lokaler Bedeutung, für welche das allgemeine Interesse in Anspruch zu nehmen nicht der Mühe verlohnte.

Dem ist jedoch nicht so. Die Wiedervereinigung zwischen Verband und Genossenschaft bedeutet vielmehr die Inangriffnahme eines großen neuen Gedankens; sie ist nicht Selbstzweck,

sondern nur der erste Schritt auf dem Wege, der zu der lange ersehnten, niemals vollbrachten einheitlichen Organisierung aller deutschen Schriftsteller führen soll.

Selbständigkeit des einzelnen Schriftstellers, ungeschmälerter Entgelt seiner Leistung, das ist das Endziel, welchem die allgemeine Organisation aller Schriftsteller dienen soll. Daß sie sich dieses Gedankens bewußt waren, haben die zu Wien versammelten Mitglieder des Verbands durch die Art bekundet, wie sie ihren Beschluß faßten. Denn es kommt nicht allein darauf an, was man beschließt, sondern wie man beschließt. Keiner namentlichen Abstimmung hat es bedurft, kein für und wider hat stattgefunden, einstimmig, durch Akklamation ist der Beschluß zur Wiedervereinigung gefaßt worden. Das Ziel ist erkannt; der Weg dahin ist mühselig und schwer; ihn zu bewältigen, das ist jetzt die Aufgabe.

Damit es möglich werde, richtet sich jetzt zunächst an die, welche es angeht, nämlich an alle deutschen Schriftsteller die Mahnung: „Kommt zum Werke, und bleibt nicht fern stehen!"

Die Genossenschaft wird die Hand, die der Verband ihr gereicht hat, aufnehmen, daran ist kein Zweifel; denn in der Genossenschaft lebt, wie in dem Verbande, das Verständnis für die Lage der Sache.

Aber es gibt zahlreiche Schriftsteller, die weder dem Verbande noch der Genossenschaft angehören, und zu ihnen gehört leider ein großer Teil derjenigen, deren Namen in Deutschland Ansehen und Bedeutung hat.

An diese nun ergeht die Aufforderung, und zwar die ganz entschiedene Aufforderung: „Gebt eure Isoliertheit auf, tretet einer der beiden Vereinigungen bei!"

In England und Frankreich gilt es als eine Ehrenpflicht der angesehenen Autoren, daß sie den schriftstellerischen Vereinigungen ihres Landes angehören; dadurch sind diese zu Fak-

toren geworden, mit denen die öffentliche Meinung und die Gesellschaft rechnen muß.

In Deutschland steht es umgekehrt. Darum gelten bei uns die Vereinigungen und Interessen der Schriftsteller als eine Sache, um die sich die Gesellschaft nicht zu kümmern braucht.

Das ist ein trauriger Zustand. Eines Kulturvolkes unwürdig ist es, daß jemand Zutritt zur Gesellschaft erlangt nicht weil, sondern obgleich er Schriftsteller ist.

Aber dieser Zustand wird fortdauern, solange die bedeutenden Schriftsteller durch ihr Fernbleiben den Glauben in der Gesellschaft erhalten, daß es sich bei jenen Vereinigungen um untergeordnete Dinge handelt, solange sie ihnen durch ihr Fernbleiben den Stempel des Verächtlichen aufdrücken, solange sie nicht zu der Einsicht gelangen, daß ihre Anteilnahme nicht in der Absicht verlangt wird, daß sie herabsteigen, sondern daß sie das Niveau des deutschen Schriftstellertums emporheben sollen.

Ich kenne den Einwand natürlich sehr wohl, der sich gegen all diese Ausführungen erheben wird und welcher dahin lautet: „Werden die Leistungen der deutschen Schriftsteller dadurch besser werden, daß diese sich organisieren?“

Von hundert werden neunundneunzig mit einem raschen „Nein“ bei der Hand sein — ich erlaube mir, mein „Ja“ dagegen einzusetzen.

Die höchste Leistung, das weiß ich, bleibt ewig inkommensurabel und abhängig von der Individualität — die Durchschnittsleistung aber läßt sich heben, wenn man die Bedingungen hebt, unter denen sie entsteht.

Diese Bedingungen sind gegenwärtig trauriger Natur.

Abhängigkeit, das ist der Stempel, den das deutsche Schriftstellertum an der Stirn trägt, Abhängigkeit von sichtbaren und unsichtbaren Tyrannen. Wer nicht wirtschaftlich frei ist, ist

überhaupt nicht frei, und der Schriftsteller muß frei sein, denn er verwaltet die höchsten Güter der Nation.

Die schlimmste Pest für ein Volk ist eine Literatur, die von anderen als von wahrhaft freien Männern ausgeübt wird. Ihnen diese Freiheit zu erringen, das ist das Ziel, dem die neue Organisation der Schriftsteller dienen soll.

Ich meine, es ist ein großes Ziel; ich meine, daß alle, in erster Linie die namhaften Schriftsteller mithelfen sollten an dem Versuche. Was hat sie denn zurückgehalten? Was hält sie zurück? Vielleicht der Gedanke, daß sie zu ihrem eigenen Fortkommen einer solchen Vereinigung nicht bedürfen? Das wäre ein kurzsichtiger Egoismus. Dadurch eben, daß sie sich selbst helfen können, sind sie ja imstande und berufen, der allgemeinen Sache zu helfen.

Oder vielleicht die Befürchtung, daß sie genötigt werden könnten, mit Elementen zusammen zu sitzen, die unter ihrer Würde sind?

Dem wird abgeholfen werden. Als fundamentales Prinzip wird der Grundsatz gelten, alle unsauberen und dilettantenhaften Elemente auszumerzen.

Man wird sich als Schriftsteller auszuweisen haben, wenn man zu den Schriftstellern gehören will. Lesen und Schreiben gelernt haben tut's freilich noch nicht. Also meine Herren — die Türen sind geöffnet — was hindert noch, daß ihr eintretet? Eure Namen gehören dazu, damit die Gesellschaft in Deutschland das Wort „Schriftsteller" endlich mit dem Tone auszusprechen lernt, mit dem es in anderen Ländern ausgesprochen wird; eure Namen muß man hören, wenn die Ohren des Staats, die bisher taub gewesen sind, hörend werden sollen für die Stimme des Schriftstellertums.

Es ist undenkbar, daß jemand den Mangel in unserem Staatsleben nicht empfände, daß während in demselben für Wissenschaft und Kunst, für alle geistigen Faktoren staatliche

Anerkennung und Vertretung besteht, nur solche für die Literatur, für den Geist des nationalen Geistes, nicht vorhanden ist.

Der Mangel ist empfunden worden, seit langem und von allen, die überhaupt über solche Dinge bisher nachgedacht haben.

Der Zweck dieser Zeilen ist, nachzuweisen, daß diese Dinge Angelegenheiten Aller sind, daß es Aufgabe Aller ist, darüber nachzudenken.

Da wo ein Mangel ist, muß der Wille zur Abhilfe vorhanden sein; da wo ein Wille, da ist auch ein Weg; der Weg ist angedeutet — also denn, voran!



Das Heine-Denkmal
Eine Antwort

Die
Nation.
Wochenschrift
für Politik, Volks-
wirtschaft und Literatur.
Herausgegeben von
Dr. Th. Barth.
7. April 1884. Nr. 27.
S. 412 f.



einer Ansicht nach ist in der Sache alles gesagt. Es handelt sich nicht mehr um Gründe und Gegengründe, sondern um Empfindungen.

Aus meiner Empfindung heraus erfolgt meine Antwort [1]).

Ich bin ein Deutscher von stark ausgeprägtem Nationalgefühl.

Mein Nationalgefühl ist aber nicht ein solches, daß es bei der rechten Hosennaht anfängt um bei der linken zu enden, es ist auch kein Kultus, kein Weihrauchschwingen vor einem Altar, auf dem Germania in altgermanischer oder mittelalterlicher Tracht paradiert, es ist Liebe. Und weil ich dem Grundsatze nicht huldige, daß Liebe blind macht, bin ich nicht blind gegen die Schwächen Deutschlands und gegen die Gefahren, die es bedrohen.

Zu diesen rechne ich vor allen den geistigen Pauperismus, der sein Calibangesicht über Deutschland zu erheben beginnt. Ich verstehe darunter die Verödung an Kopf und Herz, die sich bei uns auszubreiten beginnt.

Den hauptsächlichen Grund zu dieser Erscheinung erblicke ich in der von Tag zu Tag fortschreitenden Respektlosigkeit vor dem Geiste und vor der geistig überlegenen Individualität.

---

[1]) Diese „Antwort“ ward eingeführt durch die nachfolgende redaktionelle Bemerkung: „Daß Heine in Düsseldorf zunächst kein Denkmal erhält, ist nach glorreichen Kämpfen von den Dunkelmännern siegreich durchgesetzt worden. Das „goldene“ Mainz beschloß darauf, sich selbst durch ein Monument des Dichters zu verschönen und zu ehren; denn Heine selbst, dessen Werke in keinem gebildeten deutschen Haus fehlen können, bedarf solcher Auffrischung seines Gedächtnisses nicht. Und nun beginnt man wiederum zu debattieren, ob es denn recht und billig sei, was in Mainz geschehen soll. Auf dieses erbauliche Schauspiel erlaubten wir uns Ernst von Wildenbruch hinzuweisen. Dieser Dichter, dem man sicher nachrühmen kann, daß in seinen Werken heute der vaterländische Ton am kraftvollsten erklingt, schreibt uns darauf“:

Darum sollten sich, meiner Ansicht nach, die wahrhaft Gebildeten von ganz Deutschland einmütig zusammenfinden, wo sich die Gelegenheit bietet, diesem Respekte vor dem Geiste durch eine greifbare Handlung Ausdruck zu verleihen.

Und eine solche Gelegenheit ist hier geboten.

Kein Mensch, ob persönlicher Freund oder Feind Heinrich Heines, zweifelt ernsthaft an der Größe seines Geistes. Kein Mensch ist sich ernsthaft unklar darüber, daß Heinrich Heine mit seinen Werken die Seele Deutschlands beschenkt und bereichert hat.

Darum sollten sich die Gebildeten Deutschlands klar darüber sein, daß die Frage ganz falsch behandelt wird, wenn man sie von dem beschränkten pro- oder antisemitischen Standpunkte aus behandelt; sie sollten sich klar sein, daß eine viel größere, wichtigere Frage zur Entscheidung steht.

Diese Frage aber lautet:

Soll in Deutschland Geistesgröße immer und unter allen Umständen anerkannt und soll der Persönlichkeit, von der sie, zum Wohle Deutschlands, ausgegangen ist, Dank in sichtbarer Gestalt bewahrt werden — oder soll es in Deutschland Zeiten und Stimmungen geben dürfen, wo Geist hinwegdekretiert, Verdienst als nicht vorhanden, Dankbarkeit als überflüssig erklärt wird?

So steht die Frage, und so lautet sie.

Wer in der Beantwortung derselben zweifeln will, der zweifle — ich für meine Person habe sie beantwortet, indem ich dem Komitee zur Errichtung eines Denkmals für Heine beigetreten bin.

Indem ich Ihnen, geehrter Herr, freistelle, von dieser meiner Äußerung in der ‚Nation‘ Gebrauch zu machen, verbleibe ich

Berlin, den 1. April 1894

hochachtungsvoll ergebenst
Ihr
Ernst v. Wildenbruch.

Besinnt Euch!

„Besinnt Euch! Ein Mahnwort von Ernst von Wildenbruch. Als Flugschrift gedruckt. Der Ertrag ist für die Pensionskasse der deutschen Schriftsteller und Journalisten bestimmt. Berlin 1895, Verlag von Freund und Jeckel.“





n der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 21. Februar 1895 hat sich folgendes begeben:

Vom Ministertische aus war erklärt worden, daß in Berlin eine Menge neuer Theater entstanden wären, die zunächst auf Erwerb ausgingen und verdienen wollten, denen es nicht mehr darauf ankäme, gute Sitte und edlen Sinn zu pflegen, sondern darauf, möglichst viel zu verdienen, selbst auf die Gefahr hin, die Moralität des Volkes zu ruinieren.

Diesen Äußerungen folgte lebhafte Zustimmung von rechts und aus dem Zentrum, und dann ertönte von dieser Seite der Zuruf: „Wie die meisten Schriftsteller!"

Kein Ordnungsruf erfolgte auf diesen Zuruf, keine Rüge, nicht einmal ein Widerspruch. Es hat also im preußischen Abgeordnetenhause den deutschen Schriftstellern — denn an die nichtdeutschen wird der Herr wohl kaum gedacht haben — ungestraft gesagt werden dürfen, daß die Mehrzahl von ihnen nur schriebe, um recht viel Geld zu verdienen, auf die Gefahr hin, die Moralität des Volkes zu ruinieren.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist der größte Teil des Publikums achtlos an dem Worte vorübergegangen.

Man könnte fragen, warum ich es aufgreife?

Ich habe zweimal, vom Vertrauen der deutschen Schriftsteller berufen, an der Spitze von zwei der größten Schriftsteller-Vereinigungen gestanden. Ich bin von diesen Stellungen zurückgetreten, weil Arbeit anderer Art mich überbürdete; mein inneres Verhältnis zu den Schriftstellern und ihrer Sache ist dasselbe geblieben, das es war.

Darum will ich dem Zwischenrufer hiermit quittieren. Denn es handelt sich um eine Verleumdung — und ich bin der Ansicht, daß man in einer Zeit, da die Verleumdung wuchert, sie

beim Kragen nehmen soll, wie man das Unkraut anfaßt und ausreißt und dahin wirft, wohin es gehört.

„Aber was willst du denn?“ wendet man mir ein, „er hat ja gar nicht gesagt ‚alle‘, sondern nur ‚die meisten‘, es braucht sich also der einzelne gar nicht getroffen zu fühlen.“

Sehr richtig — es braucht sich keiner getroffen zu fühlen, aber es kann es ein jeder. Es ist, wie wenn jemand an einem Hause vorübergeht, hinter dessen Fenstern er Menschen versammelt weiß, die er nicht leiden kann. Er nimmt einen Stein von der Straße auf und wirft ihn durch die Fensterscheiben ins Zimmer. Irgendeinen wird er schon treffen — hoffentlich möglichst viele. Sollte Einer sich beschweren — nun, mein Gott, er hat ja nicht „alle“ treffen wollen, sondern nur „die meisten“. Denn die meisten von denen da drinnen kann er nun einmal nicht leiden.

Nein — er kann sie nicht leiden; und das eben ist es, was die Sache zu einer ernsten macht.

Das Wort ist ein Symptom, das Symptom für eine Stimmung, vor der gewarnt werden muß, weil sie einen neuen Spalt in den von Leidenschaften zerklüfteten Boden Deutschlands zu reißen droht; aus dem Worte spricht der Haß.

Und wenn man daraus, daß dieser Ausdruck des Hasses unbeanstandet bleiben konnte, den Schluß ziehen darf, daß die Stimmung, die ihn hervorbrachte, eine allgemeinere ist, so erscheint es an der Zeit, daß man denen, in deren Herzen solche Empfindungen kochen, ein „Besinnt euch!“ zuruft.

Woher dieser Haß? Gegen wen dieser Grimm?

Sehr einfach daher, daß vieles von dem, was heute in Deutschland geschrieben wird, dem Zwischenrufer und mit ihm gewiß sehr vielen anderen nicht gefällt, und daß sie denen zürnen, die so unliebsame Sachen schreiben.

Um die Sache mit einem Namen zu nennen: sie können den heutigen Naturalismus nicht leiden.

Gut, meine Herren. Es gibt auch unter den Schriftstellern manche, denen der Naturalismus ebensowenig sympathisch ist, wie Ihnen. Zu diesen rechne ich zum Beispiel mich selbst.

Ich liebe die Hervorbringungen des Naturalismus ihrer überwiegenden Zahl nach keineswegs — wobei allerdings gesagt werden muß, daß heutzutage Naturalismus häufig mit dem Realismus, dem Nährboden aller echten und rechten Dichtung, verwechselt wird.

Aber es ist zweierlei, die Werke eines Verfassers nicht lieben und den Verfasser deshalb moralisch an den Pranger stellen.

Ich verwahre mich ausdrücklich dagegen, daß man mich für einen Anwalt des Naturalismus und seiner Vertreter hält.

Das, wofür ich spreche und sprechen muß, ist etwas viel Größeres als eine vereinzelte literarische Richtung, es ist die Literatur selbst. Denn eine Gefährdung der Literatur bedeutet es, wenn man Verfassern deshalb, weil ihre Werke einem nicht gefallen, verwerfliche Motive des Schaffens unterschiebt.

Durch Anklagen solcher Art, durch die man die Vertreter der Literatur zu Feinden der Nation stempelt, trägt man Verbitterung in die Herzen der Schaffenden und Mißtrauen in die Seelen der Empfangenden.

Wenn man für Anschauungen solcher Art die Arme des Staates zur Unterstützung ruft, so tötet man das Lebenselement jeglicher Literatur, die individuelle Freiheit.

Es gibt keine Literatur und hat, so lange Menschen denken und dichten, nie eine gegeben, ohne daß dem schaffenden Individuum die Freiheit zugestanden war, die großen Fragen der Weltordnung und Sittlichkeit aus seiner eigenen Seele heraus zu beantworten.

Inquisitionstribunale und Scheiterhaufen haben Einspruch erhoben gegen diese Berechtigung — aber die Tribunale sind zersprengt, die Scheiterhaufen erloschen und das Recht ist

geblieben. Es muß also wohl etwas Unsterbliches an diesem Rechte sein.

Ich gebe zu, daß unreife Geister, im Besitze solcher Freiheit, zur Zügellosigkeit verlockt werden können. Dann prüfe man den einzelnen Fall und, wenn es ernsthaft not tut, richte man.

Aber man verallgemeinere nicht!

Man erkläre nicht Acht und Bann über geistige Bewegungen, bevor man sich die Mühe gegeben hat, die Entstehung einer solchen Bewegung aus ihren inneren Gründen zu verstehen. Und wenn man als Abgeordneter des Landes Worte spricht, die im Lande gehört werden, so werde man sich klar darüber, daß man dem Geiste seines Landes Schaden zufügt, wenn man Bewegungen, zu deren Erklärung es tiefdringender psychologischer Erkenntnis bedarf, mit einem kurzen, rohen Worte auf äußerliche und gemeine Entstehungsursachen zurückführen will.

Man gebe den Versuch auf, unter staatlicher Oberaufsicht eine allgemein giltige Brille schleifen zu wollen, durch deren Gläser die schaffenden Individuen zu sehen haben, wenn sie die Welt betrachten. Wäre es denkbar, daß ein derartiger Versuch gelänge, so würde er eine Literatur hervorbringen, schlimmer als die zügellose, eine feige.

Denn eine zügellose Literatur mag für den Augenblick gefährlicher erscheinen — eine feige ist auf die Dauer tödlich.

Die Literatur eines Volkes ist das Salz, dessen das Volk für seinen Knochenbau bedarf. Eine feige Literatur ist kein Salz.

Eine solche Literatur wird vielleicht Niemanden im Schlafe stören — aber sie wird auch keinen großen Gedanken wecken. Sie wird vielleicht zu keiner gefährlichen Leidenschaft anstacheln — aber auch nie das Feuer edler Leidenschaft entzünden. Wollen wir einen solchen Zustand für Deutschland bereiten?

Soll das mündig und mannbar gewordene deutsche Volk freiwillig zurückkehren in die Wiege, zu Ammenlied und Kindersyrup? Man befreie sich von greisenhafter Ängstlichkeit, indem man den Dingen ins Gesicht sieht.

Wie viele von denen, die über die heutige Literatur zetern, kennen sie denn überhaupt? Drei Viertel von dem, was darüber gesagt wird, spricht Einer dem Anderen blindlings nach!

Ist die Bewegung der heutigen Literatur denn etwa auf Deutschland beschränkt? Oder etwa in Deutschland entstanden?

Nein — es ist eine Bewegung, die durch ganz Europa, durch die gesamte Kulturwelt geht. Gibt denn das garnichts zu denken?

Wissen denn die Herren wirklich nicht, daß, solange es eine Menschheitsliteratur gibt, Erscheinungen dieser Art wieder und immer wieder aufgetreten sind? Daß jede junge Generation von dem treibenden Gedanken der Zeit fortgerissen worden ist und zu schieben geglaubt hat, während sie geschoben wurde?

Wenn solches an der jungen Generation des heutigen Deutschlands geschieht, so kann man es einfach als eine Naturnotwendigkeit bezeichnen.

Man kann es beklagen, daß in diesen Seelen das nationale Empfinden sich dem Eindringen fremder internationaler Mächte nicht stärker widersetzt hat — aber man darf nicht vergessen, daß die unmittelbar vorhergegangene Epoche, die in Konventionalität verwaschen und verblaßt, auch für das Vaterlandsgefühl nur noch halbe und gedämpfte Töne in der Brust hatte, dieses trotzige Aufbäumen jugendlicher Individualität gewissermaßen herausgefordert hat.

Man kann mit glühender Seele an der Wiederauferstehung und Weiterentwicklung Deutschlands seit 1870 hängen —

aber man kann begreifen, daß das Gründertum und der Plutokratismus, der hinter den großen Ereignissen daherkam, wie der bucklige Thersites hinter den homerischen Helden, die Gemüter der Jugend zu leidenschaftlicher Empörung aufgestachelt hat. Ja, es muß ausgesprochen werden, daß es nicht der schlechteste Bestandteil der deutschen Natur ist, der zu solcher Auflehnung trieb, und wenn man dieser Generation nachsagt, daß sie mit ihrer Gesinnung Schacher treibt, um Geld damit zu verdienen, so ist das der blanke bare Unverstand, so ist das eine Verleumdung.

Es gibt unter den jungen Leuten dieser Richtung Fanatiker — daß aber Fanatiker gute Rechner wären, das habe ich noch nie gehört.

Wer die Verhältnisse kennt, kann über solche Behauptungen wirklich nur lachen.

Welches sind denn die Quellen, aus denen in Deutschland den Schriftstellern das Geld zufließt? Es sind die Familienjournale.

Glauben denn die Herren, daß die Werke des jüngsten Naturalismus Aufnahme in die Familienjournale finden?

Die Verleger dieser Blätter kreuzen und segnen sich davor, wie vor dem Gottseibeiuns.

Die Familienjournale aber stellen in Deutschland die breite Heerstraße dar, auf welcher die Erzeugnisse der Literatur ins Volk gelangen.

Wozu also der Lärm von der vergiftenden Literatur, die ins Volk dringt, wenn es gar nicht wahr ist, daß sie zu ihm gelangt?

Die Verleger lehnen die Werke ab, weil sie wissen, daß sie mit einem Schlage hundert Abonnenten und mehr verlieren, wenn sie einen Roman oder eine Novelle bringen, die dem Familienoberhaupte im Hinblick auf seine Kinder Bedenken einflößt.

Wozu also die Bevormundung der Familie, wenn diese sich völlig genügend selbst bewacht. Glaubt der Zwischenrufer, daß die Schriftsteller des Naturalismus diese Verhältnisse nicht kennen? Sie kennen sie besser als er.

Und wenn diese Schriftsteller den unergiebigen Boden trotzdem weiter beackern — nun, so mag man von ihnen sagen, was man wolle, aber wenn man sagt, daß sie es tun, um möglichst viel Geld damit zu verdienen, so verleumdet man.

Darum ist zu verlangen, daß jemand, der an öffentlicher Stelle große Worte über die Schriftsteller in die Welt posaunt, erst etwas von dem verstehe, wovon er spricht.

Es ist zu verlangen, daß jemand, der über eine geistige Bewegung mitspricht, sich klar darüber sei, was eine solche Bewegung ist; daß es nicht das Ergebnis menschlicher Willkür, sondern daß es ein elementares Ereignis ist.

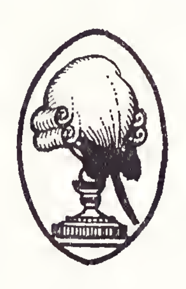
Wem der Wind nicht gefällt, der über das Feld weht, der bleibe zu Hause — wem die Werke einer literarischen Richtung nicht gefallen, der gehe nicht in die Theater, wo diese Werke gespielt werden, lese nicht die Bücher, wo sie gedruckt stehen. Niemand zwingt ihn dazu.

Aber er bilde sich nicht ein, daß er dem Winde gebieten und der Bewegung durch einen Zwischenruf Einhalt tun könne.

Jede geistige Bewegung trägt ihr Lebensgesetz in sich selbst, und nur in sich selbst.

Geht sie hervor aus augenblicklichen Wallungen der Menschheitsseele, so wird sie mit diesen vergehen, und keine Reklame wird sie am Leben erhalten, und nichts. Geht sie hervor aus den ewigen und unsterblichen Elementen des Menschengeistes, so wird sie unsterblich sein wie diese, und die Maßregeln, die man ihr in den Weg schiebt, werden unter ihr zerbrechen, nicht sie unter ihnen.

Darum lasse man ab von solchen Maßregeln, denn sie sind auf die Dauer entweder überflüssig oder vergeblich, für den Augenblick aber immer vom Übel, denn sie tragen etwas vom Schwefelgeruch der Inquisition an sich. Für Inquisition aber ist niemals Raum gewesen in Deutschland, und am wenigsten in dem Staate, dessen König als erster von allen Monarchen die Tortur abschaffte, in dem Preußen Friedrichs des Großen.





Neues Wiener Tageblatt
1896. Nr. 355. Frei-
tag den 25. De-
zember.





ine Oreade war es den Griechen, ein Wesen zwischen Göttern und Mensch, der Geist von Tälern und Höhen, Wäldern und Gebirgen, aus dessen Brust der geheimnisvolle Ton kam, den wir Echo nennen.

Sprache war ihr versagt, lautlos segelte sie dahin im unermeßlichen Raume — nur wenn der Mensch sie anrief, dann blieb sie stehen, dann erhielt sie Stimme, sprach sie zum Menschen. Und wenn der Mensch ihre Stimme vernahm, überkam ihn ein schauerndes Wohlgefühl, denn sie sprach zu ihm mit dem Laut seiner eigenen Stimme; und weil die Stimme in unserer Brust der allereigenste, der alleruntrüglichste Ausdruck unseres Innern ist, so war es dem lauschenden Menschen, als käme ihm das leibhaftig entgegen, was er unsichtbar und ungreifbar in sich trug, seine eigene Seele.

So dachten die Griechen, so fühlten sie — wir Menschen des neunzehnten Jahrhunderts sind klüger. Für uns keine Götter und Zwischengötter mehr, kaum noch ein einziger Gott; und sogar der Begriff „Mensch", der für diese kindlichen alten Griechen der einfachste, natürliche war, ist uns zum Inbegriff alles Verzwickten, Verzwackten und Komplizierten geworden.

Wir wissen ganz genau, daß, wenn wir in Wald und Berg hinausrufen, nicht ein fremdes Wesen uns Antwort gibt, sondern daß es nur unsere eigene Stimme ist, die im Widerhall zu uns zurückkehrt.

Wir sind klüger geworden als die einfältigen alten Griechen — ob wir auch weiser sind?

Denn manchmal geschieht es auch noch in unserem klugen neunzehnten Jahrhundert, daß, wenn wir unsere Stimme erheben zu einem kräftigen Wort, uns plötzlich ein Ton zurückkommt, ein Widerhall und doch mehr als ein Widerhall, ein Nachklang unserer eigenen Stimme und doch mehr als ein bloßer Nachklang, ein Ton, der geboren und geformt worden ist in eines

anderen Brust und Mund, und der uns, wenn wir ihn vernehmen, mit seltsamem Wohlgefühle berührt, weil wir fühlen, daß das Unsichtbare und Ungreifbare in uns, unsere Seele, hinausgegangen ist und zu uns zurückkehrt, nachdem sie Zwiesprache gehalten hat mit anderen Seelen.

Nicht Berg und Tal freilich, nicht Wald und Geklüft, noch die leeren Gebiete der Natur, die Menschen sind es, zu denen wir hinausrufen müssen, wenn wir dieses Echo vernehmen wollen; denn aus den Menschenherzen wird es geboren und kehrt es zu uns zurück. Von einem solchen Vorgange aus jüngster Zeit will ich berichten. Die Worte, die ich hier niederschreibe, sind das Echo eines Wortes, das kürzlich in Wien gesprochen worden ist. Der, von dem es ausging, war der Abgeordnete Prof. Sueß; Ort und Zeit, wo es geschah, war das Abgeordnetenhaus in Wien am 30. November. Es handelte sich um einen Gegenstand von hoher Bedeutung, um die von der österreichischen Regierung in Vorschlag gebrachte Verstaatlichung der Kollegiengelder der Universitätsprofessoren.

Ich bin kein Universitätsprofessor, auch kein Lehrer an irgendeiner Hochschule; die technischen Bestandteile der Frage zu erörtern, bleibe diesen anheimgestellt. In seiner Rede aber hat Prof. Sueß ein Wort gesprochen, das sich nicht an die Universitätsprofessoren nur, sondern an alle Österreicher, und nicht an die Österreicher nur, sondern an alle deutsch sprechenden, deutsch denkenden und empfindenden, an alle deutschen Menschen überhaupt richtete, indem er es als einen Gegenstand von höchster Wichtigkeit für Österreich bezeichnete, daß dessen geistige Verbindung mit Deutschland aufrechterhalten bleibe.

Man könnte es beklagen, daß eine solche Notwendigkeit überhaupt noch betont werden muß, daß damit die Möglichkeit hingestellt ist, daß ein solches von der Natur, der Geschichte, der Vernunft gewebtes Band aller Natur, aller Geschichte und Vernunft zum Trotz wirklich einmal reißen könnte, aber man

muß es mit Freuden begrüßen, daß hier durch die verwirrenden Kreuz- und Quergänge einer parlamentarischen Debatte mit fester Hand hindurchgegriffen, daß mit einem entschlossenen, einem entscheidenden Worte der Kern einer Frage zutage gefördert worden ist, deren Wichtigkeit ungeheuer genannt werden muß, daß der Welt klipp und klar vor Augen gestellt worden ist, um was es sich eigentlich bei der ganzen Frage handelt. Ein Wort, das sich Echo heischend, an alle deutschen Herzen richtet, das mir, als ich es las, das Gefühl erweckte, als müßte ihm aus allen diesen Herzen wie ein Donnerschrei die Antwort kommen: „Nimmermehr! Nimmermehr soll es gelingen, das geistige Band, das heilige Band zu zerreißen, das Reichs-Deutschland mit Deutsch-Österreich verbindet!"

Aber der Deutsche ist leider so geartet, daß er von einer Gefahr erst Notiz zu nehmen pflegt, wenn sie zu ihm in die Stube tritt und Anstalten macht, ihm den Schlafrock vom Leibe zu ziehen und ihn aus seinen eigenen vier Wänden hinauszuwerfen. Solange sie noch vor der Tür steht, kümmert sie ihn nicht. Für den Deutschen gibt es keine Gefahren, sondern nur Kalamitäten.

Darum, weil ich die Möglichkeit voraussehe, daß das Wort aus Wien ohne Echo aus Deutschland bleibt, und weil es ein Unglück wäre, wenn solches geschähe, will ich, der ich im Herzen des neuen Deutschland, in Berlin lebe, dem Manne, der es gesprochen hat, sagen, daß man ihn bei uns gehört hat.

Ich fühle mich berechtigt, mitzusprechen, denn in seiner alle Gebiete des geistigen Lebens weit überblickenden Rede, hat Prof. Sueß richtig erkannt und kräftig betont, daß zum geistigen Leben einer Nation dessen Literatur, zu den geistigen Besitztümern eines Volkes in erster Linie dessen dramatische Dichtung gehört. Jedes seiner Worte ist eine Anklage gegen die Art, wie in Wien von Seite der Regierung mit diesem kostbaren Gute, diesem

nationalen Wertbesitze geschaltet und gewaltet wird; jedem seiner Worte habe ich voll Wehmut und Stolz beigestimmt.

Voll Wehmut, weil ich mir sagen mußte, daß auch im neuen Deutschland, im Deutschen Reich, das Verständnis für diesen allerwichtigsten Gegenstand keineswegs der Größe der Sache entspricht — voll Stolz, weil ich mich erinnerte, daß ich schon im Beginn dieses Jahres, als ich das Verbot meines „König Heinrich“ in Wien erfuhr, meine Gedanken über diesen Vorgang ausgesprochen[1]) hatte, und weil ich mir sagen durfte, daß ich mich in allen meinen Empfindungen mit dem trefflichen Redner vom 30. November begegne.

Sei es mir vergönnt, da ich annehme, daß nicht alle Leser dieser Zeitung das gelesen haben, was ich damals schrieb, aus dem betreffenden Aufsatze den Passus hier anzuführen, in welchem ich den Begriff des historischen Dramas, wie ich es auffasse, auseinandergesetzt habe:

„Das historische Drama, insoferne es das echte und wahre ist, insoferne es ein Bedürfnis des Volkes erfüllt, ihm die Gestalten verkörpert, an denen seine Seele hängt, ihm die Begebenheiten lebendig macht, die wie Schatten und Sage unter ihm umgehen, dieses historische Drama wird nicht von einem einzelnen geschaffen; es entsteht durch ein Zusammenwirken von verschiedenen Kräften. Und weil diese Kräfte elementarer Art sind, so erzeugen sie ein elementares Werk. Werke dieser Art aber tragen ihr Gesetz in sich selbst und wollen nach ihrer eigenen Natur beurteilt und behandelt werden. Der Dichter gießt seine Worte in die Form — die Form aber war ihm vorgezeichnet von der Mythen bildenden Phantasie seines Volkes. Der Dichter

---

[1]) Im März 1896 wurde die Aufführung seines Dramas „König Heinrich“ von der Stadthalterei in Wien verboten. Wildenbruch legte dagegen Verwahrung ein in einem in der Morgenausgabe der National-Zeitung vom 26. März 1896 erschienenen Aufsatz: „Deutsch-historische Dramatik“.

tut nichts weiter, kann nichts weiter tun, als daß er der unartikulierten Seele seines Volkes artikulierte Laute verleiht.

Daher erklärt sich die große, die geheimnisvolle, über alle Wirkungen hinausgehende Wirkung des nationalhistorischen Dramas, weil alle, die es in sich aufnehmen, ahnend empfinden, daß sie mitgeschaffen haben an dem Werk, daß es nicht eine fremde willkürliche Erfindung ist, die auf sie eindringt, sondern daß es ihr eigenes Gefühl, ihr eigenes Denken und Wollen, ihre eigene Seele ist, die sich losgelöst hat von ihnen und nun, in einem Zaubergewande, das sich Dichtung nennt, zu ihnen zurückkehrt. So sind die großen dramatischen Denkmäler aller Zeiten entstanden; so hat jedes Kulturvolk sich seine historische Dramatik geschaffen, und so kann man sagen, daß die historische Dramatik eines Volkes den Kraftmesser für seine Seele darstellt.

Daraus ersieht man, daß die historische Dramatik eines Volkes ein Wertbesitz in seinem Geistesleben ist, ein Element seiner Entwicklung, ein Gegenstand von höchster Bedeutung, der seiner Bedeutung nach zu behandeln ist, mit Vorsicht, mit Respekt, vom höchsten, geistigsten Standpunkte aus.

Fragen wir nun, wie denn die leitenden Gewalten, die deutschen Regierungen, ihre Stellung zur Sache auffassen; inwieweit sie es sich angelegen sein lassen, die nationalhistorische Dramatik zu fördern?

Antwort — der ‚König Heinrich' wird in Wien verboten. Ja, aber — Wien gehört doch nicht zu Deutschland? Nein — Wien gehört nicht in den politischen Verband des Deutschen Reiches — das weiß ich. Aber Wien gehört ins Bereich der deutschen Dichtung. Wer in Deutschland, wer für Deutschland dichtet, dichtet für das deutsche Österreich mit. An der deutschnationalen historischen Dramatik, wie ich sie, als aus der Seele des Volkes hervorgehend, beschrieben habe, dichtet und schafft der edle deutsche Stamm mit, den wir den deutschösterreichischen nennen.

Darum, wenn in Wien dem deutschen Dramatiker der Mund verboten wird, so ist das ganz dasselbe, als geschähe es im Deutschen Reich, so ist das ein Eingriff in das Recht des Wiener Volkes, dem das Stück genau so angehört, wie dem übrigen Deutschland, und man hat bei solchem Eingriff die Berechtigung, zu fragen: ‚Warum‘?“ — — —

So habe ich am 26. März 1896 geschrieben, ohne damals zu ahnen, daß am 30. November desselben Jahres in Wien ein Mann auftreten und seiner Regierung die von mir gestellte Frage: „Warum?“ auch seinerseits vorhalten würde: „Warum ist der ‚König Heinrich‘ für Österreich verboten worden?“

Ich bin überzeugt, daß Herr Prof. Sueß meinen Aufsatz nicht gelesen hatte; aus eigenem Antriebe ist er zu seiner Frage gelangt, und das gerade ist für mich so wertvoll.

Nicht, weil es mein Werk betraf, und nicht in persönlicher Angelegenheit habe ich damals geschrieben, sondern im Auftrage einer größeren, einer allgemeinen Sache. Nicht aus Freundschaft zu mir — denn er kennt mich persönlich gar nicht, und er hat auch das Verbot anderer Stücke wie des meinigen erwähnt, — hat Prof. Sueß seine Frage gestellt, sondern auch er im Auftrage einer größeren, einer allgemeinen Sache.

Ohne Verabredung und Vereinbarung sind wir beide, Prof. Sueß und ich, weil wir den Dingen ins Gesicht sahen, zu der Überzeugung gelangt, daß das Gesicht unserer Zeit einen gefährlichen Zug aufweist, daß eine Notlage vorhanden ist, eine Gefahr, eine schwere Gefahr für das, was deutscher Geist, Entwicklung des deutschen Geistes, Deutschtum überhaupt heißt.

Das Verbot des „König Heinrich“ und der anderen, von Prof. Sueß genannten Stücke ist ein Symptom, ein Anzeichen dafür, daß ein finsterer Geist in den Landen umgeht, wo man deutsche Sprache spricht.

Wer die Verbreiter dieses finsteren, dieses schwarzen Geistes sind, danach braucht man nicht lange zu fragen, das verkünden sie uns selbst laut und deutlich genug in den schäumenden Artikeln ihrer Blätter. Aber die Tatsache muß festgenagelt und dem allzu friedseligen Deutschtum vor die Seele gehalten werden, daß es eine Vereinigung von Geistern gibt — nennen wir sie immerhin eine Kongregation — die dem deutschen Geiste in innerster Seele feindlich gegenübersteht, feindlich bis zur Unversöhnlichkeit. Eine Vereinigung von Geistern, die nichts wissen will von der Heiligkeit nationalen Empfindens, weil sie nur ihre Empfindungen für heilig hält, ihre Empfindungen, die sie aus einer höheren Welt herleitet, durch die sie sich aber nicht einen Augenblick hindern läßt, Bündnis zu machen mit den „Kindern dieser Welt", wenn sich dabei die Gelegenheit bietet, dem verhaßten Deutschtum zu Leibe zu gehen. Der Geist dieser Vereinigung ist es, der dem deutschen Dichter die Hand lähmt, wenn er von den großen Ereignissen der deutschen Geschichte, wenn er von den tiefsten Geheimnissen der Menschennatur verkündigt, indem er die Absichten des Dichters verleumdet und gegen sein Schaffen die Polizei ins Feld ruft. Dieser Geist ist es, der, wenn er zur Macht gelangte, tabula rasa machen würde mit allem, was man deutschen Geist nennt.

Eine Gefahr steht vor unserer Tür, eine tödliche. Warten wir nicht, bis sie ins Zimmer tritt; dann wäre es zu spät. Stehen wir auf dagegen; vereinigen wir uns gegen die Vereinigung!

Ein geschlossenes Bewußtsein steht uns gegenüber — nur ein geschlossenes Bewußtsein unserseits kann uns erretten; das Bewußtsein, daß die politische Verbindung zwischen Deutschland und Österreich schön und gut, aber nicht genügend ist, daß vielmehr Menschen, die von Natur zueinander gehören, sich über gemeinsame Tod- und Lebensfragen untereinander verständigen müssen, daß nicht nur ein Bündnis der Staaten, sondern ein

Bund der einzelnen mit den einzelnen, der Geister mit den Geistern aufgerichtet werden muß.

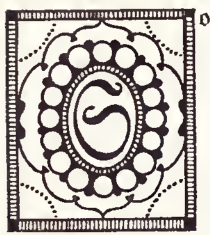
In diesem Sinne, obwohl ich nur ein einzelner bin, habe ich gesprochen; denn Worte, wie die des Prof. Sueß dürfen nicht ungehört zu uns herüber dringen und ohne Widerhall in Deutschland bleiben; und wenn der Widerhall auch nur ein schwacher ist — einer und der andere in Österreich wird ihn doch vielleicht hören.



Marie Seebach
Ein Erinnerungsblatt

National-Zeitung 1897.
Nr. 475. Dienstag
den 12. August.
Morgenaus-
gabe.





So ist es denn zur Tatsache geworden, das was damals nur ein Schreck war, freilich ein tödlicher, an dem grauen Winternachmittag, zur Wende von 1893 zu 1894, als ich die Potsdamer Straße entlang gehend Marie Barkany begegnete und diese mich ansprach: „Wissen Sie denn schon, was unserer Seebach geschehen ist?“ Ich wußte noch von nichts. „Jetzt, da ich es Ihnen erzähle, ist sie wohl schon tot. Heut mittag ist sie überfahren worden, von einem Lastwagen, der ihr beide Beine gebrochen hat.“

Als ich damals nach Haus kam, sagte ich meiner Frau vorläufig nichts. Wir waren zu einer Gesellschaft eingeladen, konnten nicht mehr absagen; und ich wußte, was für meine Frau der Tod Marie Seebachs bedeutete, wußte es, weil ich es an mir selber fühlte — erst spät am Abend, als wir zurückkehrten, vertraute ich ihr die schreckliche Nachricht an.

Und siehe da — Marie Seebach war nicht tot!

Wenige Tage später saßen wir an ihrem Bette in der Bergmannschen Klinik, in der Kesselstraße, und auf dem Bette lag etwas, mit geschienten Beinen, ein Körper, ein Körperchen, ein Überbleibsel von Mensch, und im Geiste erlebte man das Furchtbare noch einmal, sah die Hundertzentnerlast des Wagens noch einmal dahingehen über dies gebrechliche Knochengerüst, und unsere schweigenden Augen fragten einander: „Lebt sie denn wirklich noch? Kann sie noch leben?“

Ja — und ob sie noch lebte!

Amputieren hatte man sie wollen, aber da war man schön angekommen. Ein amputierter Mensch kann nicht mehr auf die Bühne; und Marie Seebach nicht mehr auf die Bühne?! Lieber gar kein Leben, als ein solches. Darum kurz und bündig: „Nein!“ Geht's nicht, daß man dabei leben bleibt — nun denn — aber es wird gehn, es muß. Das sagten die leise

hauchenden Lippen, das sagten die laut sprechenden großen Augen: „Es wird, denn ich will." Und als wir die Tür hinter uns schlossen, sagten wir zueinander: „Sie wird leben bleiben, wird aufstehn und wieder auf Beinen und Füßen gehn, denn sie will."

Das war Marie Seebach; in einem vom Leben halb aufgezehrten Körper unbezwingliche Willenskraft, in einem von grimmigen Enttäuschungen der Liebe durchwühlten Herzen die eine, alles überwältigende, unsterbliche Liebe zur Kunst, zu ihrer Kunst, zur dramatischen, zur Bühne, zum Theater.

Nur wenige sind sich darüber klar, was für ein geheimnisvolles Ding das Theater ist, worin die dämonische Gewalt beruht, mit der es jeden festhält, der einmal sich hinter die Kulissen gewagt, einmal ihren dumpfigen Geruch eingeatmet hat — das Theater ist nicht ein Bild des Lebens, es ist das Leben selbst, das Leben im engsten Raum, im Brennspiegel zusammengerafft. Darum, verzehnfacht und bis ins tiefste Mark schneidend jeder Schmerz, über alle Dächer dahintragend jede Freude, darum verzehnfacht alles, was man Lebensenergie nennt. Ich habe es erlebt, daß Schauspieler vom Krankenlager, auf dem schmerzvolles Leiden sie gefesselt hielt, in die Vorstellung gekommen sind und den ganzen Abend hindurch, während ich wußte, wie sie litten, während ich jeden Augenblick erwartete, sie zusammenbrechen zu sehen, gespielt haben, ohne daß eine Seele im Publikum von ihren Qualen etwas ahnte; daß zarte Frauen auf der Bühne mitten im Spiel sich Glieder gebrochen und trotzdem die Szene zu Ende gespielt haben, als wäre nichts geschehen. Ich habe mir das aus dem Affekt erklärt, aus der ungeheueren Anspannung, in welche eine Aufführung das Nervensystem des darstellenden Künstlers versetzt. Aber wenn eine solche Anspannung nicht für den Augenblick nur aushält, sondern für das ganze Leben, jeden Atemzug des Lebens erfüllend mit immer gleicher Glut, dahintragend über Tage, Wochen und

Monate voll leiblicher Schmerzen, hinweghebend über Qualen der Seele, an denen andere verbluten würden und vergehen — dann muß zwischen solchem Menschen und dem Theater eine eingeborene Wechselbeziehung bestehen, dann ist diese Macht keine Nervenkraft mehr, sondern eine Seelengewalt, eine phänomenale — und die Verkörperung einer solchen Gewalt, das war diese zarte, schmächtige, zuletzt, weil die Augen den Dienst zu versagen begannen, beinah tastend schreitende Frau, das war Marie Seebach. Mögen die Philosophen streiten, was Genie sei und Genialität; wer jemals einem genialen Menschen begegnet ist, der fragt nicht mehr, der weiß, daß es eine von einer einzigen Sache, einem einzigen Gedanken voll und ausschließlich und ganz und gar erfüllte Persönlichkeit ist. Und eine solche Persönlichkeit, ein solches bis an den Rand mit dem Göttertrank der Kunst gefülltes, tiefschaliges Gefäß, das war Marie Seebach.

Als der Winter zu Ende ging, stand sie vom Krankenlager auf, um nach Göggingen zu ziehen, wo ein merkwürdiger Mann haust, der menschliche Gliedmaßen wieder neu macht; und als der Sommer gekommen war, traf ich an einem sonnigen Sonntagmittag in der Tiergartenstraße eine Frau, die auf einen leichten Stock gestützt, kaum noch ein wenig lahm gehend, sich mit Freunden und Bekannten begrüßte — das war dieselbe, die ich im Winter regungslos, mit geschienten Beinen hatte vor mir liegen sehen. Auch durfte man gar nicht von dem Unfall sprechen; das war gewesen und vorbei; von anderem wollte sie hören, von Wichtigerem: was für neue Stücke waren in der Zeit geschrieben worden? Wann würden sie gespielt werden und wo? War eine Rolle darin für sie? Denn das sollte nur niemand denken, daß solch eine Bagatelle imstande sein könnte, sie von der Bühne fern zu halten. Wenn die nächste Saison käme, sollte man schon sehen. — Und die Saison kam, und man sah, man staunte und fragte sich: „Ist das alles nur ein Traum gewesen?" Der Lastwagen, die gebrochenen

Glieder, das Gerädertwerden? Alles nur ein Spuk und ein Traum?" Und nun ist das Unglaubliche dennoch wahr, das Unmögliche dennoch Tatsache geworden: Marie Seebach wird nie mehr auf der Bühne stehen.

Wieder einmal hat der plump brutale Vorgang, den man „das Sterben" nennt, einen seelenvoll plaudernden Mund zum Schweigen gebracht; wieder stehen wir vor der Frage, vor welcher der erste Mensch stand, als er zum erstenmal einen Nebenmenschen sterben sah: „Wie ist es möglich, daß das große Wunder der Welt, der menschliche Geist, aufgehoben und vernichtet wird durch das mechanische Ineinandergreifen untergeordneter Mächte?"

Zum zweiten Male setze ich in dieser Zeitung das schwarze Kreuz hinter den Namen einer Frau, die mir teuer war, die mir gehört hat und nicht mehr gehört, und indem ich es tue, lausche ich auf und höre, wie es anfängt, stiller um mich zu werden, wie sie verstummen und verschwinden, die Großen, die Bedeutenden, die Menschen, die noch aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts stammten, in deren Seelen noch der große Hunger nach neuen Zielen, der große Glaube an deren Erreichung war, die uns erhungert und erarbeitet und geschaffen haben das, was wir jetzt genießen, wir, das satte, übersättigte Geschlecht der zweiten Hälfte des fin de siècle.

Denn so wie jene erste, von der ich hier gesprochen, Frau von Olfers[1]), so hat auch diese zweite mir gehört, und daß ich sagen darf, wir waren gute Freunde, das ist mir in dieser Stunde ein wehmutsvoller Stolz.

Nicht eine Abhandlung über das, was Marie Seebach als Schauspielerin war, will ich darum schreiben. Denn obschon ich sie noch oft, sogar in Gestalten meiner eigenen Stücke auf der Bühne gesehen, war doch der Ruhm ihrer jungen Taten

[1]) Vgl. oben S. 53ff.

schon zu einer Erinnerung geworden, als ich sie kennen lernte; in ihren jugendlichen Rollen habe ich sie nicht mehr gesehen. Auch ist alles, was diesen Gegenstand betrifft, vor wenig Wochen erst in dieser Zeitung von berufenem Munde[1]) gesagt worden; der letzte Freundschaftsdienst, den ich ihr erweisen konnte und erwiesen habe, war, daß ich ihr in Baden-Baden, wo wir uns getroffen hatten, die Nummer der „Nationalzeitung“ übersandte, in welcher die schöne Anerkennung geschrieben stand.

Nicht der Schauspielerin allein, der Künstlerin, wie sie innerhalb und außerhalb des Theaters war, der ganzen ungeteilten Persönlichkeit gelten meine Worte. Und indem der Leser von mir erfährt, daß es schon Herbst für sie war, als unsere Atmosphären sich zum ersten Male berührten, möge er, indem er aus meinen Worten die Bewegung heraushört, die mich beim Scheiden dieser Frau ergreift, eine Ahnung bekommen, wie groß, wie tief, wie unvergeßlich der Eindruck dieser Persönlichkeit gewesen sein muß. Dieser Persönlichkeit, die im Leben so gänzlich frei von angenommener Würde, von selbstverherrlichender Eitelkeit war, daß ich, als wir uns zum ersten Male begegneten, meine Bekanntschaft mit ihr beinahe mit einer ungeheuren Dummheit eröffnet hätte. In einem gastlichen Berliner Hause, wo ich zum Mittagessen eingeladen war, geschah es, daß ich aufgefordert wurde, eine mittelgroße, zart und schlank gebaute Dame, deren Haar bereits zu ergrauen begann, und die mich mit ein Paar großen, klugen Augen leuchtend ansah, zu Tisch zu führen. Ihren Namen hatte ich, indem wir miteinander bekannt gemacht wurden, wohl gehört, ohne besonders darauf acht zu geben — Frau Niemann-Seebach — kaum daß ihr Arm in dem meinen lag, befanden wir uns schon in lebhafter Unterhaltung, und unser Thema war Theater und dramatische Kunst. Ich war damals bereits glücklicher Inhaber einer ganzen

---

[1]) Karl Frenzel.

Reihe von unaufgeführten Dramen, die außer mir und meinem Tischkasten höchstens die Theaterdirektoren kannten, die sie mir zurückgeschickt hatten, und auch diese vielleicht nicht, da sie sie wahrscheinlich nicht gelesen hatten; in meinem Kopfe war nur ein Gedanke: Theater und dramatische Kunst. Und nun meine Überraschung, als ich bemerkte, daß meine Nachbarin sich ganz in der gleichen Verfassung befand, auch nur einen Gedanken und ein Thema hatte: Theater und dramatische Kunst. Und wie sie davon sprach! So daß ich, der Laie, mit staunenden Ohren lauschte und eben im Begriff war, die Lippen zu der Frage zu öffnen: „Sagen Sie mir nur in aller Welt, woher Sie das Theater so genau kennen?" als mir, wie durch eine Eingebung, vor dem Absturze in unsterbliche Blamage einfiel: „Herrgott, du sitzest ja neben der Seebach! Neben Goethes Gretchen und Klärchen und Stella, neben Shakespeares Julia — und" — und das Gesicht, das ich in dem Augenblick gemacht haben muß — gebe Gott, daß keiner der Tischgenossen es gesehen, oder wenn er es gesehen, daß er es vergessen hat! Von einer aber weiß ich, daß sie von meiner Bestürzung nichts, auch nicht das mindeste merkte: das war meine Nachbarin selbst, die Seebach, die berühmte Marie Seebach, die so mit ihren Gedanken, so mit dem geliebten Theater in ihren Gedanken beschäftigt war, daß sie nicht Zeit hatte, darauf zu achten, was ihr Nachbar für ein Gesicht schnitt.

Warum ich die possierliche Geschichte erzähle? Weil ich sie nie habe vergessen können, weil sie mir charakteristisch erscheint für die Frau, die so dahingegeben in ihrer Sache lebte und webte, daß sie wie blind wurde und taub für alles Äußerliche rings umher, die gar nicht daran dachte, daß sie, die weltberühmte Frau, zu einem gänzlich unberühmten, ungenannten, kaum gekannten Manne sprach, ihm alles sagte, alles anvertraute, was sie auf dem Herzen hatte, weil sie fühlte, daß diesem Menschen das Herz von der gleichen Flamme brannte, wie



ihr, und weil sie in dem Augenblick nichts anderes fühlte und wußte, als die leidenschaftliche Wonne, ganz in der Sache zu sein, in der heiligen Sache.

Ich habe es nie bereut, in dieser Weise mit der berühmten Frau Bekanntschaft gemacht zu haben; manchmal kommt man durch Stolpern rascher ans Ziel als durch zielbewußtes Schreiten; und schneller und unmittelbarer hätte sich ihr Wesen nicht vor mir erschließen können. Später, als wir uns wirklich kennen gelernt hatten und Freunde geworden waren, als kaum ein Weihnachtsabend verging, an dem sie nicht unter unserem Weihnachtsbaum gesessen hätte, habe ich ihr von jener ersten Begegnung erzählt, und sie hat weidlich darüber gelacht. Aber auch später, so oft sie kam, als die Haare immer grauer, schließlich ganz weiß und die Augen immer schwächer zu werden anfingen, ist sie mir nie anders erschienen als in jener ersten, vor Jahren gewesenen Stunde, immer ganz und ausschließlich in der großen Sache, immer ganz der Begeisterung voll, unter dem Schnee des beugenden Hauptes stahlkräftige Jugend, immer noch Gretchen und Klärchen und Julia Capulet.

Daß ihre schaffende Seele eigentlich immer und immer nur in diesen Gestalten weiterlebte, das war ja, wenn man die Sache vom begrenzten schauspielerischen Standpunkte ansieht, eine Art tragisches Verhängnis für sie. Trotz all der wahrhaft mächtigen Energie, mit der sie jede neue Aufgabe angriff, ist sie in das „alte Fach“ wohl nie so hineingewachsen, wie es bei jenen Gestalten der Fall gewesen sein mag; Rollen dieser Art mußte sie „lernen“; in jenen mag sie gelebt und gewebt haben wie der Schmetterling in der wiegenden Luft, der sich wahrscheinlich wundern würde, wenn man ihm zumutete, daß er das Fliegen erst lernen solle. Auch hat sie dies ihr Verhängnis wohl gefühlt; manchmal, beinah unwillkürlich, brach die Klage aus ihr hervor, und drollig und rührend zugleich wirkte es alsdann, wenn sie das glückliche Schicksal gleichalteriger Kunst-

genossinnen hervorhob, die ein „kleines" Gesicht hätten, während sie ein „langes" besaß; Gesichter jener Art hielten sich länger jung, als die langen. An einem Abend, als sie sich in solcher Art in unserem Kreise ausgesprochen hatte, ging ich schweigend hinaus, nahm Goethes „Stella" vom Bücherbrett und legte ihr das Buch in die Hand. Marie Seebach schlug's auf, und einen Augenblick später wußten wir nichts mehr von dem „langen Gesicht", sahen nicht mehr das graue Haar und die gebrechliche Gestalt der alternden Frau — die junge Seele des großen Dichters stand mitten unter uns, schauernd vom Schöpfersdrange, wiedergeboren in der immer jugendlichen Seele der seltenen Frau. Noch jetzt, indem ich das Zimmer ansehe und den Stuhl, auf dem sie damals saß, ist es mir, als vernähme ich die weihevolle Stille, die ihre Worte aufnahm wie eine Verkündigung großer, wunderbarer Dinge.

Grade weil sie äußerlich nicht mehr imstande war, die Gestalten zu verkörpern, die sie innerlich noch vollkommen besaß, wurden sie ihr zu einem bleibenden, fruchtbaren Besitztum, zu einem Jugendquell; denn sie hat nie von ihnen Abschied genommen, wie das Alter von der Jugend Abschied nimmt, sie hat sie festgehalten mit dem Kraftgefühl der Jugend, die sich die Welt zu eigen fühlt, auch wenn sie ihr nicht gehört.

Was die Zuschauer im Theater verloren, das profitierten die Zuhörer innerhalb der vier Wände, wo sie vorlas, oder von ihren Gestalten sprach. Denn weil ihre Kunst keine bloß instinktive, sondern eine tief bewußte war, verstand sie herrlich davon zu sprechen; das profitierten ihre jüngeren Kunstgenossinnen, deren Leistungen sie mit aufmerksamem, immer neidlosem Auge folgte, denen sie mitteilte, und Anleitungen gab aus ihrem reichen künstlerischen Schatz, und die zu ihr aufblickten — ich habe mich davon mehr als einmal überzeugt — mit liebender Ehrfurcht.

Ja, wer diese Frau nur gekannt hat, indem sie ihm auf

der Bühne entgegentrat, der hat sie nur halb gekannt, der weiß nicht, was Marie Seebach eigentlich war. Der nur erfuhr es, dem sie im Verkehr ihre Seele erschloß, dem sie alles sagte, was sie im Herzen trug. Freilich, eine Bedingung war dabei: von Alltagsdingen konnte sie nicht sprechen, sprach sie fast nie; sie mußte gewiß sein, daß der, zu welchem sie sprach, eines Geistes-Blutes war mit ihr, nur ein Interesse hatte, dasselbe, das sie erfüllte, die dramatische Kunst. Derjenige aber, der so geartet war und den das Schicksal mit ihr zusammenführte, der genoß, der lernte, der wurde reich — und so ist es mir gegangen.

Zwei Ströme sind es, die, aus verschiedenen Quellen entspringend, in einem Punkte, der Bühne, zusammenfließend das dramatische Werk hervortreiben. Aus der Seele des Dichters erhebt sich die Welle, die den dramatischen Gedanken und seine Gebilde hinüberträgt in die Seele des darstellenden Künstlers, des Schauspielers, und wenn dies ein echter Schauspieler, ein wahrer Künstler ist, dann brausen die Tiefen seines Innern, indem sie den dramatischen Gedanken empfangen, auf, dann steigt aus ihnen, jener korrespondierend, eine selbsttätige Welle empor, die den Gedanken des Dichters in den Armen hält, ihn hinausträgt vor die Welt, auf die Bühne, dahin, wo im Wechselverkehr, gleichsam in geistiger Ehe zwischen Dichter und Schauspieler, das menschenbezwingende Werk entsteht, das Drama.

Stelle sich jeder vor, was es für den dramatischen Dichter bedeutet, wenn solche Empfänglichkeit sich ihm erschließt, wenn ihm aus solchem Herzen sein Werk wieder entgegenkommt, dasselbe das es war, und doch ein neues, weil es durch die selbsttätige Seele eines anderen hindurchgegangen ist. Und ein solches Herz war das von Marie Seebach, diese höchste Wonne, die dem dramatischen Dichter beschieden ist, hat sie mir manchmal, hat sie mir oft bereitet.

Dieser Frau ein Drama vorzulesen — wenn man beschreiben könnte, wie das war! Dieses Versinken und Vergehen, dieses atemlose Gebanntsein, dieses beinah körperlich, in den durchleuchteten Zügen, den überströmenden Augen, den zuckenden Gliedern sich äußernde Mitleben, Mitverfolgen, Mitwachsen bis zum gipfelnden Ende hin — es ist gewesen und wird nicht wieder sein.

Auf Tage hinaus wirkte der Eindruck des Empfangenen, wenn es ein wirklicher Eindruck gewesen war, in ihr nach; sie zehrte, sie lebte davon. Noch in den letzten Tagen ihres letzten Berliner Aufenthaltes fand sie der Geheimrat von Bergmann, ihr ärztlicher Berater, nachdem sie Tage vorher niedergedrückt und leidend gewesen, mit veränderten, verjüngten Zügen vor. „Was ist Ihnen geschehen?"

„Ich bin neulich den Abend bei — — gewesen, und er hat uns etwas vorgelesen." An dem Tage hat Herr von Bergmann ihr nichts zu verschreiben gebraucht.

Und indem ich diese Worte niederschreibe, gedenke ich dessen, was ich einst von der anderen, von Frau von Olfers gesagt habe, daß sie in ihren letzten Tagen eigentlich nur noch vom Geiste gelebt hat. Dasselbe läßt sich von Marie Seebach sagen, von Marie Seebach, die für die Hausfrau, bei der sie zu Tische war, insofern einen Gegenstand der Verzweiflung bildete, als sie kaum wußte, was man ihr vorsetzte, was sie aß, die kaum zu antworten wußte, wenn man sie fragte, ob Rot- oder Weißwein, weil ihre Gedanken immer weit davon ab, immer nur auf eins gerichtet waren. „Was ist da eben gesprochen worden? Was für ein Gedanke läuft um den Tisch?"

Zwei völlig verschiedene Naturen, Frau von Olfers und Marie Seebach — die eine immer stiller sich einwickelnd in sich selbst, die andere eine expansive, mit allen Kräften in die Welt strebende Natur — aber in einem Punkte waren sie sich gleich, beide trugen das Stigma der Genialität an sich, die Unver-

wundbarkeit. Es ist ja kein Zufall, daß die beiden großen Dichterrassen Europas, Hellenen und Germanen, die Helden ihrer Sagen, Achill und Siegfried, unverwundbar sein ließen, zugänglich nur an einer einzigen Stelle für die Weltkrankheit, den Tod; sie ahnten und fühlten, daß sie damit das Geheimnis des genialen Menschen kennzeichneten. Nicht Gefühllosigkeit, nicht Unempfindlichkeit gegen Stacheln und Schmerzen — das bedeutet Unverwundbarkeit nicht — sondern die Unzerstörbarkeit des innersten Lebenskernes. In solchen Menschen ist etwas, das in anderen nicht ist, in der Tiefe ihres Wesens eine letzte Kammer, eine — um das Bild zu gebrauchen — wasserdichte Schotte, die sie öffnen und verschließen, hinter die sie sich zurückziehen können, so daß nichts zu ihnen einzudringen vermag, kein böser Menschenwille, kein Schicksal und kein tötendes Leid. Dort, in der geheimnisvollen Kammer sitzt die Natur dieser Menschen, und von ihren Lippen kichert und jauchzt das heilige Lachen. „Ihr glaubt mich zu kennen, und kennt mich nicht; ihr haltet mich für gestorben, weil ihr mich nicht seht — aber ich werde herauskommen, und dann werdet ihr sehen, daß ich lebe."

Eine solche letzte, geheime Kammer war in Frau von Olfers, und eine solche in Marie Seebach auch.

Gewissermaßen unter unseren Augen hat sich die Tragödie im Leben dieser Frau abgespielt, das Schicksal ihres Sohnes. Dieser reichbegabte junge Mann hatte sich auf verschiedenen Kunstgebieten versucht und auf allen Schiffbruch gelitten, bis daß er schließlich, fern von der Heimat, einem vorzeitigen Tode kläglich zum Opfer fiel. Jeden Seufzer der Enttäuschung, den dieses scheiternde Leben der Mutter abpreßte, haben wir von ihren Lippen gehört; wir haben gesehen, wie der Seelenschmerz in ihren Zügen zu wühlen begann, um Spuren zu hinterlassen, die sich nie wieder verwischen sollten. Aus unserem Hause gewissermaßen ist sie aufgebrochen, um nach Italien, an das letzte Lager des sterbenden Sohnes zu eilen, und in unser Haus brachte

sie die Kunde heim: „Ich bin zu spät gekommen, habe ihn nicht mehr lebend gesehn.“ Noch heut sehe ich sie dort sitzen, auf demselben Stuhl, auf dem sie damals „Stella“ vorlas; noch heut sehe ich die dicken, schweren Tränen, die über ihre Wangen flossen, und noch heut durchzuckt es mich, wie es mich damals durchzuckte, als sie schließlich, das Tuch hervorziehend, mit energischer Bewegung die Tränen trocknend, das Haupt zu mir emporwarf und mich fragte: „Na — und diesen Winter! Was bringen Sie uns Neues?“ Ich verstand dieses Wort, ich verstand den Blick, dieses: „Hilf mir, gib mir die Hand, daß ich mich hinausrette aus diesem erstickenden Jammer in die reine, in die leichte Luft, in unser gemeinsames heiliges Asyl, die Kunst!“ Fünf Minuten darauf waren wir in angeregtem, alles andere vergessendem Gespräch über Theater und dramatische Kunst, und eine halbe Stunde später ging eine aufatmende Frau aus unserem Hause.

So steht sie vor mir, wenn ich an sie denke, die so schwer geprüfte, keiner Prüfung unterliegende, die körperlich so schwache, in der Seele so starke, die so oftmals bitterlich beraubte, dennoch und trotz allem so reiche, glückliche Frau. Glücklich, weil die geheimnisvolle, gabenspendende Macht ihr das verliehen hatte, was sie nur ihren Lieblingen gewährt, was einzig und allein über die Drangsal des Alltags hinausträgt: die Fähigkeit, über dieser Alltagswelt eine höhere Welt zu sehen, die Göttergabe der Phantasie.

Und so nehme ich Abschied von dir, Marie Seebach. Zum Dank für alles, was du mir warst und was du mir gegeben hast, versuche ich in diesen flüchtigen Zeilen dein teures Bild noch einmal nachzuzeichnen, damit es vor die Menschen trete, damit sie erkennen, was sie an dir besessen, was du warest, daß du ein Typus warst der wunderbaren Menschenart, vor welcher die anderen Menschen oft nur mit halbem Verständnis, immer jedoch mit Staunen und unbewußter Andacht stehen — ein Typus der großen, echten Künstlernatur.

Der Erdbeerbaum

National-Zeitung 1897.
Nr. 627. Dienstag
den 9. November.
Morgenaus-
gabe.

ST



ie Plauderei Joh. Trojans in der Nummer vom Mittwoch, den 3. November, verlockt mich, auch von meinen persönlichen Erlebnissen mit dem Erdbeerbaume zu erzählen. Ich sage persönliche Erlebnisse, denn an dem Erdbeerbaum habe ich erfahren, daß es zwischen Mensch und Pflanze ein persönliches Verhältnis geben, daß ein Baum oder ein Strauch einem zu einer Art menschlicher Persönlichkeit werden kann.

In Konstantinopel, wo ich sechs Jahre lang als Knabe gelebt habe, ist oberhalb von Therapia und Buyukdere ein weit ausgedehnter Wald, der Belgrader Wald genannt, der sich von dem Ufer des Bosporus bis an das Schwarze Meer erstreckt. Wenn ich an diesen Wald zurückdenke, steht er nicht grün vor meiner Erinnerung, wie ein gewöhnlicher Wald, sondern rot, scharlachrot. Diese Farbe hatte er von dem Erdbeerbaum, der dort in tausend und aber tausend, in zahllosen, mit roten Früchten behangenen Büschen gedieh. Im Belgrader Walde habe ich den Erdbeerbaum kennen gelernt, und zwar gründlich, nicht vom Ansehen nur, sondern auch vom Kosten. Denn wenn Plinius, wie ich durch Trojan erfahre, behauptet, daß man von den Früchten des Erdbeerbaumes eine äße, und keine zweite danach, so muß ich dem aus eigener Erfahrung widersprechen; ich habe deren ungezählte Mengen verschlungen, ich und die Genossen, die mit mir waren, meine Brüder und unsere Spielgefährten, gleichaltrige Knaben aus der deutschen Kolonie von Konstantinopel, insbesondere die Söhne des Kaufmanns Schneider, Ernst und Ferdinand Schneider, und Themistokles von Eckenbrecher, der jetzt in Deutschland wohlbekannte Maler.

Ich wüßte mich auch nicht zu erinnern, daß uns die so massenhaft zur Kenntnis genommenen Erdbeerbaumfrüchte schlecht bekommen wären; freilich befanden wir uns alle in dem Alter,

in dem man unreife Äpfel lieber ißt als reife, und in dem einem eigentlich nichts schlecht bekommt.

Seit jener Zeit und seit jenen Studien im Belgrader Walde waren Jahre vergangen, Jahre um Jahre. Ich war nach Deutschland gekommen; der Erdbeerbaum war drunten im warmen Süden geblieben, und weil ich ihn nie mehr sah, vergaß ich ihn. Ich machte meine Studien, meine Examina; schließlich, wie man bei uns zu sagen pflegt, „veränderte“ ich mich, das heißt, ich heiratete, und so, als „veränderter“ Mann, kam ich 1891 mit meiner Frau nach Capri. Abends langten wir an; unser erster Spaziergang am nächsten Morgen war der Weg von Capri nach Anacapri hinauf, der wundervolle, am Monte Solaro emporklimmende Serpentinenweg. Da plötzlich, wie gebannt bleibe ich stehen — was war's, das mich so wunderbar berührte und das mir mit einem Schlage den Belgrader Wald in die Seele zurückrief, den lange vergessenen, und die Eltern, die lange verstorbenen, und die Landpartien, die wir mit ihnen gemacht, die Gefährten, mit denen ich gespielt, die alte Zeit, die lange vergangene Jugendzeit? Vor uns stand ein Strauch, mit reizenden, roten Früchten behangen, den meine Frau nicht kannte, weil sie ihn niemals gesehen, den ich aber kannte, wieder erkannte, beinah jauchzend wieder erkannte, wie einen alten Freund — der Erdbeerbaum!

Ja wirklich, wie ein alter Freund. Denn indem er so da vor mir stand, mit seinen roten, pausbäckigen kleinen Früchten, war es mir doch, als stände da ein Mensch vor mir, ein lieber, kleiner Kerl, die Arme in die Hüften gestützt, der mich mit listigen, lustigen Augen anblinzelte, als wollte er sagen: „Wir haben uns aber lange nicht mehr gesehen.“

Wahrhaftig — er hatte recht. Und indem ich der Menschen gedachte, die einstmals dagewesen waren und jetzt nicht mehr waren, unter der Erde die einen, die anderen über die

Erde verstreut; indem ich der Dinge gedachte, die sich ereignet hatten in der Zeit, da wir uns nicht gesehen, und indem ich fühlte, wie ich älter geworden war, während er da vor mir stand, frisch und grün und pausbäckig und jung, kam es mir zum Bewußtsein, was für rasch durchwandernde Gäste wir Menschen in dem großen Hause sind, in dem Büsche und Bäume als altes, dauerndes Inventar stehen.

So hatte ich den alten Bekannten wiedergefunden, um ihn bald darauf und auf längere Zeit wieder aus dem Gesicht zu verlieren; denn unser Aufenthalt auf Capri war nur kurz. Erst in diesem Herbst, 1897, und vor noch nicht vierzehn Tagen, war mir ein Wiedersehen beschieden, freilich nicht auf Capri, sondern in Siena, oder vielmehr in der Umgegend von Siena. In der Umgebung von Siena nämlich, westlich der Stadt, auf einem der zahlreichen Hügel, die aus dem welligen Gelände aufsteigen, liegt eine alte, von noch älteren prachtvollen Steineichen umgürtete Villa.

Es ist ein ehemaliges Kastell, das seine Geschichte hat; Cosimo der Mediceer soll alldort seinen Standort gehabt haben, als er 1554 Siena belagerte; und man muß es ihm lassen, daß sein Standort gut gewählt war. Der Anblick der Stadt, welche da drüben auf ihrem Berg, von den alten Mauern heut noch umschlossen, wie vor dreihundert und fünfhundert Jahren, malerisch zusammengeschachtelt liegt und ihren gigantischen Dom, ihre Glockentürme und Befestigungstürme zum Himmel streckt, ist über alle Beschreibung schön. Sehenswürdigkeiten allerart birgt die alte Villa: Kanonenkugeln, die von den Sienesen auf Cosimo abgefeuert worden sind, ihn aber nicht getroffen und nicht verhindert haben, der alten, freien Stadt das rauschende Gewand der Freiheit auszuziehen und sie zu seiner Dienerin zu machen, finden sich eingemauert im Walle des Kastells. Fresken von der Hand Baldassaro Peruzzis schmücken die Plafonds im Innern des Hauses; eine

9*

herrliche Arbeit Luca della Robbias befindet sich über der Kapellentür. Dies alles wird dem Fremden pünktlich und Stück für Stück von dem Kustoden gegen Entrichtung des pflichtigen Trinkgeldes gezeigt. Alles — nur eins nicht, obgleich es von all den Sehenswürdigkeiten vielleicht die sehenswürdigste ist, wenigstens für den Wanderer, der aus Deutschland kommt. Dieses eine ist ein Baum, und vermutlich, weil es ein Baum ist, gibt sich der Kustode nicht die Mühe, ihn dem Fremden zu zeigen, denn dem Italiener bedeuten Bäume nichts. Der Besucher ist darauf angewiesen, ihn selbst zu finden. Wir aber haben ihn gefunden, und als wir ihn entdeckt hatten, blieben wir sprachlos vor der herrlichen Erscheinung stehen.

Von dem tief dunkelgrünen Hintergrunde der Steineichen hob sich etwas ab, das so aussah, wie ein im Freien angezündeter Weihnachtsbaum, wie ein mit Edelsteinen überschütteter Baum, leuchtend, weiß und rot.

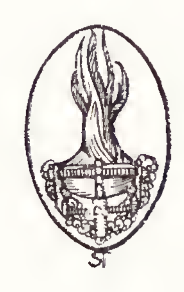
Dieses wunderbare Gewächs war ein Erdbeerbaum, ein Erdbeerbaum von ungewöhnlicher Größe, der seine reifen, roten Früchte trug, daneben aber über und über in weißen Blüten prangte.

Es hat lange gedauert, bis wir uns von dem Anblick trennen konnten, endlich aber ist es geschehen, und nun sitze ich wieder hier in Berlin, während fern dort unten bei Siena der farbenprächtige Baum sich mit den ernsten, dunklen Steineichen unterhält; und indem ich zum Fenster hinausblicke, in den grauen Berliner Himmel, taucht in meiner Seele ein Leuchten auf, ein Funkeln und Flimmern, wie von blinkenden Edelsteinen, rot und weiß.

Welche Freude nun für mich, als ich aus Trojans Worten erfuhr, daß außer mir noch eine Seele in Berlin ist, die den Erdbeerbaum ins Herz geschlossen hat, den lieben, alten Erd-

beerbaum; und welche doppelte Freude, als ich las, daß auch Julius Rodenberg ihm gewogen ist.

Drei deutsche Schriftgelehrte, die sich für ihn interessieren! Wenn das der Erdbeerbaum wüßte! Wenn es doch ein Mittel gäbe, ihm das auf irgendeine Art kund zu tun! Vielleicht, daß er sich entschlösse und den Versuch machte, sich in Deutschland anzusiedeln. Für Deutschland wäre es kein Schade.





Karl von Weber

National-Zeitung 1897.
Nr. 720. Mittwoch
den 29. Dezember.
Morgenaus-
gabe.





n der Altstadt Dresden ist eine stille Straße, in der stillen Straße, hinter Mauern gehegt, ein stiller, stiller Ort, der Friedhof der katholischen Gemeinde.

Da ruht der Mann, bei dessen Tönen die Gesichter der Menschen hell und ihre Herzen freudig werden, der Schöpfer des Freischütz, des Oberon und der Euryanthe, da rastet Karl Maria von Weber vom Menschen beglückenden Lebenswerk. Alldort ruht, Seite an Seite mit ihm, Max Maria von Weber, sein Sohn, der wundervolle Mensch, der in der sehnenden Erinnerung aller weiterlebt, die ihn gekannt; und dort hat sich die Erde kürzlich von neuem aufgetan, um wieder einen Karl Maria von Weber an ihr dunkles Herz zu nehmen, den jüngsten der drei, den Enkel des Alten, den Sohn seines Sohnes, der als Oberstleutnant der sächsischen Armee in der Nacht vom 15. zum 16. Dezember dieses Jahres in Dresden gestorben ist.

Das Schicksal hat manchmal tragische Launen: beinah zu derselben Stunde, da in Berlin der unsterbliche Götterknabe des großen Alten, der Freischütz, zum sechshundertstenmal über die Bretter ging, auf denen er zum Dasein erstand, rollten die Schollen auf den Sarg seines Enkels. Oder war es vielleicht etwas anderes als Laune? Eine mahnende Andeutung vielleicht des großen, weisen Schicksals, daß die Gedanken-Nachkommenschaft der großen Männer langlebiger zu sein pflegt, als ihre leibliche? Denn er ist früh gestorben, dieser jüngste Weber, zu früh, kaum da er achtundvierzig Jahre alt geworden war. Und wenn schon von einem Vergleich mit dem Großvater nicht die Rede sein kann, wenn er auch an den Vater nicht heranreichte, so ist es doch schade um ihn, denn ein guter, lieber Mensch, ein reich und vielseitig begabter, ist mit ihm dahingegangen, einer, der, wenn auch als kleinster, doch in das große Geschlecht gehörte, aus dem er herkam. Wie er eigentlich Soldat ge-

worden —? Nicht durch den Willen des Vaters, sondern durch die Fügungen des Jahres 1870, das den begeisterten Jüngling zur Fahne rief, zur Fahne, die ihn dann nicht wieder losließ.

Der Vater, der kluge, bedeutende Mann, hatte wohl richtiger in der eigensten Art des Sohnes gelesen, als dieser selbst, als er wünschte und wollte, daß aus dem Sohne etwas anderes werden sollte als ein Soldat, ein Mann der Wissenschaften, der von ihm so geliebten, mit so genialer Kraft geübten technischen Wissenschaften.

Wäre der Wille des Vaters durchgedrungen! Vielleicht, daß ihm vieles von dem erspart geblieben wäre, was sein Herz in Kummer erdrückt hat, von dem gescheiterten Wollen, den getäuschten Erwartungen, die auf der erkalteten Stirn des Entschlafenen geschrieben standen und die, indem ich sie in dem schönen, erloschenen Antlitz las, mir die Tränen aus den Augen gepreßt haben.

Denn nachdem er ein Soldat, Friedenssoldat geworden war, regte sich in ihm der Geist des großen Ahnen und trieb ihn, sich hineinzuwagen in das Land der Kunst, das gefährliche Land, wo die Sirenen hausen, die von hunderten immer nur einem sich als beglückende Weiber, den neunundneunzig anderen aber als berückende, grausame Wesen zeigen, die ihnen das Herzblut austrinken und sie zerfleischen unter Qualen. Furchtbare Schickung, wenn der Drang zur Kunst sich regt, ohne daß ein ausgiebiges Können zur Seite steht, wenn die Flügel sich heben, ohne daß sie die Kraft haben, den Sturm zu fassen.

Vielleicht, wenn er einem Berufe angehört hätte, der seinen regen Geist vollinhaltlich erfüllte, daß er es gemacht haben würde, wie der Vater, der auch künstlerisch veranlagt, zugleich weise genug war, zu erkennen, daß nicht die Phantasie sein Gebiet war, sondern die Wirklichkeit, und der, indem er die Nüchternheit der Wissenschaft vom fernen Lichte der Phantasie beglänzen ließ, mit seinen Geschichten „Vom rollenden Flügelrad“

eine reizende Arabeske in das Gewand der deutschen Literatur wob.

Aber es sollte nicht also sein. Und wieder zeigt sich uns an dem Dahingegangenen das grausame Naturgesetz, das über den Nachkommen großer Künstler, den Ikariden, waltet, die, weil sie den Vater Dädalus haben fliegen sehen, nun meinen, auch fliegen zu können, und sich darin täuschen; wieder zeigt sich uns das unerbittliche Gesetz, das über Kunst und Künstlern herrscht, daß auch das reinste und edelste Wollen noch keine Anwartschaft auf Gelingen und Belohnung verleiht.

Denn rein und schön und edel war alles, was Karl von Weber wollte, als er die Feder zur Hand nahm, um Novellen, Romane und Dramen zu schreiben, aber auch die liebevollste, entgegenkommendste Beurteilung mußte vom ersten Augenblick an erkennen, daß ihm das geheimnisvolle Etwas versagt war, das sich nicht lehren und geben und nicht erzwingen läßt — der schaffende Instinkt.

Und so entstand nun der bitterliche Kampf zwischen Wollen und Vollbringen, dem jeder, der den prächtigen Menschen liebte, mit Sorge zusah, mit begründeter Sorge, weil er endlich, als der lang gehegte, mit Darangabe aller Seelenkräfte gepflegte Gedanke seines Lebens Schiffbruch erlitt, zur Katastrophe führen mußte.

Dieser Gedanke war, das von dem Großvater hinterlassene Opernfragment „Die drei Pintos" zur vollgestaltigen Oper auszubauen und der deutschen Bühne zu schenken. Ohne auf die Einzelheiten einzugehen, sei hier nur gesagt, daß das große Unternehmen nicht vollständig gelang. Die Oper, zu der sich Karl von Weber mit einem befreundeten Musiker zusammengetan hatte, wurde hier und dort aufgeführt, ohne daß sie es zu einem wirklichen, dauernden Erfolg zu bringen vermochte. Und es konnte auch nicht anders sein. Die dramatische Gestaltung des Textes war unzureichend; die Musik wirkte im

ersten Akte, der noch teilweise von der Hand des alten Meisters skizziert war, hinreißend, dann wurde es ein Flickwerk aus Weberschen Musikstücken anderer Art, die von der unzulänglichen, dem Weberschen Genius fremden Hand eines modernen Musikers zu einem Ganzen verbunden werden sollten. Ein großer Aufwand von Anstrengungen und Mühe, ein noch viel größerer von Erwartungen war vertan.

Und von dem Gram um den Fehlschlag erholte er sich nicht, konnte er sich nicht erholen, weil in ihm der Heilquell nicht floß, in welchem die schaffende Natur sich von Kümmernissen gesund badet, weil es ihm nicht verliehen war, in der Trunkenheit neuen Hervorbringens den Schmerz zu vergessen, den ihm das hinter ihm liegende Werk bereitet hatte.

Von da an zog sich über seinem Haupte die finstere Krankheit zusammen, die den einstmals körperlich und geistig so blühenden Menschen Jahre, schlimme Jahre lang festhalten, ihn loslösen sollte von denen, die er einst geliebt, die ihn liebten bis zum letzten Augenblick, die ihn zu einem Toten machte, lange bevor der Körper sich auch zum Sterben entschloß.

Nun ist es so weit, und er ist erlöst. Aber, wie es bei solchen Gelegenheiten geschieht — indem wir von ihm Abschied nehmen, denken wir nicht mehr an den kranken Mann der letzten Jahre, sondern es steigt uns das freundliche Bild des Karl von Weber wieder auf, wie es einstens war, das wir nun nicht mehr sehen werden, nie mehr. Nicht einem Großen gelten diese Worte, nur einem Guten und Unglücklichen. Ihm errichtet man kein Denkmal, ihm weiht man keine tönende Gedenkrede und keinen Lorbeer; nur eine Blume wirft man auf sein Grab, und alles, was man ihm nachruft, ist ein letztes, tränenersticktes „Fahre wohl!“

Das deutsche Drama
Seine Entwicklung und sein gegenwärtiger Stand

Geschrieben 1898
für die amerikanische
Zeitschrift „The Forum“,
gedruckt in Deutschland zu-
erst im Neuen Wiener
Tageblatt 1898. Nr. 357,
358, 360. 1899 Nr. 3. 28.
29. 31. Dezember 1898.
3. Januar
1899.





er vom deutschen Drama sprechen will[1]), darf von der deutschen Geschichte nicht schweigen, denn die dramatische Dichtung eines Volkes steht im organischen Zusammenhange mit seiner geschichtlichen Entwicklung. Natürlich ist hier und im ganzen ferneren Verlaufe dieser Abhandlung nur an wirkliche dramatische Kunst und deren Erzeugnisse, nicht an Theaterstücke gedacht, die, zur Ausfüllung eines Abends bestimmt, mit diesem vergehen. Für die Produkte dieser Gattung, die, solange es ein Theatergewerbe in der Welt gibt, immer neben der Dramatik einhergelaufen sind, gilt kein Kunstgesetz, sondern nur die Marktfrage nach Angebot und Absatz. Und ich erwähne dies, damit diejenigen, denen meine Ansichten vielleicht zu individuell erscheinen, nicht aus dieser Art von Stücken, dieser sogenannten Dramatik, Einwendungen gegen mich hernehmen.

Man kann darüber streiten, ob die bildende Kunst an ihre Nationalität gebunden sei, obgleich ich der Meinung bin und die Erfahrung es bestätigt, daß ein deutscher Maler immer anders malen wird als ein englischer oder französischer; man kann ebenso hinsichtlich der Musik streiten — unbestreitbar aber ist, daß die Dichtung national sein muß. Jedes lyrische Gedicht atmet die Seele seines heimatlichen Bodens; in jeder erzählenden Dichtung, wenn sie innerlich echt und wahr ist, sind die handelnden Personen Landsleute des Dichters; und von allen Dichtungsarten die nationalste, diejenige, die sich am wenigsten von dem Volke trennen läßt, in dem sie entsteht, ist die dramatische.

[1]) Es ist vielleicht nicht überflüssig daran zu erinnern, daß dieser Überblick über die Entwicklung des deutschen Dramas ursprünglich nicht für deutsche sondern amerikanische Leser geschrieben ist. Diese Einstellung erklärt manche Wendungen, erklärt vor allem auch die grade bei Wildenbruch sonst unbegreifliche Übergehung Heinrich von Kleists. A. d. H.

Aus dem lyrischen Gedichte spricht die Persönlichkeit des Dichters, desgleichen aus der Novelle; aus dem Drama und bis auf einen gewissen Grad auch aus dem Epos und dem Roman erhebt sich die Stimme eines ganzen Volkes. Und darin beruht seine Wirkung. Denn man irrt sich, wenn man glaubt, daß das Drama nur deshalb Gewalt über die Seelen übe, weil es die Gedanken des Dichters in menschliche Gestalten verkörpert und reden läßt — seine Macht besteht darin, daß das Volk, das den Zuschauerraum füllt, ohne es zu wissen und zu ahnen, an dem Werke mitdichtet und mitspielt.

Darum ist zu allen Zeiten das Drama auf das innigste mit dem Schicksal des Volkes verknüpft gewesen, aus dem es entstand. Das Schicksal eines Volkes aber ist seine Geschichte. Darum ist und bleibt das historische Drama das eigentliche, und je mehr ein Drama sich davon entfernt, um so mehr büßt es den Charakter seiner Gattung und damit seinen Wert ein. Nur muß man sich, um dieses richtig zu verstehen, vergegenwärtigen, daß es neben der äußeren auch eine innere Geschichte, neben der politischen auch eine Kulturgeschichte gibt, daß daher ein Drama nicht aufhört, ein historisches zu sein, wenn es seinen Gegenstand aus dieser inneren Geschichte nimmt.

Aus dem Gesagten folgt, und ein Überblick über die Literaturgeschichte bestätigt es, daß die dramatische Dichtung der Kulturvölker sich immer in parallelen Linien, aufsteigend und absteigend, neben der geschichtlichen Entwicklung dieser Völker bewegt hat. Als die Perserkriege geschlagen waren, stürmten die Dramen des Aeschylos wie der Jubelruf des jugendlichen Hellenentums empor. Ihnen folgte die männliche Gereiftheit der Sophokleischen Dramatik, und von Sophokles stiegen, mit dem Verfall des Hellenentums, die Dramen des Euripides in der Anschauungsweise des Verfalls, zum Pessimismus hinab, während die Komödien des Aristophanes das gellende Lachen der Verzweiflung als Begleitmusik mitspielten.

Nachdem Spanien sich seines Sieges über die Mauren bewußt geworden war, kam die Epoche seiner großen dramatischen Kunst, aus der die Namen von Lope de Vega und Calderon hervorragen. Als England sich unter seiner großen Königin Elisabeth zur Weltpolitik aufraffte, sprang das zügellose, aber kraftvolle Geschlecht der Marlowe, Green und ihrer Genossen auf die Bühne, aus deren Mitte, wie der ragende Baum aus dem Unterholz, der geheimnisvolle Mann hervorging, Shakespeare. Wären die Kämpfe der weißen und der roten Rose nicht gewesen, so wäre nie ein Shakespeare gewesen. Hätte es nicht ein „lustiges, altes England" gegeben und hätte das Ohr dieses Mannes nicht die Fähigkeit besessen, das Jauchzen und Lachen eines ganzen Landes, seines Volkes, zu hören und zu bewahren, so wäre nie ein John Falstaff erschienen. Ganz England mit seinem Ruhm und seiner Größe ist in den Dramen Shakespeares wie in einem goldenen Schrein aufbewahrt.

Als Frankreich sich unter dem Kardinal Richelieu emporhob, als es unter Ludwig XIV. zur Sonnenhöhe aufstieg, wurden seine großen Dramatiker Corneille und Racine geboren und es kam der dramatische Historiograph seiner Sittengeschichte, Molière.

Und als Deutschland, das arme Deutschland, die hundert Jahre hinter sich gebracht hatte, die nötig gewesen waren, die Gräßlichkeit des Dreißigjährigen Krieges zu verdauen, als zum ersten Male wieder ein deutscher Mann, der preußische König Friedrich, aufgestanden war und die Augen Europas auf seine Taten gelenkt hatte, wurde die dramatische Seele Deutschlands wach, Lessing erschien, Goethe nach ihm und Schiller nach diesem, und das bis dahin so stumme Land wurde zur tönenden Zunge Europas.

Und so bin ich bei Deutschland angelangt, von dem ich sagen soll, wie es jetzt, nachdem abermals hundert Jahre dahingegangen sind, in dramatischer Beziehung aussieht.

Das ist kein leichtes Stück Arbeit, denn in der Geschichte und der Seelenart des deutschen Volkes sind Elemente, die es beinahe unmöglich erscheinen lassen, daß ihm das große, echte Drama gelingen sollte.

Es ist eine hergebrachte Sache, daß man das Drama mit dem Werke des Bildhauers vergleicht, und wie so manches Hergebrachte ist der Vergleich falsch. Die Wirkung der plastischen Kunst beruht auf der Einzelfigur — das Gesetz des Dramas ist, daß die Gestalt der Hauptfigur, des Helden, zu anderen Persönlichkeiten in ein Verhältnis, einen Konflikt tritt. Sein Gesetz ist die Gruppe. Die Gestalt des Bildhauers stellt einen Moment dar; in diesen Moment ist sie unbeweglich und für immer gebannt. Die Gestalt des Dramatikers muß von einem Moment zum anderen fortschreiten; Bewegung ist das Gesetz des Dramas, Entwicklung, von einem Anfang zu einem Ende, von einem Fundament zu einem Gipfel. Will man daher die dramatische Kunst mit einer anderen vergleichen, so gibt es nur eine, die sich zu solchem Vergleiche heranziehen läßt, die Architektur. Wie sich im Drama der Gedanke des Dichters von Akt zu Akt emporbaut, bis er am Schicksalsschluß des Helden angelangt ist, so steigt vor mir, indem ich ein Bauwerk ansehe, der Gedanke des Baumeisters in bewegter Linie empor, von Stockwerk, zu Stockwerk, bis daß das Dach darauf gesetzt ist, und nun das Ganze vor mir steht, als ein geschlossener Organismus, ruhevoll, aber nicht starr, gegliedert, aber übersichtlich. Scheinbar ganz verschieden, in Wirklichkeit nahe verwandt, sind die Materialien, mit denen der Baumeister arbeitet und der dramatische Dichter, Steine und Tatsachen. Solange die Steine verstreut am Boden liegen, sind es tote Blöcke, die mir nichts sagen; sobald sie, von der Hand des Architekten zusammengefaßt, ein Gebäude geworden sind, werden sie lebendig; sie sprechen zu mir und ich verstehe den großen Gedanken, den sie aussprechen. Solange die Tatsachen unverbunden, eine

neben der anderen, mir aus dem Weltraume des Geschehens entgegentreten, haben sie keine Bedeutung für mich, erscheinen mir wie Zufälligkeiten; sobald sie dagegen, von der Hand des Dramatikers zusammengefaßt, zum kunstvoll gegliederten Drama geworden sind, erkenne ich einen weisheitsvollen Zusammenhang zwischen den Dingen, erkenne, daß jede dieser scheinbar zufälligen Tatsachen ein Gedanke des Weltgeistes ist, die sich gegenseitig bedingen und vom Anbeginn der Dinge an die Stunde regieren, in der ich augenblicklich lebe. Steine und Tatsachen, Bauwerk und Drama werden von einem und demselben Gesetze umschlossen und regiert, von der Linie, die ihnen den Umriß vorschreibt.

Betrachtet man die Dinge von diesem Gesichtspunkte aus, so wird man verstehen, warum ich gesagt habe, daß in der Seelenart des Deutschen Elemente sind, die ihm die vollendete dramatische Kunst beinahe unmöglich machen; denn dem Deutschen, und nicht nur dem Deutschen, sondern dem Germanen überhaupt, ist der Gedanke der künstlerischen Linie von Natur aus fremd. Stimmung und Farbe, das ist sein Element, nicht aber die Zeichnung.

Vergleiche man, um dies zu verstehen, die beiden Urdichtungen, aus denen alle Dichtung der europäischen Völker herstammt, die Mythologie der Griechen und der Germanen. Götter und Göttinnen der Griechen, Zeus, Apollo, Poseidon, Hephästos, Hera, Aphrodite und alle anderen sind greifbar persönliche, scharf gegeneinander abgegrenzte Wesen; während Wodan, Loki und Thor, Freia und Baldur und alle anderen Götter und Göttinnen der Germanen nur Begriffe sind, mehr oder weniger verkörperte Begriffe körperloser Naturgewalten. Alle Taten und Handlungen der griechischen Götter sind menschlich verständlich, eigentlich menschlich selbst; fortwährend sind sie mit den Menschen im Verkehr, Götter lieben menschliche Frauen, Göttinnen lassen sich von irdischen Männern lieben.

Davon ist bei den Göttern der Germanen nicht die Rede. Diese Götter sind immer übermenschlich groß, alle ihre Taten sind kolossal. Kolossal sind die Kämpfe, die sie untereinander und mit den Riesen führen; über den Menschen aber thronen sie wie die Wolken, die wohl Sturm und Regen und Schnee auf uns herabsenden, auch das Sonnenlicht zu uns herniederdringen lassen, niemals aber sich körperlich an die Brust der Menschheit schmiegen. Bleibt es dahingestellt, welche von beiden Götteranschauungen die tiefsinnigere ist — daß die griechische für die Kunst die gedeihlichere war, darüber kann kein Zweifel bestehen. Dem Griechen stiegen seine Götter zur Erde herab, sie zeigten ihm ihr Antlitz und ihre Gestalt, und ließen sich von ihm porträtieren, in Farbe, Marmor und Erz; sie wohnten in seiner Mitte, und er baute ihnen Wohnhäuser in Gestalt wunderbarer Tempel. Der Germane erblickte seine Götter nie; sie wohnten in einer Höhe, zu der kein leibliches Auge, sondern nur der Gedanke reichte; wenn er zu ihnen beten wollte, ging er hinaus in den nicht von Menschenhänden gebauten Wald, oder auf die unbegrenzte Heide. Alles Denken des Griechen war körperlich und bildlich; alles Denken des Germanen unkörperlich und abstrakt. Immer fand der Grieche in der umgebenden Körperwelt, in den Linien seiner Gebirge und Meere, in den Formen und Gliedern der menschlichen Gestalt die Modelle für die Gebilde seiner Phantasie und zugleich die festen Maßlinien, über die er nicht hinaus durfte und nicht hinaus verlangte. Immer verlangte die Phantasie des Germanen über die umgebende Körperwelt hinaus, und immer war ihm das Maß eine Fessel. Darum ergab sich dem Griechen die Kunst, und er schenkte sie der Menschheit; dem Germanen ergab sich der Gedanke, der in die unerforschten Tiefen des Weltraumes dringt; er schenkte der Menschheit seine philosophischen Systeme.

Aber die Kunst versagte sich ihm, insbesondere *die* Kunst,

die vor allem anderen Körperlichkeit und festen Umriß verlangt, die dramatische. Zwar, wie ich schon gesagt habe, der Engländer fand im sechzehnten Jahrhundert den Weg zu ihr hin. Denn dem angelsächsischen Blute hatte sich das normannisch-romanische Blut gemischt und das Normannentum hatte ja die Erbschaft des erloschenen Griechentums, zum Teil wenigstens, übernommen. Dem Deutschen aber fehlte diese Blutmischung, und ihm fehlte noch eines, was der Engländer besaß, die ganze Linie einer sich stetig entwickelnden nationalen Geschichte.

Denn die deutsche Geschichte hat sich nicht in einheitlicher, ruhig aufsteigender Linie, sondern in Zickzacklinien, manchmal in schrecklichen, in gigantischem Aufsteigen und fürchterlichem Abstürzen bewegt. Wie hätte ein deutscher Dichter aus diesem wüsten Durcheinander die großen Linien finden sollen, die das Drama verlangt? Wo hätte ihm der Ton herkommen sollen, der alle deutschen Herzen zwang, da jeder Deutsche etwas anderes wollte als der andere?

Darum, wie in Verzweiflung gelähmt, ließ der deutsche Genius die Hand vom dramatischen Schaffen überhaupt; denn die scheinbaren Ausnahmen, die Stücke eines Kaspar von Lohenstein und auch die besseren eines Andreas Gryphius, bestätigen nur diese Behauptung. Sie können als Dramen im wahren Sinne des Wortes nicht gelten.

Aber in der deutschen Seele ist eine geheimnisvolle, dem Fremden kaum verständliche Eigenschaft, ein Zwiespalt, ein beständiger Kampf, der, indem er das Gemüt des einzelnen oft bitter verwundet, die Nation als Ganzes immer wach und, trotz aller Angriffe von außen, immer lebendig erhalten hat. Dieser Kampf besteht darin, daß der Deutsche sich einerseits mit zäher Gewalt an seine Stammesart anklammert, anderseits aus seiner Art hinaus, darüber hinweg verlangt und Fähigkeiten entwickelt, die ihn darüber hinaustragen. Nur so läßt sich eine so wunderbare Erscheinung, wie die des großen deutschen

Dramatikers Friedrich Schiller erklären. Vergleicht man den dichterischen Gehalt der Schillerschen Dramen mit dem der Shakespeareschen, so muß man zugestehen, daß er gegenüber der greifbaren Körperlichkeit, der gesättigten Farbengewalt des Engländers blaß, abstrakt und doktrinär ist. Das ist das deutsche Element in ihm. Neben dieser Eigenschaft aber springt aus denselben Dramen eine andere auf, die ganz und gar über die deutsche Natur hinausgeht, die aus dieser, und darum eigentlich überhaupt gar nicht erklärt werden kann, eine Begabung zum Aufbau des Dramas, zur Führung der dramatischen Linie, die ihn nicht nur ebenbürtig neben die griechischen und die größten romanischen Dramatiker stellt, sondern die ihn geradezu einzig erscheinen läßt. Wer sich davon überzeugen will, der lese aufmerksam die Wallenstein-Trilogie vom Anfang bis zu Ende durch; die Art, wie hier der dramatische Faden gesetzt ist, wie er geschlungen, weitergeführt und schließlich gelöst wird, ist bewunderungswert.

Bezeichnend für Deutschland aber ist es, daß, sobald die mächtige Gestalt Schillers in die Erscheinung getreten war, sogleich die andere, oben gekennzeichnete Eigenschaft der deutschen Natur, die sich an die Stammesart anklammert, mit aller Gewalt sich gegen ihn aufbäumte. Dies geschah in dem Kampfe, den die romantische Dichterschule gegen ihn eröffnete.

Dieser Kampf ist nicht nur bemerkenswert durch die leidenschaftliche Gehässigkeit, mit der er geführt ward, nicht nur charakteristisch für seine Zeit, er ist typisch für Deutschland überhaupt, weil er den Ringkampf zweier Naturgewalten in einer und derselben Volksseele darstellt, weil er nicht mit Schiller und den Romantikern aufgehört hat, sondern seitdem mit längeren oder kürzeren Ruhepausen fortgewütet hat und gerade in unserer Zeit die ganze literarische Denkungs- und Empfindungsweise Deutschlands wieder durchwühlt und zerfleischt.

Die Romantiker empfanden ganz genau das Element in

Schiller, das aus der deutschen Natur hinausging, und das eben war ihnen verhaßt. Das was Schillers Schwäche: seine Abstraktheit, seine Rhetorik hoben sie mit geschäftigem Eifer hervor; seine Kraft in der Struktur des Dramas verschwiegen sie, sahen sie nicht oder wollten sie nicht sehen; das erschien ihnen als etwas Wertloses. Denn ihr Bestreben ging darauf hinaus, die deutsche Vergangenheit aus ihrem Innern heraus wieder lebendig zu machen, nicht nur durch die Stoffe, die sie aus der deutschen Geschichte nahmen, sondern auch durch die Form, die eine ganz eigene, deutsche sein sollte. Eine solche gab es aber noch gar nicht; sie mußten sich diese Form erst selbst erfinden, und darum litten sie Schiffbruch. Denn es gab unter den Romantikern geistreiche, sogar geistvolle Persönlichkeiten, kritische Köpfe ersten Ranges, aber nicht eine einzige im höchsten Sinne schaffende Kraft, vor allem nicht eine einzige, die auf dramatischem Gebiet dem Dramatiker Schiller auch nur das Wasser gereicht hätte. Dies alles fühlten sie instinktiv und darum spielten sie zwei Trümpfe gegen ihn aus, mit denen sie Schiller totzuschlagen glaubten: Shakespeare und Goethe. Und beide Trümpfe wurden in ihren Händen zu Fehlschlägen.

Schillers Verhältnis zu Shakespeare habe ich bereits angedeutet; aber es muß hinzugefügt werden, daß, so viel mächtiger Shakespeare als Dichter ist, Schiller ihn in der Architektur des Dramas unbedingt überragt. Goethe hingegen war viel zu sehr der „große" Goethe, als daß er sich als Keule gegen den großen Schiller hätte mißbrauchen lassen. Zu den größten Eigenschaften Goethes gehört es, daß er immer neidlos anerkannt hat, wie mächtig Schiller auch ihn in der Kraft, dramatische Dichtung aufzubauen, überragt hat. So ergab sich als geradezu giftige Frucht dieses bösartigen Treibens der Romantiker schließlich nur dies, daß die beiden herrlichen Dichtergestalten, die im Leben ein Freundschaftsverhältnis aufrecht erhalten hatten, wie es schöner nie dagewesen ist, im Bewußtsein des deutschen

Volkes zu inneren Gegnern gemacht wurden, von denen man den einen verletzen und verstoßen muß, wenn man den anderen lieben und verehren will.

Und im weiteren Verlaufe dieser Dinge trat im Geistesleben Deutschlands eine Erscheinung zutage, die, seit dem sechzehnten Jahrhunderte darin wahrnehmbar, bis auf die heutigen Tage fortgegangen ist und seine Wirkung ausgeübt hat: der Zwiespalt zwischen der Denk- und Empfindungsweise der Gebildeten und des Volkes. Im Volke, das seinem großen, unbeeinflußten und unbeirrbaren Instinkt folgte, blieb Schiller der große, der geliebte und angebetete nationale Dichter; bei den Gebildeten, die sich von einigen Wortführern einschüchtern und hinnehmen ließen, wurde es zu einem Kennzeichen geistiger Überlegenheit, halb verächtlich die Achseln über ihn zu zucken. Wie verderblich ein solches Verhältnis auf die Literatur eines Volkes einwirken muß, braucht nicht erst gesagt zu werden; die Dichter verloren dadurch das Verständnis für die tiefen Bedürfnisse ihrer Volksseele, den Zusammenhang mit den großen, unirdischen Gewalten, aus denen einzig und allein die große dramatische Kunst Leben schöpft. Das zeigte sich in den Jahrzehnten nach Schillers Tode, als ein klägliches Experimentieren, ein Tasten und Tappen nach allen möglichen Stoffen an die Stelle des gewaltigen, einheitlichen Dranges trat, der Schillers Lebenswerk geleitet hatte. Das zeigte sich noch stärker in den Leistungen der Dichterschule, die in den letzten Lebensjahren Goethes aufstand und nach seinem Tode zur Blüte gedieh, dem sogenannten „jungen Deutschland".

Diesem Geschlecht bot die Geschichte und die Entwicklung des Vaterlandes nichts, weniger denn nichts, Verzweiflung. Die große Bewegung der Freiheitskriege war verrauscht; eine erbärmliche Politik hatte das deutsche Volk um den Preis seines heldenmütigen Aufschwunges betrogen; Deutschland befand sich in schmählichem Rückgange. Nach außen hin ein Bild aller Schwäche, ohne einheitlichen Willen, ohne die Kraft, auch nur

die Grundbedingungen seines staatlichen Daseins zur Geltung zu bringen; im Innern zerrissen in sechsunddreißig sogenannte Bundesstaaten, von denen einzelne nicht viel größer als eine Nußschale, die aber alle nur von einem Bestreben erfüllt waren, ihre geheiligte Sonderexistenz aufrecht zu erhalten. Unter der gefirnißten Oberfläche dieses kläglichen, mit künstlichen Mitteln zusammengeleimten und gehaltenen Baues das dumpfe Murren eines großen Volkes, das die Unwürdigkeit zu empfinden begann, in der es gehalten wurde, in dem sich stärker und stärker das Bedürfnis zu regen begann, zu werden, was die Völker rings umher schon lange waren: ein einheitliches Volk; und daraus wieder entspringend eine Verschwörung der Gewalthaber, die sich durch solche Volksstimmungen bedroht fühlten und nun mit der Grausamkeit der Feigheit gegen alle Kundgebungen dieses tiefberechtigten und gerechten Unwillens einschritten.

Nichtdeutschen Menschen wird es schwer fallen, sich den jammervollen Zustand vorzustellen, in dem ein großes, kraft seiner Begabung zu allen höchsten Aufgaben der Menschheit befähigtes und berufenes Volk jahrzehntelang hinzuschmachten verdammt war. Nichtdeutsche Menschen müssen sich aber bemühen, diese Vorstellung in sich zu erwecken, wenn sie die ungeheure Wirkung begreifen wollen, die es in Deutschland hervorrufen mußte, als endlich ein Staatsmann erschien, der diese murrende Stimme seiner Nation verstand, der einsichtig genug war, zu erkennen, daß dieses Grollen nicht die Zerstörung, sondern das Leben verkündete, und der den Mut besaß, statt wie bisher gegen diese Macht, mit ihr vereint zu gehen und Deutschland durch eine „Revolution von oben" zu retten.

Zu der Zeit aber, als die Dichterschule des „jungen Deutschland" schrieb, war dieser Wille, wenn auch schon geboren, doch noch nicht am Werk, und nichts deutete sein Kommen an. Für sie gab es daher als treibende Macht nur ein Gefühl, das der Sehnsucht, der Sehnsucht, aus den Verhältnissen herauszuge-

langen, die sie umgaben. Aber dieser Sehnsucht leuchtete keine Hoffnung, kein bestimmtes Ziel. Es schien undenkbar, daß einer der deutschen Staaten die Hand ausstrecken würde, Deutschland aus dem Sumpfe zu reißen, daß in Deutschland selbst eine Macht aufstehen würde, um die sich die zerrissenen Glieder wie um einen Kern sammeln konnten.

Darum wurde das Suchen dieser Dichter ziellos, planlos und unbestimmt. Aus dem heiligen Zorn, der ja, wie kaum etwas anderes, große dramatische Dichtungen hervorzutreiben geeignet ist, wurde dumpfe Unzufriedenheit. Deutschland, das eigene Vaterland, erschien ihnen wie ein Leichnam, mit dem nichts mehr zu machen war; seine Staatsformen abgetan und überlebt. An ihre Stelle trat in ihrer Vorstellung ein neues, phantastisches, der deutschen Volksseele ganz fremdes Staatengebilde, eine deutsche Republik. Weil es zu ihrer Zeit in Deutschland keine großen Männer mehr gab, vergaßen sie, daß es in ihrem Lande jemals solche gegeben hatte, vergaßen die Größe der eigenen Vergangenheit. Nur außerhalb Deutschlands gab es noch eine Zeit großer Männer und Verhältnisse. Darum ging all ihr Streben aus Deutschland hinaus, um in beneidender Bewunderung sich vor dem Auslande zu beugen. Und diese internationale Gesinnung hatte nichts mit der großen Menschenverbrüderungsidee Rousseaus gemein, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts Schillers Seele entflammt hatte; sie war das Ergebnis der Armut, die im Auslande betteln ging, weil sie zu Hause keine Nahrung fand.

Nach diesem allen wird man sich vorstellen können, was für ein zerfahrenes Gesicht die deutsche dramatische Dichtung dieser Zeit aufweist. Nicht daß die Produktion gestockt hätte — im Gegenteil, es wurden massenhaft Dramen geschrieben. Denn das ist auch eine aus dem obengeschilderten Zwiespalt hervorgehende Eigenheit Deutschlands, daß, während die deutsche Seele eigentlich undramatisch ist, ihr Drang zum dramatischen Hervor-

bringen sich kaum zügeln läßt. Aber die Qualität dieser Hervorbringungen stand in keinem Verhältnisse zur Quantität und man muß die großen Begabungen, die damals tätig waren, aufrichtig beklagen, daß sie dazu verurteilt waren, in solcher Zeit zu schaffen. Bezeichnend dafür, wie gänzlich der Sinn für dramatische Größe dieser Generation verloren gegangen war, ist die Art, wie kläglich die häufig unternommenen Versuche ausfielen, die großen Sagendichtungen Deutschlands, insbesondere die Nibelungensage, zu dramatisieren, und doppelt bezeichnend die Art, wie die zünftigen Dramatiker dieser Zeit achselzuckend an dem Manne vorübergingen, der neben ihnen schaffte und schuf, der ebenfalls nach den deutschen Sagenstoffen griff und der, während sie ihn geringschätzig ignorierten, der einzige war, der diese Stoffe in ihrer Größe erkannte und sie dramatisch zu gestalten vermochte.

Dieser Mann war der Musikdramatiker Richard Wagner, der nicht nur turmhoch über den Dramatikern des „jungen Deutschland" steht, sondern der überhaupt und bis in unsere Tage der genialste deutsche Dramatiker seit Friedrich Schiller ist. Ohne auf die übrigen Musikdramen Richard Wagners einzugehen, sei hier nur, um das Gesagte zu erläutern, auf die Art hingewiesen, wie er, im Gegensatze zu den Dramatikern seiner Zeit, den Stoff der Nibelungensage erfaßt hat. Alle diese Dramatiker wählten nämlich als Grundlage für ihre Dramatisierung des großen Stoffes das deutsche Nibelungenlied. Keinem einzigen fiel es ein, über dasselbe hinauszugehen, keinem einzigen kam der Gedanke, daß das Nibelungenlied selbst schon eine Bearbeitung, eine abgeschwächte Bearbeitung der ursprünglichen Sage war. Alle diese Dramen waren also Bearbeitungen einer Bearbeitung; man kann sich vorstellen, was daraus wurde! Alle diese Dramatiker übersahen gänzlich, was schon der Verfasser des Nibelungenliedes übersehen hatte, wo eigentlich der dramatisch-tragische Konflikt des Stoffes ruht, nämlich in dem

Verhältnisse zwischen Siegfried und Brünhilde. Alle machten es dem Verfasser des Nibelungenliedes nach, dem es darauf angekommen war, den Kampf zwischen den Burgundern und Hunnen zum Schwerpunkte des Werkes zu machen, während er die Vorgänge, die sich zwischen Siegfried und Brünhilde abgespielt hatten, kaum andeutete und so das Verhältnis zwischen beiden ganz unverständlich ließ.

Der einzige also, der den Blick besaß, um zu erkennen, wo die dramatisch-tragische Wurzel des ungeheuren Stoffes ruhte, der die Hand besaß, den Stoff an dieser Wurzel zu packen und darauf sein Drama aufzubauen, war der Mann, über dessen kühne, manchmal sonderbare Wortfügungen die zünftigen Dramatiker hohnlachten, ohne zu fühlen, ohne auch nur zu ahnen, welch mächtige dramatische Konzeptionskraft aus seinem Werke sprach. Richard Wagner war es, welcher erkannte, daß es sich um einen Sagenstoff, nicht um einen geschichtlichen, handelte, daß mithin das historische Gewand, in den das Nibelungenlied ihn gekleidet hatte, gar nicht paßte. Mit der Entschlossenheit des Genies griff er darum zu, riß den Stoff von da hinweg, wo er nicht hingehörte, aus dem Konflikt historischer Menschen, stellte ihn an seine wahre Stelle, in die vorgeschichtliche Urzeit, unter Götter und Übermenschen, und indem er Siegfried und Brünhilde in den Mittelpunkt des Werkes rückte, alles auf diese beiden Gestalten hinarbeiten und aus ihrem Verhältnis herauswachsen ließ, schuf er ein Drama, das heute den ganzen Erdkreis beherrscht, während die Nibelungendramatiker, die einst die Achseln über ihn zuckten, vergangen und tot sind und nur hie und da noch einmal zu einem dürftigen Eintagsleben aufgeweckt werden[1]). Wären es aber nur die Dramatiker selbst gewesen, die dem genialen Mann in den Weg traten, so ließe

[1]) Daß Hebbels in diesem Zusammenhang gar nicht gedacht wird, erklärt sich wohl nicht nur aus dem Plan des Aufsatzes, sondern auch aus Wildenbruchs persönlicher Stellung zu Hebbel. A. d. H.

man sich das gefallen, denn ein altes Sprichwort sagt: daß kein Töpfer die Scheibe des anderen lobt. Schlimmer und bezeichnender ist die Art, wie in Deutschland die Kritik seinen Anfängen begegnete, und in einem Aufsatze, der die dramatische Produktion eines Landes behandelt, darf dieser andere wichtige Faktor, die dramatische Rezeption, die man Kritik nennt, nicht stillschweigend übergangen werden.

Da ist denn zu sagen, daß es damit in Deutschland schlecht bestellt ist, und es erklärt sich dies, wenn man sich des oben Gesagten erinnert, daß die tiefsten Instinkte der deutschen Seele eigentlich undramatisch sind. Wer die Gesetze der dramatischen Kunst nicht instinktiv in sich selbst fühlt, kann sie auch nicht erkennen, wenn sie ihm aus einer anderen Persönlichkeit und deren Werken entgegentreten. So wie die Kritiker der romantischen Schule Schillers dramatische Gewalt nicht empfanden, so erging es den Kritikern zur Zeit Richard Wagners, und so macht es die Kritik in Deutschland noch heute. So viele Zeitungen, so viele dramatische Kritiker gibt es in Deutschland und jeder von diesen — wobei der Masse, die den Wortführern nachspricht, noch nicht einmal gedacht ist — hat seine ganz besondere Theorie von der dramatischen Kunst für sich. Nicht an dem großen, allgemein gültigen Gesetz der Dramatik, sondern an seiner höchst persönlichen Theorie mißt und beurteilt jeder dieser Kritiker das Werk, das ihm entgegentritt. Der schwere Schade, der sich daraus für die dramatische Kunst nach beiden Seiten, der produktiven und rezeptiven, ergibt, liegt auf der Hand. Die Urteilsfähigkeit des Publikums, an sich schon unsicher genug, wird durch dieses, häufig in krassem Widerspruch zueinander stehende Stimmengewirr völlig unsicher gemacht; die naive Empfänglichkeit wird ihm vernichtet. Für den schaffenden Dichter aber geht die Empfindung, daß die Kritik eine korrigierende, zugleich aber helfende Macht, eine höhere Instanz sei, bei der er sich Belehrung und Förderung holen könnte, gänzlich

verloren. Er fürchtet sich vor ihr, ohne daß er sie respektiert; er ist verloren, wenn er sich bei diesem Wirrwar von Meinungen Rat erholen will. In ganz Deutschland — es ist traurig aber wahr — wüßte ich augenblicklich nicht eine kritische Persönlichkeit zu nennen, die auf wirklich überragendem, die dramatische Kunst überschauendem Standpunkte stünde.

Aber genug hievon; denn wir stehen vor dem immer noch geschlossenen Tore der neuen Zeit, und Menschen ermüden, wenn man sie zu lange vor einer verriegelten Pforte stehen läßt. In die bleierne Stille, die seit dem gellenden Aufschrei des Jahres 1848 über Deutschland lagerte, fiel ein Donnerschlag; auf das unfruchtbar gewordene Land brach ein Gewitterregen hernieder; durch die hoffnungslos gewordenen Poeten ging, wie der Flügelsturm eines mächtigen Adlers, neues Erwachen, neue Hoffnung und neues Leben. Das war das Jahr 1866. Freilich war der Regen, der da herniederging, rot, rot und heiß wie Menschenblut; freilich erschien der Schlag, der da herabschmetterte, vielen im ersten Augenblick wie der endgültige Vernichtungsschlag, den das Schicksal für Deutschland noch übrig hatte. Aber diese Vorstellungen täuschten; die Augen, die die Dinge so ansahen, waren kurzsichtig. Eine mächtige Hand war es gewesen, die die Schleusen aufgezogen hatte, aus denen sich der Blutregen ergoß, aber diese Hand war zielbewußt und stark genug zugleich, die Schleusen wieder zu schließen. Der Pilot war gekommen, der das Steuerruder des taumelnden Schiffes in die Hand nahm, der Staatsmann zu seinem Werke gediehen, der den Sturmwind der deutschen Volksseele in die Segel seines Schiffes zu fangen wußte: Bismarck. Nichtdeutsche Menschen, die sich vielleicht manchmal im Stillen über die unermeßliche Popularität dieses Namens in Deutschland wundern, werden nach dem, was ich ihnen in kurzen Andeutungen von der deutschen Geschichte gesagt habe, begreifen, woher diese Liebe stammt; werden begreifen, daß die Deutschen in ihm viel mehr als den großen Staatsmann,

daß sie in ihm den Erlöser, den Mann verehren, der alle tiefsten und geheimsten Wünsche und Hoffnungen ihres Innern verstanden und ihnen die Berechtigung zum Dasein erkämpft hat. Und indem er dies tat, verlieh er den Regungen dieser oft so komplizierten, sich selbst so schwer verstehenden deutschen Volksseele durch seine lapidaren Kernworte und Sprüche einen Ausdruck, der jedesmal wie ein Blitz in die Herzen schlug, jedesmal von Hoch und Niedrig, Gebildet und Ungebildet sofort verstanden und mit stürmischem Jubel aufgenommen wurde. Jedes dieser Worte, in dem sich die deutsche Art mit all ihrem Tiefsten und Besten ganz wiederfand, ging im Augenblick, wo es entstanden war, wie ein geflügeltes Wort durch das Land. Und wenn man denjenigen, dessen Worte in die Herzen der Mitmenschen dringen und darin weiterleben, einen Dichter nennt, wenn man die Bedeutung eines Dichters nach der Weite seiner Wirkungen bemißt, so kann man sagen, daß der Fürst Bismarck eigentlich der größte Dichter des neunzehnten Jahrhunderts ist.

Bismarck, der aus einem Gebiete Deutschlands herkam, das arm an Schönheit und Reichtum, aber fruchtbar an Manneskraft ist, aus der Mark Brandenburg, mußte den Deutschen wirklich wie ein Gottesgeschenk erscheinen, und ein Gottesgeschenk war das, was er ihnen vier Jahre nach 1866, 1870, brachte, indem er ihnen das deutsche Kaisertum wieder schenkte. Denn für die Deutschen, deren politisches Denken immer zu drei Vierteln Gefühlspolitik ist, bedeutet das Kaisertum ganz etwas anderes, als eine mehr oder weniger praktische Staatsverfassung, es ist für sie die verkörperte Erfüllung all ihres tiefsten Sehnens, die verkörperte Bestätigung alles dessen, wofür sie gelitten, die Wiederanknüpfung an Traditionen, aus denen alle produktiven Elemente ihrer Seele die reinste und reichste Nahrung gesogen hatten.

Nichts ist bezeichnender dafür, als die Sage von Kaiser Friedrich Barbarossa, dem Hohenstaufen, der verzaubert im Kyffhäuserberge saß und schlief und darauf wartete, daß die

Raben aufhören würden, um den Berg zu fliegen. In aller Erniedrigung, aller Hoffnungslosigkeit war diese Legende unausrottbar in den deutschen Gemütern festgehalten, von unzähligen Dichtern unzähligemal wiederholt, schließlich zu einem politischen Glaubensartikel geworden. Die gesamte deutsche Politik spitzte sich für das Volk eigentlich in den drei Fragen zu: „Wann wird Deutschland wieder einen Kaiser haben?“ „Wer wird deutscher Kaiser werden?“ „Werden wir Straßburg wieder bekommen?“ Auf alle drei Fragen gab das Jahr 1870 schlagende Antwort.

Und nun die Wirkung all dieser großen Ereignisse auf die deutsche dramatische Kunst? — Es dauerte lange genug, bis sich eine solche zeigte. Das erklärt sich einerseits aus der langsamen und bedächtigen Art, mit welcher der deutsche Geist überhaupt arbeitet, anderseits daraus, daß die Männer, die im Augenblick, als die großen Ereignisse einbrachen, am literarischen Ruder standen, mit den neuen Dingen nicht mehr fertig wurden. Es waren die Überreste des „jungen Deutschland“ und diese waren alt geworden, verbittert und unfruchtbar. Nur die junge Generation hatte das Jahr 1866 mit unbedingtem Jubel aufgenommen; die alte keineswegs. Von diesen verhielten viele sich zweifelnd, die meisten geradezu ablehnend. Die Gedanken von 1848, die Revolution „von unten“, waren das Ideal gewesen, nach dem sie strebten; die Revolution „von oben“, die jetzt kam, begriffen sie nicht; sie weckte ihr Mißtrauen. Und als dann das Jahr 1870 absolut keine Möglichkeit zu solchem Mißtrauen mehr ließ, waren sie nicht mehr frisch genug, in den einmütigen Jubel ihres Volkes einzustimmen, neue Saiten auf ihre Harfen zu spannen. Sie verstummten und grollten, und eine der bedenklichsten Charaktereigenschaften der deutschen Art trat an ihnen zutage: sich glühend, verlangend nach einem erträumten Ideal zu sehnen und dann, wenn das Traumgebilde zur Tatsache wird, es zu benörgeln, ärgerlich von sich zu stoßen,

weil es vielleicht in einem und dem anderen nebensächlichen Punkte dem erträumten Ideal nicht ähnlich sieht.

Von diesen Alten war mithin ein neuer Ton in der deutschen Dramatik nicht mehr zu erwarten; noch weniger aber kam ein solcher Ton von den Männern her, die 1866 und 1870 in der Vollkraft des Schaffens standen und die in den ausgetretenen Geleisen des „jungen Deutschland" weitergingen, ohne daß sie, die immerhin große Begabung aufzuweisen gehabt hätten, die in der Schule des „jungen Deutschland" geschafft hatte. Über diese Zwischengeneration gehe ich rasch hinweg, denn es ist von ihr nichts Gutes zu sagen. Keine große Empfindung, kein großer Gedanke beseelte sie; all ihr Streben ging dahin, für Deutschland nach dem Muster des französischen Theaters eine sogenannte Dramatik der modernen Gesellschaft und des Salons zu erfinden; ein Streben, das natürlich zu ganz erkünstelten Werken führen mußte, weil Deutschland einen „Salon" und eine „Gesellschaft" im Sinne Frankreichs, wo diese Dinge wirkliche Bedeutung haben, gar nicht kennt. Eine beschämende Tatsache bleibt es in der Erinnerung eines jeden, der diese Zeiten miterlebt hat, daß unmittelbar nach den welterschütternden Ereignissen von 1870 die deutschen Theater sich mit fanatischem Entgegenkommen gerade den Stücken dieser Art öffneten, daß das deutsche Volk in Scharen dahinlief, diese Stücke zu sehen, die ihm für alles, was es in tiefstem Herzen suchte und nicht erhielt, nichts weiter gaben, als ein paar niedrige Lustspielsituationen und eine mit den Flittern einstiger wirklicher Dichter aufgeputzte Scheindramatik.

Wie tief sich der Schade einer solchen Literatur in die Gemüter eingefressen, wie weit sich die seichte Anschauungsweise in den theaterleitenden Kreisen Deutschlands verbreitet hatte, das hat niemand bitterer erfahren, als der Verfasser dieses Aufsatzes selbst, als er in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre seine ersten, aus der deutschen und anglogermanischen Geschichte

entnommenen Dramen schrieb, und dem sich sämtliche Theater Deutschlands wie eine Mauer hermetisch verschlossen.

Mögen es mir die Leser dieses Aufsatzes als einem ehrlichen Manne glauben, daß es mir nicht lieb ist, persönlich von mir selbst zu sprechen, daß mir der Gedanke, als wollte ich um meine Werke wie ein weihrauchopfernder Narr herumgehen, unleidlich ist und fern liegt; aber ich muß meiner selbst erwähnen, weil, wie ich damals als Sturmbock gegen die Mauern anlief, auf denen höhnisch grinsende Achselzucker standen, ich noch heute als Verkörperung einer Richtung dastehe, von der sich das neueste Geschlecht schon wieder abgewandt hat, weil es meint, darüber hinausgekommen zu sein. Diese Richtung war die historische, die bewußte Vereinigung menschlich-dramatischer Schicksale mit großen geschichtlichen, insbesonders nationalgeschichtlichen Vorgängen.

Denn zweierlei war mir klar: einmal, daß ein Wiederaufleben großen dramatischen Empfindens im deutschen Volke nur möglich war, wenn ihm gezeigt wurde, daß es größere Fragen und wichtigere Konflikte für die Menschheit gibt, als die in den deutschen Dramen der letzten Zeit nach französischem Muster abgehandelten Ehestandsfragen und Ehebruchskonflikte; sodann aber, daß, wenn je eine Zeit gekommen war, um zu den großen Aufgaben der dramatischen Kunst zurückzugelangen, diese Zeit jetzt war und daß, wenn jetzt der Augenblick versäumt wurde, sie vielleicht nie wieder gekommen sein würde. Richard Wagner hatte durch seine Musikdramen die Augen Deutschlands wieder auf den Quell gelenkt, der aus der deutschen Sagenwelt entspringt; aber in weiser Erkenntnis, daß die Musik Sagengestalten verkörpern kann, nicht aber wohl historische, hatte er die Hand von der eigentlichen Geschichte abgelassen. Hier lag das Aufgabenfeld für den rezitierenden Dramatiker. Deutschland war politisch reif geworden. Nur für ein politisch reifes und zugleich hoffnungsstarkes Volk kann der Dichter historisch-politische

Dramen schaffen. In dieser Richtung habe ich mich bemüht. Wie eine kommende Zeit über meine Werke und ihren Wert an sich urteilen wird, lasse ich dahingestellt; ob und wieviel sie wert sind, weiß ich nicht. Das einzige, was ich weiß, ist, daß in der Zeit, als ich anfing, Seelenkraft nötig war, so zu schreiben, wie ich schrieb. Seelenkraft, um die immer wiederkehrenden höhnischen Abweisungen zu ertragen, die wohlgemeinten Warnungen besorgter Freunde und Verwandten nicht zu hören, Seelenkraft, um den Bann zu brechen, den Gemütsseichtigkeit, Phantasiefeindlichkeit und Frivolität über Land und Volk geworfen hatten. Das, was ich weiß, ist, daß der Bann gebrochen worden ist, daß die Theaterleiter seitdem wieder angefangen haben, daran zu glauben, daß man auch mit anderen Werken, als mit trivialen, Erfolge erzielen kann, und daß, wenn seitdem die deutsche dramatische Dichtung wieder ernst und tief und inbrünstig geworden ist, der Anfang und die Möglichkeit dazu in den Tagen geschaffen worden ist, als zum ersten Male wieder die Stimme der großen Leidenschaft an die Seelen der deutschen Menschen schlug und ihnen von dem Zusammenhange ihres Tages mit den großen Dingen ihrer Vergangenheit sprach. Und indem ich so an die neue und neueste Phase in der Entwicklung des deutschen Dramas gelange, spreche ich es aus, daß es besser geworden ist, als es vordem war, viel besser.

Aber wie es mir schwer fiel, von meiner Persönlichkeit und meinen Werken zu sprechen, so ist es auch keine leichte Aufgabe für mich, von dieser neuesten Zeit zu berichten. Denn sie stellt einen Kampf dar, einen leidenschaftlichen, der zwar auch schon wieder Abschnitte und Phasen aufweist, aber noch immer weitergeht, und in diesem Kampfe stehe ich selbst mitten drin, da ich einem großen Teile der neuesten Schule als Vertreter einer Richtung gelte, mit der aufgeräumt werden muß. Und es heißt eigentlich sehr viel von einem Soldaten verlangen, wenn man ihn, während der Kampf ihn umtobt, auffordert, einen ruhigen

sachlichen Bericht über die Schlacht zu liefern. Trotzdem will ich mich dazu mit möglichster Objektivität bemühen.

Nachdem die großen Erfolge in der Neugestaltung Deutschlands errungen waren, kam ein Geschlecht zur Welt, das mit einem ganz anderen Gefühle aufwuchs, als seit Jahrhunderten deutsche Jugend aufgewachsen war. Deutsche Jugend hatte bisher, sobald sie reif genug geworden war, die politischen Verhältnisse einigermaßen zu beurteilen, immer erkannt, daß diese schlimm waren: für sie war daher die Zukunft die Zeit gewesen, auf die sie in Sehnsucht blickte. Das jetzt geborene Geschlecht dagegen wuchs unter wohlgeordneten, glatten Verhältnissen auf; alles das, um was die Vorfahren mit Leib und Seele gerungen hatten, war ihm wie von einem großen Zauberer in die Tasche gelegt. Um es mit einem Wort zu sagen: deutsche Jugend war immer hungrig aufgewachsen: jetzt kam zum ersten Male ein sattes junges Geschlecht. Sattheit aber ist für den Menschen, namentlich den deutschen, ein gefährlicher Zustand; denn der Deutsche ist keine lichte, zur Fröhlichkeit angelegte, sondern eine dunkle, zum Trübsinn neigende Natur; er ist größer im Unglück als im Glück. Schon Tacitus erzählt von den Germanen, daß sie, von Jagd und Krieg heimgekehrt, satt gegessen und getrunken, sich auf die Bärenhaut legten und schlimme Dinge trieben, spielten, Haus, Hof und Weib und Freiheit verspielten. Diesem Geschlecht erging es, wie der Nachkommenschaft eines durch saure Arbeit reich gewordenen Mannes, es wußte nichts mehr von den Mühen des Erzeugers, nichts mehr von der Wut, mit der auswärtige Feinde Deutschland hatten verhindern wollen, Deutschland zu werden; diese einstigen Feinde waren ihm keine Feinde mehr. Es verlernte den Haß, den großen Zorn, aber damit auch die große, begeisterte Liebe. Dazu kam, daß Deutschland viel reicher an Geld geworden war, als früher; Wohlleben aber erschlafft die Seele, wie zu häufiges warmes Baden den Leib. Deutschland war ja nun da — wozu sich denn immer noch ein-

mal darüber freuen, daß es da war? Das war ja langweilig, war dumm, das überließ man billigerweise dem untergeordneten Volk, den Männern, die geschmacklos genug waren, immer noch mit ihren Kriegsmedaillen auf der Brust umherzugehen und sich daran zu erfreuen. Der böse Zwiespalt im deutschen Geistesleben, den ich oben erwähnte, das Auseinandergehen in der Anschauung der Gebildeten und der Ungebildeten, trat in widerwärtiger Weise hervor; dieses junge Literatengeschlecht, das selbst nie Pulver gerochen hatte, blickte mit Verachtung auf die Volksmenge, die sich festlich zur Begehung nationaler Siegesund Gedenktage versammelte, und erfand sich, um sie zu charakterisieren, infame Ausdrücke, wie „Hurrakanaille“ und andere.

Neben diesem allen war auch diese Jugend immerhin eine deutsche, mit den Stammeseigenschaften der deutschen Art versehen. Das große Element der deutschen Art, die Sehnsucht, war auch in ihren Seelen; nur wußten sie in ihrer Übersättigung nicht, wonach sie verlangen sollten. Da kam ihnen von außen Rat: die norwegischen Poeten tauchten am Horizont auf. Zuerst war es der norwegische Dramatiker Björnson, der in Deutschland bekannt und mit großer Wärme aufgenommen wurde. Und das war gut. Denn Björnson ist ein großer, aus warmen Organen schaffender Dichter. Er brachte der deutschen Jugend keine fremden Elemente, in die sie sich erst künstlich hineinzuleben hatte, sondern Geist von ihrem Geiste, Blut von ihrem Blute. Skandinavien ist schließlich auch germanisches Stammesland, und das Germanische, wenn es sich auch bitter befehdet, versteht sich darum doch. Björnson ist selbst eine begeisterte Natur; seine Einwirkung auf Deutschland, das immer, wenn es stark und gesund bleiben soll, der Begeisterung bedarf, konnte daher nur eine günstige sein. Aber zum Schaden Deutschlands wurde dieser Mann allzu bald und allzu stark durch einen zweiten Norweger verdrängt, dessen Werke gleich nach den seinigen in Deutschland auftauchten, durch Ibsen. Zum Schaden, sage ich,

und ich sage es, obschon ich weiß, daß ich damit der allgemeinen Meinung des sogenannten gebildeten Deutschland geradezu ins Gesicht schlage. Denn Ibsen gilt in Deutschland als ein viel größerer Dichter als Björnson, und ist in Wahrheit ein viel geringerer. Alles, was Björnson besitzt und was ihn zum wahren Dichter macht, die begeisterte Seele, das warme Herz, der Glaube an große Menschennatur, fehlt Ibsen gänzlich, oder ist ihm wenigstens im Laufe der Zeit abhanden gekommen; statt alles dessen besitzt er nur eins: einen messerscharfen, klug, ja sogar schlau berechnenden Verstand.

Ein Drama Ibsens ist vorhanden, das mit wirklich dichterischer Größe entworfen, mit dramatischer Gewalt ausgeführt ist, das historische Drama „Die Kronprätendenten". Bezeichnenderweise fand aber gerade dieses sein bestes Werk bei den Dramatikern und Kritikern des jüngsten Deutschland den allergeringsten Beifall. Dagegen standen sie bewundernd vor seinen übrigen Werken, ohne daß ihnen der Gedanke kam, daß beinahe alle diese Dramen nichts weiter sind, als dramatisierte Epiloge zu einer Handlung, die vor dem eigentlichen Stücke liegt, daß also alle Gestalten dieser Dramen eigentlich gar nicht an ihren eigenen Handlungen und Taten tragen, leiden und zugrunde gehen, sondern an den Taten, die andere vor ihnen getan haben und deren Folgen sie auszutragen haben. Diese bedenkliche Umgestaltung des bisher gültigen und, wie man hinzusetzen muß, des allein und für alle Zeiten gültigen dramatischen Gesetzes, daß der Mensch auf der Bühne für sich selbst einzutreten, die Folgen seines eigenen Tuns zu tragen hat, gipfelte alsdann in der von Ibsen zum ersten Male auf die Bühne gebrachten Vererbungstheorie, das heißt in dem Gedanken, daß die Menschen überhaupt ohne eigene Selbstbestimmung, ohne Kraft eigenen Wollens und nur noch organische Maschinen sind, in denen gewisse, meistenteils krankhafte Triebe, gegen die sie sich nicht wehren können, mächtig sind, daß also ihr Lebens-

gang von vornherein durch diejenigen vorherbestimmt ist, von denen sie die Krankheitstriebe geerbt haben.

Diese Theorie, die, wie jetzt von allen medizinischen Autoritäten anerkannt ist, auf einer oberflächlichen Ausnützung halb oder ganz falsch verstandener wissenschaftlicher Forschungsergebnisse beruht, fand, wie in dem gesamten neurasthenisch gewordenen Europa, auch in Deutschland fanatisches Entgegenkommen. Diese Theorie, die nichts weiter ist, als die Dramatisierung der seelentötenden materialistischen Weltanschauung, die das Drama mit einem Schlag aus dem Gebiete des geistigen Lebens in das des leiblichen verpflanzt, die an Stelle von Seelenkämpfen und Seelenentwicklung physisches Leiden und einen physiologischen Krankheitsprozeß stellt, kam diesem seelenschwach gewordenen Geschlechte gerade recht. All die großen geistigen Werkzeuge, mit denen die Menschheit an sich gearbeitet hatte, Wille, Überzeugung, Glauben, wurden in die Rumpelkammer geworfen; die Seele des Menschen wurde abgesetzt und statt ihrer das Nervensystem als Beherrscher der Welt und der Menschheit proklamiert. Ein verwüstender Strom oberflächlicher Weltanschauungen brach in die Gemüter ein; die Mittelmäßigkeit, der die Größe und Erhabenheit stets verhaßt ist, griff mit beiden Händen nach der neuen Lehre, und in Deutschland entstand eine Masse der fürchterlichsten Dramen nach Ibsens Muster.

Nach seinem Muster, aber ohne seine Kraft. Denn die technische Kraft Ibsens ist außerordentlich. Er ist ein sehr geschickter, beinahe raffinierter Bühnenkünstler. Das dokumentiert sich sogar darin, daß er es verstanden hat, seine oben gekennzeichneten Epilogdramen so auszuarbeiten, daß sie vielfach den Eindruck ganzer, vollständiger Dramen erwecken; das dokumentiert sich in der Fähigkeit, Gestalten zu schaffen, und in der Kunst, mit der er den Dialog in seinen Stücken handhabt. Beschäftigt man sich aber eingehend mit diesen Werken, so findet man, daß sie nach der ersten lebhaften Lebendigkeit, mit der sie

auf uns wirken, eine seltsame Kälte in uns zurücklassen, wie Schlacken in unserem Innern liegen bleiben. Woher kommt das? Daher, daß alle diese Stücke nicht aus dem Gemütsleben geschöpft, daß sie ohne alle Naivität sind. In jedem dieser Stücke ist mit einer beinahe mathematischen Schärfe eine Frage aufgestellt, die von den handelnden Personen gelöst werden soll. Während aber alle großen Menschheitsfragen immer nur von dem ganzen Menschen, immer nur mit Kopf und Herz zugleich gelöst werden, geschieht dies bei den Ibsenschen Menschen immer nur durch den Kopf. Die Stimme der Empfindung ist bei ihm so zurückgedrängt, daß man den Eindruck erhält, als hätten seine Menschen nur ein Gehirn, sonst aber keine edlen Organe, und an Stelle des Herzens eine algebraische Formel.

Und hierin glaube ich den Schlüssel gefunden zu haben, der das Geheimnis von Ibsen's Wirkung erschließt. Zu allen Zeiten hat die Menschheit nach einer Kabbala verlangt, nach einer Formel, in die sie sich verlieren, die sie gewissermaßen wie ein Opiat verschlucken konnte, um dann, den Stein der Weisen im Leibe, die Lösung des Welträtsels in Händen zu fühlen. Ibsen brachte ihr mit seiner neuen dramatischen Formel, mit seiner neuen dramatischen Prädestinationslehre diesen Stein der Weisen, und jubelnd, wie ich schon gesagt habe, verschluckte das jüngste Deutschland den wunderbaren Stein. Daß alle diese Stücke auf Verhältnissen aufgebaut waren, die dem deutschen Leben fremd sind, daß in keinem dieser Stücke eine einzige von den Fragen berührt wurde, die das deutsche Volksleben in seinen Tiefen bewegen, galt diesem wieder international gewordenen Geschlechte ganz gleich. Ibsen war der neue Weltentraum, in dem sie träumten, der neue Weltenozean, in dem sie badeten; und was nicht Ibsen war, durfte nicht vorhanden sein und mußte, wenn es nicht freiwillig abdankte, totgeschlagen werden.

Inzwischen aber war das deutsche Volksleben keineswegs tot; im Gegenteil, sein für gewöhnlich ruhiger Pulsschlag war

zur fieberhaften Erregung gesteigert. Die große, neue Frage, die Europa beschäftigt, die soziale, hatte in Deutschland, wo schon einmal, zur Zeit der Reformation, ähnliche Fragen mit leidenschaftlicher Erbitterung ausgekämpft worden waren, einen Boden gefunden, fruchtbarer als irgendwo anders. Die Glut, die jahrelang unterirdisch geschwelt hatte, brach in Gestalt der Sozialdemokratie als Flamme zutage. Und das Aufleuchten der Flamme war so stark, daß es im Augenblick die Gedanken aller auf sich zog. Vergegenwärtigt man sich, daß alles, was mit dieser Frage zusammenhängt, so recht eigentlich dazu angetan ist, alle Grundelemente der deutschen Natur in ihren Tiefen aufzuwühlen, die guten wie die schlechten, das weichherzige Mitleid mit den Armen und Schwachen, den heiligen Haß gegen den Plutokratismus, das sehnende Verlangen nach einer reineren, besseren, auf Menschenverbrüderung gegründeten Welt, daneben aber auch den Neid, die Unfähigkeit zur Zufriedenheit mit gegebenen Verhältnissen und endlich einen, an die alten Vandalen erinnernden Widerwillen gegen Schönheit und Schmuck des Lebens, so wird man begreifen, wie allumfassend diese Frage die ganze deutsche Gesellschaft ergreifen, wie tief sie in alle Gemüter eindringen, wie entscheidend sie namentlich auf die deutsche Literatur einwirken mußte. Und so geschah es in der Tat. Das gesamte junge deutsche Literatengeschlecht, insbesondere die Dramatiker, wurden mit einem Schlage in die neue Bewegung hineingerissen, und nicht als unparteiische Beurteiler gingen sie in dieselbe hinein, sondern als Partei, als radikale, entschieden sozialdemokratisch gefärbte Partei. Das ist an sich vollständig erklärlich. Jugend, die nicht leidenschaftlich und, wenn es darauf ankommt, auch ungerecht wäre, wäre keine Jugend; leidenschaftliche Ungerechtigkeit ist das Vorrecht der Jugend. Ebenso erklärlich aber ist die Wirkung, die hiervon auf die Literatur, namentlich die dramatische, ausging, und diese war im großen und ganzen eine höchst bedenkliche. Ibsen, der

allerdings in seinen letzten Werken einen wahrnehmbaren Niedergang in seiner einstigen technischen und Bühnengeschicklichkeit gezeigt hatte, verlor seinen Einfluß fast gänzlich; weniger aber deshalb, weil man ästhetisch über die Blutlosigkeit seiner Gebilde ins klare gekommen wäre, als darum, weil er für das rabiate Geschlecht, das jetzt zu toben anfing, lange nicht mehr stark genung war. Denn ein Toben und Wüten — andere Ausdrücke treffen die Sache nicht — brach jetzt in der deutschen Literatur aus. Alle Leidenschaften einer von sozialdemokratischen Agitatoren aufgestachelten Masse brüllten aus den Werken, die jetzt entstanden. Nach Ansicht dieser Dramatiker fing eine deutsche dramatische Kunst jetzt überhaupt erst an; es gab keine Schicksale mehr als bei dem vierten Stande, den Proletariern, keine Menschen mehr, die auf die Bühne gehörten, als solche aus dem vierten Stande. Allem, was früher gewesen war, was andere Verhältnisse, andere Menschen behandelt hatte, mußte der Vernichtungskrieg erklärt werden. Krieg allem Bestehenden, Krieg den Besitzenden, Krieg vor allem dem Historischen, und ganz vor allem dem Vaterländischen. Alles, was daran nur von fern erinnerte, wurde mit wütendem Haß verfolgt; in dieser Zeit kam der nichtswürdige Ausdruck von der „Hurrakanaille“ auf, den ich oben erwähnt habe. Jeder Versuch, frühere Zustände der Menschheit, größere Konflikte als den von Hunger und Armut zu schildern, war eine Lüge! Jede höhere Ausdrucksform, insbesondere der dramatische Vers, war kindisch! Der Alltag mit all seinem grauen Elend war der einzige zulässige Gegenstand, die Alltagssprache der unteren Klassen die einzig zulässige Ausdrucksform für das Drama. So entstand die kurze, aber gräßliche Epoche der naturalistischen Dramatik in Deutschland. Von dem dumpfen Bewußtsein geleitet, daß unter ihnen keine einzige wirklich hervorragende dramatische Dichterkraft vorhanden war, schlossen sich all diese Dramatiker zusammen, um als Masse zu wirken. Und so bildete sich, indem

sie auch in der Tagespresse Fuß faßten und von hier aus für ihre Partei und gegen die Gegner ihrer Partei loszogen, ein Ring, ein Terrorismus, wie er vordem in Deutschland nie dagewesen war. Weil die ständigen Bühnen den zum größten Teile ganz bühnenunmöglichen Werken dieser Richtung meistens verschlossen blieben, bildeten sich neben ihnen Versuchstheater, freie Theater, Volkstheater, auf denen die Dramen der Naturalisten zu Worte kamen. Wie es bei diesem Getriebe den Dichtern und Dramatikern erging, in denen die Partei ihre Gegner sah, mit was für rasender Gehässigkeit sie angegriffen wurden, soll hier nicht ausgeführt werden; jeder kann es sich denken. Erwähnt aber muß werden, als charakteristisches Merkmal der Zeit, der geradezu fanatische, vom Standpunkte des nationalen Lebens aus betrachtet, selbstmörderische Haß, der sich über den Namen Schillers ergoß. Erwähnt und an den Pranger gestellt muß es werden, das bubenhafte Gebaren, das sich nicht entblödete, den großen, herrlichen Mann zur Zielscheibe jedes unflätigen Spottes zu machen, den Parteiwut eingab und den keine auch nur allgemein literarische Einsicht zügelte. Ein Zustand war gekommen, der die ganze bisherige deutsche Literatur, alle Errungenschaften auf diesem Gebiete nicht nur in Frage zu stellen, sondern aufzuheben schien. Eine literarische Schreckensherrschaft brach aus. Wer von den älteren Dichtern und Schriftstellern am Leben bleiben wollte, mußte der jüngsten Schule tributpflichtig werden. Und wirklich gab es solche ältere Schriftsteller, denen ihr Leben lieber war, als ihre Überzeugung, und welche diese dem hundertköpfigen Cerberus zum Opfer brachten. Wie aber stand es mit der Einwirkung dieser Jüngsten auf das Volk? Auf das Volk, aus dem heraus doch anscheinend diese ganze wilde Bewegung gekommen war? Eine einfache, aber verbürgte Tatsache soll hierauf Antwort geben: die Besucher einer jener, im Prinzip durchaus lobenswerten, in der Ausführung verfehlten „freien Volksbühnen“, deren Besuch gegen

ganz billiges Eintrittsgeld freistand, Männer aus den untersten Klassen des Volkes wurden gefragt, ob ihnen diese Stücke der Naturalisten, in denen ihnen ihr eigenes Alltagsleiden vorgeführt wurde, gefielen. Sie antworteten: „Nein, gar nicht. Um das zu sehen, was sie täglich zu Hause sähen und erlebten," erwiderten sie, „kämen sie nicht ins Theater." Weiter wurde gefragt, was für Stücke sie denn am liebsten sehen möchten? Die Antwort lautete: „Schiller." Ich wiederhole, daß diese Fragen und diese Antworten verbürgt sind, und ich meine, sie stellen eine überwältigende Tatsache dar. Die Tatsache, daß diese ganze naturalistische Bewegung eine Bewegung auf dem Papier war, indem alle diese naturalistischen Dramatiker von den tiefsten Wünschen und Bedürfnissen ihres Volkes keine Ahnung hatten, mit der Seele ihres Volkes nicht im geringsten Zusammenhang standen. Die Tatsache, daß die tiefe Masse des deutschen Volkes es ist, in der die Quellen des deutschen Lebens fließen, daß das deutsche Volk, wie schon so manches Mal im Laufe der Geschichte, wieder einmal gut machte, was die Gebildeten an Deutschland gesündigt hatten.

Denn an diesem passiven Widerstande des Volkes ist tatsächlich die Sturmflut des Naturalismus zum Stehen gekommen, so daß die ganze Bewegung jetzt nicht nur als im Rückgange befindlich, sondern als beinahe beseitigt und überwunden bezeichnet werden muß. Der Sturm hat ausgewütet, die Wellen haben sich verlaufen und indem man jetzt, nach all dem Staubaufwirbeln, nach all dem Parteigeheule Augen und Ohren wieder frei bekommt, fängt man an, festzustellen, was denn nun an wirklichen, zukunftversprechenden dramatischen Kräften in Deutschland vorhanden ist. Die Antwort lautet nicht ungünstig. Es sind in Norddeutschland schaffende Persönlichkeiten vorhanden, die noch jung und in ihrer Entwicklung zwar noch nicht ganz zu überblicken und zu beurteilen sind, die aber unverkennbare Begabung und einen Zug in die große Dramatik aufweisen.

Es regt sich in Wien, welches lange Zeit hindurch ganz in den Hintergrund getreten war, auf Anzengruber gestützt, eine gesunde, volkstümliche Dramatik.

Eine große Gefahr steht am Horizont, und von der Frage, ob und wie sie überwunden werden wird, hängt die nächste Zukunft des deutschen Dramas ab. Diese Gefahr besteht darin, daß jetzt die Rückwirkung des brutalen Naturalismus eintritt und daß diese Rückwirkung schließlich wieder zu einem Extrem ausartet. Die Menschen wollen vom Rohen und Gräßlichen nichts mehr wissen; sie sind ruhebedürftig geworden. Zu befürchten aber ist, daß sie sich nicht nur vom Gräßlichen, sondern vom Erschütternden überhaupt abwenden und wenn dies eintritt, dann ist es mit der großen Dramatik aus, dann erleben wir womöglich eine Rückkehr zu jener oben gekennzeichneten Scheindramatik, die schlimmer als alles, schlimmer sogar als der brüllendste Naturalismus war. Diese Ruhebedürftigkeit, diese Aufweichung der Seelen, die auf der einen Seite dahin führt, daß jetzt schon wieder die Sucht nach dem flachen und glatten Lustspiel zu grassieren beginnt, macht die Gemüter anderseits für eine Geistesrichtung zugänglich, die, aus dem Auslande importiert, in Deutschland Propaganda zu machen beginnt, den Mystizismus.

Man versteht unter Mystizismus bekanntlich die Richtung, die sich von der Wirklichkeit lossagt, sich über die mechanischen Naturgesetze hinwegsetzt und über der Sinnenwelt eine andere, geheimnisvolle Welt aufbaut. Man könnte denken, daß der Mystizismus in Deutschland heimisch sein müßte, weil Deutschland die Heimat des Märchens ist, und das Märchen dem Mystizismus ähnlich sieht. Aber dem ist nicht so. Die mystische Kunstanschauung ist der deutschen Volksseele fremd, und die Ähnlichkeit zwischen ihr und dem Märchen ist nur eine scheinbare. Denn das Märchen hebt die mechanischen Naturgesetze nicht auf, es spielt nur damit; es weiß, daß es damit

spielt und lächelt über sich selbst. Der Mystizismus dagegen lächelt nie, ist immer sauertöpfisch ernst; er glaubt ganz ernsthaft an sich selbst und will die Wirklichkeit aufheben, weil er sie verachtet. Der Mystizismus ist also das krasse Gegenteil vom Naturalismus, seine Reaktion, in seiner letzten Wirkung aber ebenso tödlich für wahre Poesie wie dieser. Denn er weiß nichts von der Grundlage aller echten Poesie, von der gesunden Menschennatur, weiß nichts von den Quellen, aus denen alle echte Poesie entspringt, von Gefühl und Leidenschaft, überhaupt vom Gemüt. Die Dichtung, die aus dem Mystizismus herkommt, ist gemachte Poesie, ist wie ein Garten, in dem statt natürlicher Blumen nachgemachte an Stöcken aufgebunden sind, Papierblumen, mit Anilin gefärbt und mit Parfüm besprengt. Darum ist der Mystizismus, der zu allen Zeiten das Merkmal altersschwach gewordener Seelen gewesen ist, der Todfeind aller großen Dramatik. Denn die Seele des Dramas ist Handlung und Tat, die Seele des Mystizismus dagegen ein Brei, in dem alles, wie in einer Narkose, untergeht, die sogenannte „Stimmung“. Nun ist zwar keine Gefahr vorhanden, daß eine so ungesunde, schwächliche Geistesrichtung jemals die Seele des deutschen Volkes beeinflussen könnte, wohl aber ist zu befürchten, daß sie den einzelnen Dichtern die Köpfe verdreht und die Seelen verwäscht. Und tatsächlich macht dies sich bereits an einigen, und zwar begabten Persönlichkeiten der jüngsten dramatischen Literatur in Deutschland bemerkbar. Man beurteilt den Wert der dramatischen Dichtung nicht mehr nach dem, wonach er zu beurteilen ist nämlich nach dem Maß von Seelenkraft, das sich darin offenbart, sondern lediglich nach dem sogenannten „Stimmungsgehalt“, der aus dem Werke spricht. Eine ganze Stufenleiter von künstlich gemachten Ausdrücken hat man sich ersonnen, um die Vorzüge dieser raffinierten, unwahren Dramatik zu bezeichnen; man lispelt und flüstert von „intimen“ Wirkungen, von „esoterischen“ und fühlt nicht, daß

man die männliche Kunst der Dramatik durch dieses hysterische Gebaren zu einer weibischen macht. Denn alle diese Ausdrücke, diese ganze Anschauungsweise sind hysterisch; die Werke, die daraus hervorgehen, desgleichen; Hysterie aber ist eine Krankheit, der der Tod folgt.

Fragen wir demnach, ob die Möglichkeit und welche Mittel vorhanden sind, diesem Zustande entgegen zu wirken, so kann die Antwort nur die sein, daß eine solche Möglichkeit vorhanden sein wird, solange es in Deutschland Männer gibt, die sich der wahren Aufgaben dramatischer Kunst bewußt, und die imstande sind, ihnen gerecht zu werden. Die Aufgabe dieser Männer wird nicht leicht sein, aber sie ist deutlich; sie wird darin bestehen, durch Vorführung großer Menschenschicksale die Menschen immer wieder über Not und Last des Alltags hinwegzuheben, im Zusammenhange zu bleiben mit den tiefsten Instinkten des deutschen Volkes, und aus diesem Zusammenhange heraus es wieder und immer wieder auf die Quellen seines Lebens und seiner Kraft hinzuweisen. Ihre Aufgabe wird sein vom Boden der Wirklichkeit die Tatsachen aufzulesen, sie zu ordnen mit dichterischem Blick, mit dichterischer Hand zum weisheitsvollen Zusammenhange, dessen Anblick die Seelen erlöst, den man dramatische Dichtung nennt.





Am Matthäikirchplatz

Eine Phantasie zum 6. Januar ·1900·

National-Zeitung 1900.
Nr. 8. Sonnabend
den 6. Januar.
Morgenaus-
gabe.

ST





enn man das Straßennetz Berlins mit dem Adergeflechte eines Körpers, die Menschen, die sich hindurch bewegen, mit den Blutkörpern vergleicht, die durch die Adern rollen, und wenn man alsdann, um den Vergleich auf seine Richtigkeit zu prüfen, diese Straßen durchwandert, wird man an eine Stelle gelangen, wo der Blutumlauf zu stocken scheint.

Das ist ein Platz in Berlin-West.

Berlin-West mit seinen immer neu aufschießenden Palasthäusern, denen die riesigen Mietspreise wie unsichtbare Etiketten auf die Straßenfronten geschrieben stehen, erscheint mir wie eine Millionärin, die mindestens alle acht Tage einmal in einer neuen, mit den unsichtbaren Riesenziffern der Schneiderrechnung geschmückten Prachtrobe durch die Straßen rauscht. Wohingegen die Häuser an jenem Platze heute noch so aussehen, wie sie vor zwanzig, dreißig Jahren ausgesehen haben, wie ehrbare Matronen in auskömmlicher, aber mittlerer Lebensstellung.

Der Platz, von dem ich spreche, ist der Matthäikirchplatz. Ein stiller Fleck Erde. Die Straßen, die auf ihn münden, sind ebenfalls ziemlich geräuschlos, und ihre Geräuschlosigkeit fließt wie ein stiller Strom in dem Platze zusammen, der sie wie ein Sammelbecken in sich aufnimmt. Alles reinlich, ehrbar, sanft und still.

In sanft geschwungenen elliptischen Linien umlagern die Häuser zur Rechten und Linken die Matthäi-Kirche, die zwischen ihnen liegt, und der der Platz seinen Namen verdankt. Sanft, ohne Gedränge, reihen sich die Häuser, als wollte keins das andere verhindern, nach der Uhr am Kirchturm hinaufzublicken. Beinah wie eine Sonntag-Nachmittags-Gemeinde von alten Damen, die sich um ihren Sonntag-Nachmittags-Prediger versammeln.

Daß dieser Sonntag-Nachmittags-Prediger, nämlich die Matthäi-Kirche, besonders stattlich oder schön wäre, habe ich noch von niemandem behaupten hören; eher das Gegenteil. Und ich muß mich diesem allgemeinen Urteil anschließen. Wenn ich meines Herzens Meinung unverhohlen aussprechen darf, so möchte ich sagen, daß sie mir in ihrem gelben Backsteinkleide wie eine alte, gelbe Henne vorkommt, die mit aufgeplustertem Gefieder über ihren Eiern liegt.

Und wenn es noch ein Rassehuhn wäre — aber nichts davon. Eine ganz gewöhnliche, norddeutsche Haus- und Hofhenne. Vor der Kirche liegt ein grüner Rasenfleck, hübsch elliptisch, wie alles auf dem Platz, und auf dem Rasenfleck steht eine Sandsteinfigur, wahrscheinlich den Apostel Matthäus darstellend, vor der ich auch noch niemals bewundernde Beschauer erblickt habe.

Nach diesem allen scheint also an dem Platze eigentlich nichts Besonderes zu sein? Und der Wahrheit die Ehre — es ist auch nichts Besonderes daran. Und trotz alledem habe ich den Platz gern, ja geradezu lieb.

Woher kommt das? Vielleicht daher, daß ich in allen Städten diejenigen Örtlichkeiten am liebsten habe, in denen sich der Charakter und Geist der Stadt am deutlichsten ausspricht.

Und eine solche Örtlichkeit bedeutet für Berlin der Matthäikirchplatz. Er ist ein charakteristisches Stück des Berlin, wie es vor zwanzig, dreißig Jahren noch ziemlich allgemein war, und aus dem das jetzige, sich so anders gebärdende Berlin doch schließlich hervorgegangen ist, das Geheimrats- und Professoren-Berlin.

Ja, das ist sein Geheimnis. Und wenn man, mit diesem Bewußtsein gerüstet, den Platz wieder betritt, wird man sich dessen inne werden, daß die Annahme, als sei hier eine Blutstockung im großen Kreislaufe des Berliner Lebens, eine irrige ist. Die Adern sind hier ganz ebenso mit lebendig fließendem

Blute gefüllt wie alle anderen; der Unterschied ist nur der, daß das Leben hier nicht an die Oberfläche tritt, sondern sich zurückzieht; die Adern sind nicht geschwollen. An dem ganzen Platze ist kaum ein einziger Laden. Die Bewohner des Platzes würden, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit in andere, belebtere Teile der Stadt kämen, aus eigener Anschauung noch nicht einmal wissen, wie eigentlich eine Pferdebahn, geschweige denn eine elektrische Straßenbahn aussieht. Das Leben zieht sich eben zurück, in die Stuben, womöglich in die nach hinten, nach den alten Gärten hinaus gelegenen Hinterstuben. Aber in diesen Stuben, da ist es, und zwar ein zusammengerafftes, energisches Leben.

Wer mit ganz besonders fein gearteten Hörorganen den Platz beträte, mit Hörorganen, die auch die höchsten, letzten Tonschwingungen zu vernehmen imstande wären, der würde ein merkwürdiges, richtiger gesagt, zwei merkwürdige Geräusche vernehmen, Geräusche ganz anderer Art, als der gewöhnliche Berliner Lärm. Das eine würde ein tiefes, aber zartes Summen, Sumsen und Brummeln, das andere ein hohes und feines Knistern, Rauschen und Kratzen sein; und wenn der feinöhrige Fremdling — denn wir nehmen an, daß nur ein Fremdling so wenig über den Matthäi-Kirchplatz unterrichtet sein kann — das Glück hätte, daß in dem Augenblick der Genius loci von Berlin über die Straße ginge und für ihn Zeit und Lust hätte, den Cicerone zu spielen, so würde der ihm sagen: „Ja, sehen Sie, mein lieber Herr Feinohr — denn wir nehmen an, daß der Fremdling so heißt — in den Häusern, die Sie da vor sich sehen, und in den Stuben darin, namentlich denen nach hinten hinaus, sitzen Männer, die immerfort denken, denken und denken; lauter Professoren. Das Summen und Brummeln, das Sie hören, das sind die Gedanken, die aus ihren arbeitenden Gehirnen aufsteigen und dahin zurückkehren, wie Bienen zum Bienenstock; und das Knistern und Kratzen, das Sie hören,

sind ihre Federn, die übers Papier laufen und ihre Gedanken aufschreiben. Wenn es nach mir ginge, sehen Sie, dann würde ein Glasdach über den ganzen Matthäikirchplatz gelegt, und dann wäre die Sorge wegen der immer enger werdenden Universitätsauditorien mit einem Schlage beseitigt. Die Studenten versammelten sich ganz einfach unter dem Glasdache auf dem Platz, der im Winter geheizt werden könnte, die alte, gelbe Henne verkündet durch ihre Uhr den Herren Professoren, was die Glocke geschlagen hat; die Herren Professoren vertauschen einfach den Schlafrock mit dem Gehrock — einige bleiben auch vielleicht im Schlafrock — kommen aus der Hinterstube in die Vorderstube, machen das Fenster auf und halten vom Fenster aus ihre Vorlesung."

„Probatum," rief unwillkürlich Herr Feinohr, „nur entschuldigen Sie — ein Bedenken — viele der Herren wohnen doch wahrscheinlich zwei, auch drei Stock hoch?"

„O, was das anbetrifft," erwiderte Genius loci, „unter den Männern, wissen Sie, sind einige, die man in ganz Deutschland hört, wenn sie den Mund auftun — glauben Sie, daß man sie nicht hören wird, wenn sie zwei oder drei Stock hoch heruntersprechen?"

„Aber warum bringen Sie denn solch einen Gedanken nicht beim Magistrat zur Sprache?" fragte Herr Feinohr.

„Mit dem," erwiderte Genius loci, „stehe ich auf gespanntem Fuß, seitdem er beschlossen hat, mich um mein altberühmtes Friedrich-Werdersches Gymnasium zu bringen, und es der kleinen Kröte, dem Moabit, in die Tasche zu stecken."

„Nun hätte ich nur einen Wunsch noch," meinte Herr Feinohr, „einen wenigstens von diesen wunderbaren Männern zu sehen. Sie sind ja, verehrter Genius von Berlin, wie das mit den Berlinern meistens der Fall zu sein pflegt, viel liebenswürdiger als Ihr Ruf — könnten Sie mir das verschaffen?"

„Das wird schwer angehen," versetzte Genius loci, „Sie

hören ja, die Herren sind an der Arbeit. Und ich will es wohl mit dem Polizeipräsidenten, auch mit dem Oberverwaltungsgericht und unter Umständen sogar mit einem Minister aufnehmen — aber mit einem Professor, den ich in der Arbeit störe — das nicht! Nein, das nicht!"

Unterdessen war Genius loci mit dem Fremdling bis an die Ecke gelangt, wo die Margaretenstraße in den Matthäikirchplatz mündet.

„Sie haben Glück," sagte er plötzlich, „da kommt er."

„Wer?" fragte Herr Feinohr.

„Von all den merkwürdigen Männern dort am Platze der merkwürdigste," entgegnete der Genius, und er zeigte die Matthäikirchstraße hinunter nach dem Tiergarten zu, von wo ein Mann die Straße herauf kam.

Dieser Mann war alt, lang und hager. Er hatte einen weißen Vollbart, scharfe und bedeutende Züge, eine ziemlich große, gebogene Nase und sinnende, gedankenvolle Augen, die aber etwas düster blickten. Er trug den Oberleib etwas vornüber gebeugt und bewegte sich mit lässigem, beinah etwas schleppendem Gang.

„Wer ist das?" fragte Herr Feinohr mit kleinstädtischem Eifer, als er bemerkte, daß der Genius von Berlin eine tiefe, respektvolle Verbeugung vor dem vorüberschreitenden Manne machte, eine Verbeugung, die dieser nicht erwiderte, weil er sie, mit seinen Gedanken beschäftigt, gar nicht bemerkt zu haben schien. „So ist er nun," sagte der Genius von Berlin mißmutig, „man bringt ihm Verehrung dar und er bemerkt es gar nicht."

„Aber wer ist es denn?" wiederholte Herr Feinohr beinahe zudringlich seine Frage.

Genius loci sah ihn von oben herunter an.

„Mein werter Fremdling," sagte er, „Sie sind aber beinah unerlaubt fremd in Berlin; kennen Sie Herman Grimm nicht?"

„Hatte ihn noch nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen,“ erwiderte kleinlaut Herr Feinohr.

„Dann benutzen Sie die Gelegenheit,“ rief der Führer. „Tun Sie's rasch, sehen Sie ihn sich an; so sieht er aus. Lange dauert's nicht mehr, so ist er ins Haus hinein. Er kommt soeben von seinem Mittagspaziergange im Tiergarten, und jetzt geht er nach Haus. Gleich dort an der stumpfen Ecke wohnt er, Nummer 5; wenn er erst ins Haus hinein ist, kommt er heut sicherlich nicht wieder heraus. Er kommt ja überhaupt fast nicht heraus, zum Kummer seiner Freunde. Seine Freunde möchten ihm die Hand drücken, ihm sagen: ‚Wir danken dir, daß du das wieder geschrieben hast und das, zum Beispiel zuletzt deine Fragmente; ‚wir möchten dir zeigen, daß wir dich verehren,‘ aber er kommt nicht heraus. Er hat seine Welt für sich; in der lebt er; aus der strömen ihm die Gedanken, ohne daß er das Heizmaterial braucht, an dem andere die Hände wärmen müssen, damit sie geschmeidig werden zum Schreiben, Beifall und Lob. Sehen Sie ihn an, Herr Feinohr, wir haben heute den 6. Januar 1900, heute ist sein zweiundsiebzigster Geburtstag. Es wird eine Zeit kommen, wo jeder froh sein wird, der sagen kann, ich habe Herman Grimm noch gesehen!“

Indem Genius loci noch also sprach, klappte die Haustür von Matthäikirchplatz Nummer 5.

„Eben ist er hineingegangen,“ bemerkte Herr Feinohr.

Genius loci stampfte beinahe mit dem Fuße.

„Da haben wir's,“ sagte er, „und ich habe heute eine solche Menge Bestellungen an ihn auszurichten. Von Persönlichkeiten ersten Ranges. Da ist der Genius von Deutschland, der mir's auf die Seele gebunden hat, ihm auszurichten, mit welcher Liebe und Verehrung er heute seiner gedenkt. Da ist ferner der Genius von Amerika — der gebärdet sich ja rein wie toll, wenn er seinen Namen hört. ‚Gehen Sie zu Herman Grimm,‘ hat er mir aufgetragen — per Kabel, verstehen

Sie —, sagen Sie ihm, daß seine Schriften bei uns gelesen werden, alle; daß er ein populärer Mann ist in Amerika, daß ganz Amerika ihn verehrt."

„O ja —" meinte Herr Feinohr schüchtern, „ich habe auch schon von ihm gehört."

„Herr Feinohr!" rief der Genius von Berlin, in dem plötzlich die heimische Ausdrucksweise durchschlug, „reden Sie kein Blech! Von ihm gehört — will gar nichts sagen — haben Sie seine Sachen gelesen?"

Herr Feinohr überlegte ein Weilchen.

„Michelangelo," sagte er dann.

Genius loci lachte laut, beinahe höhnisch. „Na ja, Michelangelo — ein Kunststück, nicht wahr, ein Buch gelesen zu haben, das alle Welt gelesen hat! Jeder Deutsche reist doch einmal nach Italien, und da liest er zuvor Herman Grimms Michelangelo, weil das Buch geradezu ein Wegweiser dafür ist, was und wie man sehen soll. Namentlich jetzt, da er illustriert erscheint. Haben Sie den illustrierten Michelangelo von Grimm schon gesehen?"

„Beim Buchhändler habe ich ihn im Schaufenster gesehen," erklärte Herr Feinohr, der immer verlegener wurde.

„Beim Buchhändler im Schaufenster!" Der Genius von Berlin geriet in einen Zorn, als wenn er mit dem Magistrat über das Friedrich-Werdersche Gymnasium verhandelte. „Sind Bücher dazu da, daß sie beim Buchhändler im Schaufenster ihr Dasein verbringen? Bücher gehören in die Häuser der Menschen. Sie haben Familie? Ich sehe es Ihnen an."

Herr Feinohr errötete und nickte bejahend.

„Dann gehen Sie zum Buchhändler und bestellen Sie für Ihre Familie den illustrierten ‚Michelangelo'! Tun Sie es gleich! Das Buch gehört in die Familien. In dieser Zeit, die immer mehr das Verständnis dafür verliert, daß die große Kunst, die Kunst der großen Schönheit ein befruchtender Lebensquell für

die Seele der Menschheit ist, wirkt dieses Buch, in dem sich ein trefflicher Inhalt mit einer wahren Fülle gediegenen künstlerischen Schmucks vereinigt, wie ein Evangelium. Sie haben zu Hause Skatabend? Ich sehe es Ihnen an."

Herr Feinohr errötete immer tiefer.

„Dreimal in der Woche," sagte er leise.

„Dreimal in der Woche!" Genius loci schüttelte das Haupt.

„Opfern Sie von den dreien wenigstens einen Abend! Die zwei Mark, die er Sie mindestens kosten würde, legen Sie für den illustrierten Michelangelo an. Alle vierzehn Tage erscheint eine Lieferung; jede kostet zwei Mark. Mit dem dritten Skatabend erkaufen Sie sich einen Schatz für Ihr Haus, der Ihnen eine Reise nach Italien erspart. Werden Sie?"

„Ich will sogleich," erwiderte Herr Feinohr, dem es anfing, unheimlich zu werden.

„Warten Sie noch," kommandierte der andere. „Wir haben erst von einem seiner Bücher gesprochen, aber er hat glücklicherweise mehr geschrieben. Von seinen Essays will ich gar nicht erst anfangen, denn unter uns gesagt, Herr Feinohr, Sie machen mir nicht gerade den Eindruck einer literarischen Persönlichkeit" — der Blick, mit dem Genius loci diese Worte begleitete, war nicht eben schmeichelhaft —, „aber seinen ‚Homer' werden Sie doch kennen, den haben Sie gelesen, Herr Feinohr, nicht wahr?" Ein tiefes Schweigen erfolgte, und Herr Feinohr senkte das Haupt, als wenn er den Schnee zu seinen Füßen untersuchen wollte.

„Sie kennen Herman Grimms Homer nicht?" brach Genius loci in heller Entrüstung heraus. „Herr Feinohr, Sie müssen es mir nicht übelnehmen, aber Sie sind ein Böotier, oder wenn Sie das nicht verstehen, ein Bierphilister! Wissen Sie, was das Buch bedeutet? Ein literarisches Unikum, wie es vorher nie dagewesen ist und später vielleicht nie wieder

geschrieben werden wird, weil es eben entstanden ist aus einem absolut originellen Kopfe. Sie sind mir interessant, Herr Feinohr, ich muß es Ihnen sagen, denn in Ihnen steht mir die Spezies ‚Mensch‘, so der Mittelschlag, verstehen Sie, der Durchschnitt, in einem typischen Exemplar vor Augen. Sie müssen mir das nicht übelnehmen, Herr Feinohr, der Genius von Berlin hat es an sich, daß er immer ungeschminkt die Wahrheit sagt. Diese Spezies ‚Mensch‘ nun leidet an einem ungeheuren Irrtum; sie bildet sich nämlich ein, jeder einzelne von ihr wäre ein Ding für sich und hätte einen Kopf, der seine eigenen Gedanken denkt. In Wahrheit aber steht es so, daß von Hunderttausenden immer neunundneunzigtausendneunhundertneunundneunzig nichts weiter sind als Abklatsche von einem Schema, und nichts weiter denken können, als was alle anderen denken. Und auf hunderttausend kommt immer einer, ein einziger, der wirklich aus seinem eigenen Kopfe heraus denkt, und der einen eigens gewachsenen Schnabel hat, um auszusprechen, was er denkt. Und solch einer von hunderttausend, sehen Sie, mein lieber Herr Feinohr, das ist dieser Herman Grimm. Das war ein Originalgedanke, sehen Sie, was er in seinem ‚Homer‘ vollbracht hat, ein Gedanke, wie ihn nur jemand fassen konnte, der im Kern seiner Natur ein Dichter, ein wahrer und echter ist, daß er das Werden und Entstehen großer Poesie nicht in einem schulmeisterlichen Lehrbuche auseinandersetzte, sondern es leibhaftig in der Gestalt eines großen Dichters und in der Beschreibung seines Werks vor uns lebendig werden ließ. Das ist ein bleibendes Verdienst, sehen Sie, daß, indem er uns zeigte, wie ganz gegenwärtig lebendig für uns dieser scheinbar so entrückte, uralte Homer ist, er uns bewiesen hat, daß die großen Gesetze der Poesie und der Kunst dauernde, bleibende, in ihrer eigenen Natur beruhende und begründete sind, und daß, wenn heutzutage einige Narren auftreten, die so tun, als wollten sie eine noch nie dagewesene, nach ganz selbständig erfundenen Ge-

setzen zuwege gebrachte Kunst aufstellen, daß dies eben Menschen sind, die nicht fühlen und wissen, daß derjenige der größte Künstler ist, der das ewige Kunstgesetz am tiefsten in sich empfindet, und gar nicht anders kann, als ihm zu folgen."

Nachdem Herr Feinohr diese Rede über sich hatte dahingehen lassen, machte er noch einmal einen schüchternen Versuch, davonzukommen.

„Ich will wirklich," stammelte er, „sogleich zum Buchhändler gehen."

Aber der Inquisitor war unerbittlich.

„Und seine Fragmente," fuhr er fort, „die er jetzt eben hat erscheinen lassen? Haben Sie die auch nicht gelesen? Hm?"

Ein abermaliges beredtes Schweigen trat von seiten Herrn Feinohrs ein.

„O ihr Dickhäuter!" sagte Genius loci ingrimmig. „Das Buch ist eine Weihnachtsgabe, die der Mann dem deutschen Volke auf den Weihnachtstisch gelegt hat, und ihr seid zu geistig träge, danach zu greifen! Wenn Ihre Skatabende Ihnen keine Zeit, und Ihr inneres Philistertum Ihnen keine Lust übrig läßt, das ganze, große, wertvolle Buch zu lesen, so lesen Sie wenigstens die Einleitung. Dazu haben Sie Zeit, dazu müssen Sie Zeit, müssen Sie Lust haben! Diese Einleitung enthält ein Selbstbekenntnis des ausgezeichneten Mannes, aus dem man ihn lieben und verehren lernt, wenn man es bis dahin nicht getan hat. Ein Bekenntnis über den Entstehungsgang seiner Schriften, über sein Lebenswerk; ein herrliches Bekenntnis, denn man erfährt daraus, daß alles, was uns früher in seinem Schaffen vielleicht sprunghaft erschien, nicht sprunghaft war in Wirklichkeit, daß es Wellen gewesen sind, die der volle, mächtige Strom hier und da über die Ufer warf, daß es aber stets der eine, selbe große Strom gewesen ist, aus dem sie entstanden, in den sie zurückgegangen sind, ein ununterbrochener Strom nie rastender großer und liebevoller Gedankentätigkeit.

„Ja — liebevoller — und hier eben, mein guter Herr Feinohr, berühre ich einen höchst merkwürdigen Punkt. Sie haben den Mann soeben vorübergehen sehen, und indem Sie seinen weißen Bart, seinen schleppenden Gang sahen, haben Sie sich wahrscheinlich gesagt, es ist ein alter Mann. Und da Sie jetzt von mir gehört haben, daß er heut zweiundsiebzig Jahre alt wird, werden Sie sich weiter sagen, ich habe recht gehabt, es ist ein alter Mann. Und mit dem allen, mein vortrefflicher Herr Feinohr, sind Sie dennoch auf dem Holzwege; denn so wie eine Frau immer nur so alt ist, wie sie aussieht, so ist ein Schriftsteller immer gerade so alt, oder jung, wie er schreibt. Und dieser Mann schreibt jetzt jugendlicher, wärmer, liebevoller als jemals zuvor; je älter er wird, um so wärmer. Der Geist dieses Mannes, sehen Sie, ist in einer Zeit zur Reife gelangt, als seinem Vaterlande das größte Geschenk vom Schicksal beschert wurde, das einem Volke beschert werden kann, eine Reihe großer und bedeutender Männer. Große Männer der Tat, bedeutende Männer des Gedankens. In ihrem Wachstum ist er mitgewachsen, ihr Tun und Schaffen hat er mit neidlosem Herzen, klugem Begreifen, verständnisvollem Gefühle in sich aufgenommen. So ist er warm geworden in Empfänglichkeit, ist selbst einer von ihnen geworden und beinahe als einer der letzten von ihnen steht er jetzt vor uns da. Lesen Sie die Einleitung zu seinen Fragmenten, Herr Feinohr, dann werden Sie verstehen, was ich sagen will; denn — nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Feinohr — Sie machen ein Gesicht, als ob Sie mich nur ‚flach' verständen, wie man bei uns in Berlin zu sagen pflegt. Wir befinden uns ja in einer Zeit, sehen Sie, wo man von der sogenannten ‚Heroenverehrung' nichts mehr wissen will. Ein paar wirkliche Selbstdenker haben statt des Menschen-Heros das angenehme Wort vom ‚Milieu' erfunden, aus dem alles herauswächst, bis daß eben etwas daraus wird, ein Garten oder ein Wald, oder auch eine kahle Wildnis. Natürlich haben die

neunundneunzigtausendneunhundertneunundneunzig vermeintlichen Selbstdenker das Stichwort mit Entzücken aufgeschnappt. Hurra! Es gibt gar keine großen Menschen! Die Plage sind wir endlich los. Denn was gibt es für einen engen Kopf und ein seichtes Herz für einen süßeren Gedanken, als den, daß es keine Größe gibt, vor der man unter Umständen den dürftigen Schädel zu entblößen hat. Ich nun, mein lieber Herr Feinohr, bin ein paar hundert Jahre älter als diese Herren Milieuverkünder, und wenn ich sie schwadronieren höre, muß ich an meine Erfahrungen denken, und dann erscheinen diese Anschauungen mir außerordentlich komisch. Dann denke ich daran, wie es hier einstmals ausgesehen hat, als noch kein Asphalt den Boden bedeckte, kein Straßenpflaster die Straßen festhielt, und überhaupt noch keine Straßen waren, sondern die Wildnis hereinglotzte, mit düsteren, schrecklichen Augen, in die elende, zitternde Stadt, die sich hinter Mauern und Gräben verrammelte und versteckte, wie ein Tier in seiner Höhle. Und wenn ich mich dann besinne und frage, wann geschah es denn, und wie kam's, daß sie schließlich doch aus all dem Jammer und Elend herauszukriechen anfing und hinaufzusteigen in bessere und immer bessere Luft, dann finde ich, daß wie Meilensteine am Wege ihrer Entwicklung immer und immer wieder tüchtige, bedeutende, große Männer gestanden haben. Männer, deren ich mich erinnere, weil ich sie gesehen habe, geliebt und gesegnet habe; Männer, die jedesmal: ‚Na nun einmal 'ran‘ Kinder" zu der glotzenden Masse sagten, worauf alsdann die Masse lebendig wurde, mit Hand anlegte und die Karre soweit vorwärts schob, daß sie nun wieder stehen bleiben und warten konnte, bis daß der nächste große Mann kam, der sich ihrer wieder annahm. So ist es gewesen, mein Herr Feinohr, das sage ich Ihnen; und wenn Sie wieder unter die Milieupropheten zurückkommen, dann sagen Sie ihnen, was Sie von dem Genius von Berlin gehört haben, daß es nicht wahr ist, wenn man behauptet, daß die Menge und die

Masse aus sich heraus die Dinge vollbringt, sondern daß sie immer wartet und hofft, bis daß der nötige Eine kommt, der sie aus einem glotzenden Haufen in einen großen, einheitlichen und starken Körper verwandelt.

„Und diese Gedanken, diese Empfindungen sind es, die den Mann da, Matthäikirchplatz Nummer 5, drei Treppen hoch, ein Leben lang begleitet haben, erfüllt und erwärmt. Das hat er ausgesprochen in dem Selbstbekenntnis über sein Leben, in der Einleitung zu seinen Fragmenten. Lesen Sie das Buch, Herr Feinohr, wenn wir Freunde bleiben sollen, lesen Sie, wie er es als seine Lebensaufgabe bezeichnet, ‚den Männern nachzugehen, die von dem, was die Geschichte schuf, als das dauernd Wichtige übrig geblieben sind'. Und weil er so ist, und denkt und frei von der Leber weg das ausspricht, was er denkt, darum achte, ehre und liebe ich ihn. Und weil . . ." In diesem Augenblick aber verkündete die gelbe Henne von ihrem Turm herunter, daß der Mittag schon um ein Beträchtliches überschritten war. Genius loci brach im Satze ab.

„Jetzt muß ich zu ihm hinauf," sagte er, „ihm zum Geburtstage gratulieren. Stören tut man ihn ja immer, wenn man zu ihm kommt, aber wenn ich noch später komme, störe ich ihn noch mehr."

„Und Sie?" wandte er sich an Herrn Feinohr.

„Ich," versetzte dieser, „stürze zum nächsten Buchhändler und bestelle mir alles was Herman Grimm geschrieben hat, illustriert und nicht illustriert."

„Tun Sie das," sagte Genius loci, und mit diesen Worten trat er Matthäikirchplatz 5 ein.

Indem er die drei Treppen emporstieg, überlegte er, daß, wenn er klingelte und in menschlicher Gestalt erschiene, er unfehlbar abgewiesen werden würde. Darum machte er von seiner vierdimensionalen Kraft Gebrauch, verwandelte sich in einen unsichtbaren, gasförmigen Körper und schlüpfte durch das Schlüssel-

loch. Durch den dunklen Eingangsflur schwebte er dahin, durch die ganze, etwas altmodische Wohnung, bis daß er endlich durch ein letztes Schlüsselloch hindurch in das Zimmer „nach hinten, nach den Gärten hinaus“ gelangte. Unsichtbar blieb er mitten im Zimmer stehen. Ein viereckiger, stiller, schöner, behaglicher Raum umgab ihn. Bücher ringsum, an den Wänden Stiche und Photographien, und die Nymphe von Böcklin, die schlafende, von zwei Faunen bewacht.

Der Genius von Berlin sah sich um. Er war ja in früheren Zeiten manchmal schon in diesem Zimmer gewesen, unsichtbar wie heute. Welcher Geist hatte damals aus wechselseitig angeregten Gesprächen gesprüht; was für Männer hatten hier plaudernd gestanden, zuhörend gesessen! Julian Schmidt, an dem der Kopf immer zu groß für das Untergestell des kurzen Leibes darunter erschien, der immer wie ein Kampfhahn aussah, rauhborstig nach außen, wohlwollend da, wo niemand hineinsah, im Kern seines Wesens. Wilhelm Scherer, mit den großen, runden, in Unternehmungslust strahlenden Augen, immer einem jener Götterlieblinge gleich, die die Götter der Menschheit und der Erde nicht lange gönnen. Neben ihnen andere, viele, bedeutende. Und von ihnen allen nur einer noch übrig, der da am Schreibtisch nachdenkende, einsame Mann, der Herr dieses Zimmers, Herman Grimm.

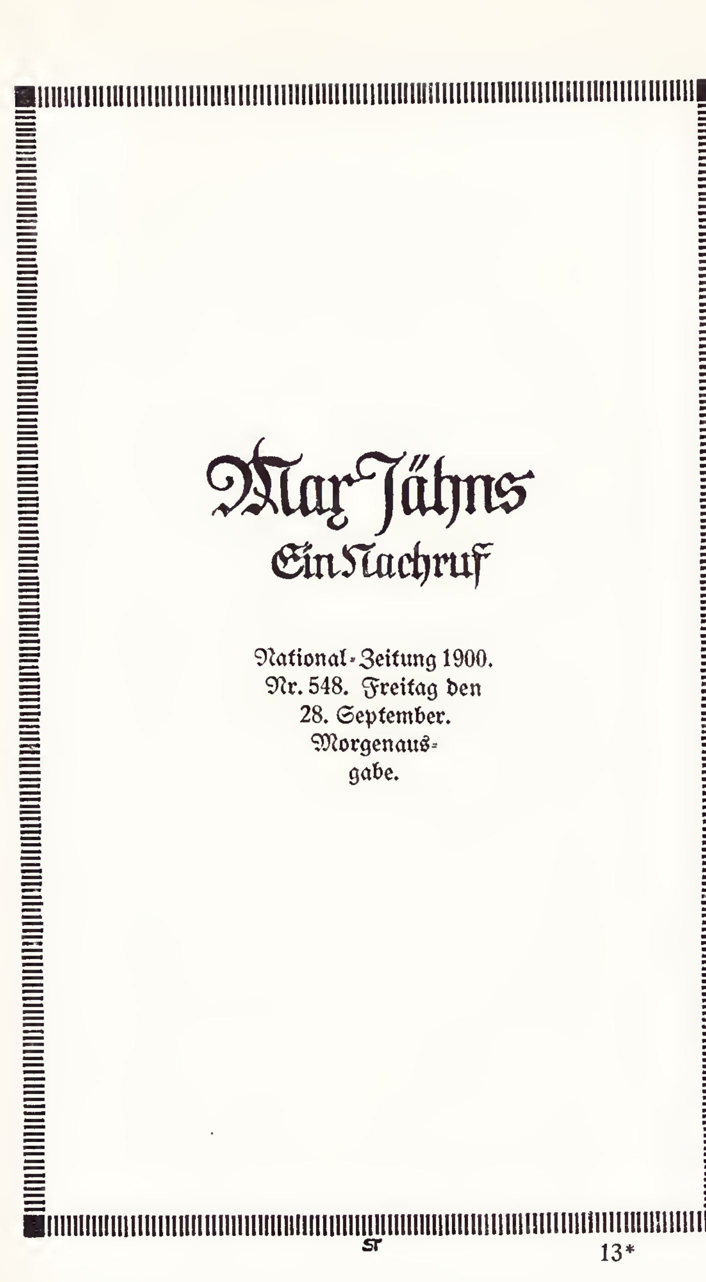
Und wie er so dasaß, zurückdenkend über die zweiundsiebzig Jahre, die ihm heute, wie eine Schar ehemaliger Gefährten, den letzten Blick zuwandten, war es ihm, als beugte sich etwas zu seinem Ohre, etwas Unsichtbares, und als flüsterte es ihm zu: „Du bist einsam, Herman Grimm, wie alle es sind, die nicht auf der Heerstraße einhergehen, im großen Haufen, sondern querfeldein ihren eigenen Weg verfolgen. Aber die Wege, auf denen dein Instinkt dich führt, gehen nicht in die tote Wüste hinaus, sondern dahin, wo die Brunnen sind, in denen das ewig belebende Wasser verwahrt wird. Ein Brunnenfinder bist

du, und ein Quellenerforscher, und wenn du mit dem Tranke, den du geschöpft hast, herantrittst an die Heerstraße, dann bleiben die Menschen stehen und trinken von deinem Tranke, und laben sich daran, dann empfangen sie aus deinem Tranke das Bewußtsein, das hinaushebt über Jammer und Not des Augenblicks, und das Alltagsleben ertragbar macht, das Bewußtsein vom weisheitsvollen Zusammenhange aller Dinge, vom ersten Tage bis auf den heutigen.

„Und sie bleiben stehen, die Menschen, in immer größerer Zahl bleiben sie stehen, um zu trinken von dem, was du ihnen bietest; sie danken dir, Herman Grimm, in deutscher Sprache danken sie dir, in englischer und französischer, in allen Sprachen der kultivierten Welt. Und weil Berlin deine Heimatstadt geworden ist, seit langen Jahren, so komme ich, der Genius deiner Heimatstadt, und sage dir, ich bin stolz darauf, daß du zu den Meinigen gehörst. Zu deinem zweiundsiebzigsten Geburtstage sage ich dir, bleibe bei uns, Herman Grimm, so wie du bei uns gewesen bist, noch lange, wir brauchen dich. Bleibe du einsam in deinem heiligen Schweigen, in deinem lautlosen Zwiegespräch mit den großen Geistern aller Zeiten, damit, wenn du den Mund auftust und uns verkündest, was du von ihnen erfuhrst, die Menschen sich inne werden des Worts: ‚Nur die schweigenden Seelen vernehmen das Geheimnis der Welt.'"



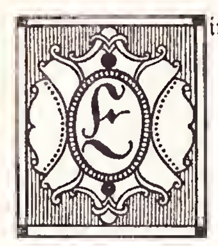




Max Jähns
Ein Nachruf

National-Zeitung 1900.
Nr. 548. Freitag den
28. September.
Morgenaus-
gabe.



ine Nachricht, die in Berlin, weit über Berlin hinaus und in vielen, vielen deutschen Herzen tiefes Leid als Widerhall erwecken wird — Max Jähns ist tot. Ein guter, ein edler, ein ausgezeichneter Mensch ist dahin. Wertvoll allen denen, die ihn aus seinen Schriften kannten, teuer und unvergeßlich allen, die ihm als Menschen nah gestanden. Und weil es auch mir vergönnt war, ihn Freund zu nennen, will ich ihm hier in wenigen Worten Lebewohl sagen.

Max Jähns ist tätig gewesen auf verschiedenen Gebieten — mögen ihm die Sachverständigen auf diesen Gebieten eine sachliche Würdigung zuteil werden lassen, mein Gebiet ist nur das menschliche; nur als den Abschiedsruf des Menschen an den Menschen nehme man diese Worte, als den Ausdruck meines Bedürfnisses, das ich, über fünfzig Jahre alt, immer stärker empfinde, ein anderes — wenn man in der Jugend Freunde verliert, und ein anderes in zunehmendem Alter. In der Jugend heilen die Wunden wieder zu, wachsen die Lücken wieder zusammen — im Alter nicht mehr. Ein bestimmter, ein begrenzter Kreis von Freunden umgibt uns; geht von denen einer hinweg, so entsteht ein Loch. Kein neuer Mensch wächst da mehr hinein und füllt es aus; an die Stelle, wo er gestanden, setzt man einen Leichenstein.

So ergeht es mir mit Max Jähns, dessen liebes Gesicht ich nicht mehr wiederfinden werde, wenn ich nach Berlin zurückkehre. Denn ich schreibe diese Zeilen fern von Berlin, in den Bergen Südtirols. Und indem ich schreibe, geht mein Blick ins Tal hinunter, auf den schönen, sanften Berg, der das Tal abschließt, den Monte Sabione, und indem mein Auge an der sanft gewölbten, tannenumgrünten Kuppe haften bleibt, die sich mild und lieblich von den rauhen, kahlen Brenta-Dolomiten abhebt, die sich ragend dahinter und darüber erheben, denke ich

an meinen toten Freund, der ihm ähnlich sah, dem freundlichen Berge, an den lieben, allzeit gütigen Max Jähns.

Ja, er war keiner von den höchsten, unter ganz hohen Bergen, aber dafür gab es auch keine Gletscher an ihm, in deren Spalten man hineinfallen, keine Steilwände, von denen man abstürzen kann. Er war kein weltenverzehrendes, weltengebärendes Genie — aber dafür gab es auch nicht den wilden Stimmungswechsel in ihm, der solche Geister, wie der Wolkenwechsel den Berg, umlagert und umdüstert, so daß sie, Wohltäter der Menschheit durch das, was sie schaffen, häufig, allzu häufig nur, Glück- und Friedensstörer für diejenigen werden, die menschlich, persönlich mit ihnen verkehren.

Nein, er war kein Friedenzerstörer, sondern im Gegenteil; wohin er kam und wo er seine geläuterte, klare, verständige und verständnisvolle Natur hintrug, brachte er den Frieden mit sich; da, wo er wohnte, wohnte das Glück. Das haben alle erfahren, die einstmals die drei Treppen in der Margaretenstraße Nr. 7 emporstiegen und eintreten durften in die behagliche Wohnung, wo damals, Wand an Wand mit Frau von Olfers, der königlich preußische Major im Nebenetat des großen Generalstabes, Lehrer an der Kriegsakademie, Max Jähns, mit Frau und Kindern wohnte. Es war eine glückliche Familie, in die man kam, und das Glück ging aus von dem Manne, der dem Eintretenden aus seinem Arbeitszimmer entgegenkam und, den Kopf noch ganz erfüllt von ernster, strenger Arbeit, jedem Interesse, das da über die Schwelle trat, lichtvolles Verständnis, herzliche Empfänglichkeit entgegenbrachte. Jedem Interesse — denn es war wohl dies, was ihn mit dem eigenartigen, beinah poetisch-romantischen Schimmer umkleidete, in dem er mir gegenwärtig bleiben wird, was ihn zu einer besonderen Erscheinung in unserer modernen Menschheit machte, die sich immer engbrüstiger in ihren Sonderinteressen verkapselt, daß er wirklich Raum hatte in seinem Innern für alles und alles, was den

Geist bewegt. Wäre dies nur ein Ergebnis der umfassenden Bildung gewesen, über die er gebot, so würde es erkältend gewirkt haben, aber weil es wahr und ursprünglich, nicht nur etwas Angeeignetes sondern Angeborenes, eine wirkliche Eigenschaft seines Wesens war, darum wirkte es wohltuend, hinreißend, darum konnte man sich an ihm Geist und Gemüt erwärmen. Angeborene Eigenschaften müssen überkommen und ererbt sein und jeder, der in der Margaretenstraße bei Max Jähns gewesen ist, hat auch die Quelle erkannt, aus der ihm der warme Strom ins Leben geflossen ist, hat den alten genialen Mann dort noch gesehen, der mit seinem fein geschnittenen, bartlosen Greisengesicht, mit seiner lodernden Begeisterungsfähigkeit und, unter Umständen, seinem Berserkerzorn in unsere Gegenwart hineinragte wie ein Denkmal alter, anderer, heißerer Zeit, den Vater von Max Jähns, den Verehrer und Verkünder Karl Maria von Webers, den eigenartigen, unvergeßlichen Wilhelm Jähns.

Wilhelm Jähns, der Musiker und Musikschriftsteller, war vermählt mit Ida von Klöden, der Tochter des hervorragenden Schulmannes, einstmaligen Direktors des Grauen Klosters, von Klöden, der das in seiner Art einzige Buch „Die Quitzows und ihre Zeit“ geschrieben hat. Was Wunder, daß dem Sprößling aus einer solchen Ehe tiefgehende Neigung zu Dichtung und Musik als Patengeschenke der Natur in die Wiege gelegt waren. Manchmal, und nicht ohne Kopfschütteln habe ich mich gefragt, was eigentlich Max Jähns seinerzeit veranlaßt haben mag, Soldat zu werden, statt sich der Wissenschaft zu widmen, oder den Beruf des Schriftstellers zu erwählen. Spät erst, als ich ihn in seinem Verhältnis zu dem alten Vater, dem phantastischen, leidenschaftlichen, zuletzt beinah dämonisch leidenschaftlichen alten Manne sah, bin ich zu einer Art von Lösung der Frage gelangt. Er mochte fühlen, daß er vom Vater mehr als nur die edel geformten Gesichtszüge, daß er von dem feurigen

Kern, der die Seele des Alten erfüllte, ein gut Teil ererbt hatte. Demgegenüber aber war ihm von der ruhigen, klaren, fest in sich geschlossenen Mutter, die gelassene, verständige Sinnesart überkommen, die es ihm zum Bedürfnis machte, dem Überschwang von Leidenschaft und Phantasie Grenzen und Dämme zu ziehen. Wo aber gibt es festere Dämme, eine strengere Umfriedung des Lebens als im preußischen Soldatentum? Daß aber aus der glühenden Natur des Lebens eine Flamme zu ihm hinübergeschlagen war, die seine Gelassenheit vor Nüchternheit bewahrte, das gab seiner Liebenswürdigkeit den Wert. Denn Milde des Mannes wirkt doch nur wohltuend, wenn wir sie als Ergebnis nicht der Schwäche und Armut, sondern des Reichtums und der Kraft, der sich selbst regierenden Kraft empfinden. Und so mag gerade die Wahl des Berufes, der ich früher befremdet gegenüberstand, es gewesen sein, die sein Wesen befähigte, ein Glück verbreitender Mittelpunkt zu werden für die Seinigen und alle, die ihn näher umgaben, die ihn zu dem Menschen machte, der er war, zu dem Menschen, den Liebe umringte, solange er lebte, dem liebevolle Erinnerung nachgeht im Tode, und auf dessen Schrein ich diese Worte niederlege wie einen Strauß von Alpenblumen, deren Wurzeln tiefer greifen, als Wurzeln anderer Blumen, tief, bis ins Herz der Erde, aus der sie kommen.



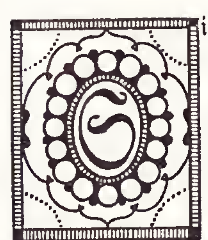
Theater und Zensur

Ein Mahnwort

Die Woche. 2. Jahrgang.
Nr. 40. Berlin
6. Oktober 1900.
S. 1761 bis
1763.



Geehrte Redaktion![1])



Sie wünschen meine Ansicht über das Verhältnis von Theater und Theaterzensur zu hören, indem Sie dabei an die jüngsthin vom Berliner Polizeipräsidium ergangenen Verbote dramatischer Werke anknüpfen. Ich entspreche Ihrem Wunsche, nicht nur, weil diese Verbote, deren Massenhaftigkeit geradezu den Eindruck erweckt, als sollte die gesetzlich zu Grabe getragene lex Heinze nachträglich im Verwaltungswege wieder lebendig gemacht werden, das allgemeinste und unliebsamste Aufsehen erregt haben, sondern weil es sich in der Angelegenheit um eine Kapitalfrage handelt, eine Kapital- und Lebensfrage für den schaffenden Dramatiker im einzelnen, eine Lebensfrage aber auch für die Weiterentwicklung der dramatischen Kunst überhaupt.

Die verbotenen Stücke sind mir fremd; die Gründe, aus denen die Verbote hervorgegangen sind, entziehen sich meiner Prüfung, ich kann die Frage daher nur vom allgemeinen, grundsätzlichen Standpunkt aus beleuchten. Gerade dies aber scheint mir das Richtige, denn wichtige allgemeine Fragen sollten immer nur vom allgemeinen Standpunkt aus, der allein der höchste sein kann, besprochen werden.

Ist eine Theaterzensur nach Lage der Verhältnisse überhaupt nötig und geboten? Diese Frage beantworte ich laut und entschieden mit ja. Ich tue es, obschon ich an mir selbst das bittere Leid erfahren habe, das es bereitet, wenn uns ein Stück verboten, die schwere Arbeit eines Jahres, und manchmal darüber, mit einem Schlage vernichtet wird. Ich tue es, nicht weil ich die dramatische Kunst und ihre Erzeugnisse als einen Zeitvertreib ansehe, bei dessen Behandlung der strenge Ernst

---

[1]) Datiert von „Madonna di Campiglio, Südtirol“.

nicht anzuwenden wäre, der uns die Ausübung unserer staatsbürgerlichen Rechte und Freiheiten gewährleistet, sondern ich tue es, gerade weil ich die höchste, ernsteste Auffassung von der Bedeutung der dramatischen Kunst für das kulturelle und politische Leben eines Volkes hege, weil ich in ihr einen hervorragenden Bestandteil des geistigen Lebens eines Staates sehe.

Räume ich der dramatischen Kunst solche Wichtigkeit für das öffentliche Leben ein, so muß ich folgerecht anerkennen, daß ein lebenskräftiger Staat es sich selbst schuldig ist, die Augen darüber offenzuhalten, was für Elemente seinem Kulturleben auf diesem Weg zugeführt werden, und daß für ihn unter Umständen die Notwendigkeit eintreten kann, sich dieser Elemente zu erwehren. Denn das Drama, und durch das Drama das Theater, ist eine Macht, und es liegt in der Natur der Sache, daß der Staat keine Macht, die innerhalb seines Gebietes sich betätigt, unkontrolliert läßt.

Das Drama, das auf der Bühne aufgeführt wird, ist eine Rede ans Volk, der Dramatiker ist ein Volksredner. Kaum der Erwähnung bedarf es natürlich, daß hierbei unter Drama nur das wirkliche, echte, aus künstlerischer Gesinnung hervorgegangene Werk zu verstehen ist, nicht das zur Ausfüllung eines Abends bestimmte Theaterstück, das keine andern Gesetze kennt, als die Frage, wie man einer Schar müßiger Menschen am besten die Zeit vertreibt.

Jenes Drama, von dem ich spreche, das echte, wahre, sei es Trauerspiel, Schau- oder Lustspiel, geht immer aus einer leidenschaftlich erregten Seele hervor, wendet sich nicht, wie das Buch es tut, an den einzelnen, sondern an die Zuhörerschaft, die Menge, will diese Menge mit dem Feuer erfüllen, mit dem es selbst erfüllt ist, will sie entflammen, fortreißen, und je nach dem Grade seiner innewohnenden Kraft gelingt ihm das auch; es entflammt und reißt mit sich fort.

Jeder Dramatiker, der auf Höheres ausgeht, als dem

Publikum die Zeit zu vertreiben, hat immer Bestimmtes zu sagen, hat einen Inhalt von Empfindungen und Gedanken, den er in seinem Werk aussprechen will, aussprechen muß. Die Gewalt des Werks, die Fähigkeit, Illusion zu erwecken, dienen ihm dazu, die Zuhörer in den Bannkreis seiner Empfindungen zu zwingen, sie von der Wahrheit seines Gedankens zu überzeugen. Das zuerst als Vorwurf ausgesprochene, später immer und immer wieder verächtlich nachgeplapperte Wort „Tendenzdrama“ ist ganz albern.

In jedem ganz starken, ganz lebendigen Drama steckt immer etwas vom Tendenzdrama; man gehe darauf hin die Geschichte der dramatischen Kunst durch, von Aeschylos bis in die heutige Zeit.

Wer eine Menschenmenge leidenschaftlich bewegt, kann Gutes oder Böses wirken, je nachdem die Leidenschaft, die von ihm ausgeht, rein oder unrein ist. Nicht verkennen läßt es sich daher, daß das Theater, wie es auf der einen Seite die Menschheit so hoch emporzutragen vermag, wie keine andere Kunst, keine andere Macht, umgekehrt auch gefährlich, unter Umständen verhängnisvoll auf die Menschheit wirken kann.

Erkennt man somit dem Staat das Recht zu, daß er den Volksredner, der öffentlich zur Menge spricht, überwacht und ihm unter Umständen das Wort verbietet, so darf man ihm auch nicht die Befugnis absprechen, daß er gegenüber dem Theater, dieser Volksrednertribüne ersten Ranges, in gleicher Weise verfährt.

Nun aber entsteht die große und schwere Frage, nach welchen Prinzipien diese Überwachung, die Zensur, und in welcher Weise sie auszuüben ist.

Ich habe vorhin ausgesprochen, daß die dramatische Kunst als ein wesentlicher Bestandteil des geistigen Lebens eines Staates anzusehen sei. In diesem Satz, dem ein Widerspruch wohl von keiner Seite begegnen wird, ist der Standpunkt angedeutet, von dem eine vernünftige, verständnisvolle Theaterzensur auszugehen haben wird. Es ist darin angedeutet, daß

derjenige, dem die Entscheidung darüber obliegt, ob ein Bühnenwerk zugelassen oder verboten werden soll, sich bewußt zu sein hat, daß ihm die Behandlung einer Sache anvertraut ist, die nicht mit plumpen, sondern mit äußerst zarten Händen angefaßt, die nicht nach den Paragraphen eines Reglements, sondern aus ihrer eigenen Natur heraus, unter sorgfältiger Beobachtung aller zur Sprache kommenden besonderen Umstände beurteilt sein will.

Und somit wird die Frage, von deren Bejahung oder Verneinung die Zulassung oder das Verbot eines Bühnenwerks abhängig zu machen ist, einzig und allein dahin zu formulieren sein: „Erscheint das vorliegende Werk geeignet, eine Wirkung zu äußern, die das sittliche Empfinden und den Intellekt des Volkes, alles das, was wir unsere Kultur nennen, beeinträchtigen oder gefährden könnte?"

Wird die Frage, nach gewissenhafter Prüfung, bejaht, so möge das Werk verboten werden; läßt sie sich nicht bejahen, so ist das Werk freizugeben.

Es ist freizugeben, auch wenn hundert „Wenns" und „Abers" daneben herlaufen. Eine Erweiterung der Frage über die angegebene Fassung hinaus ist nicht zulässig.

Es ist nicht zulässig, einiger Worte und Wendungen wegen ein Ganzes zu verwerfen; nicht zulässig, eine „unbequeme" Richtung mit einer die Kultur schädigenden Tendenz zu verwechseln. Es ist keine Rücksicht darauf zu nehmen, ob sich vielleicht einzelne Persönlichkeiten, Stände oder Gesellschaftsklassen unliebsam durch das Werk berührt fühlen möchten, denn es handelt sich um etwas, das weit über dem Belieben oder Nichtbelieben einzelner steht, um eine Sache, deren Wichtigkeit für den Staat gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann: Um die Freiheit der Kunst.

Ein Volk ohne Kunst scheidet in unserer Zeit geistiger Entwicklung aus der Reihe der vorwärts schreitenden Völker aus; eine mundtot gemachte Kunst ist aber keine Kunst mehr.

Dies alles klingt einfach; aber es bleibt eine Schwierigkeit, vielleicht die allergrößte: Es fragt sich, wer der Mann ist oder wer die Männer sind, denen die entscheidende Frage zur Beantwortung vorgelegt werden soll.

Aus dem Gesagten leuchtet ohne weiteres ein, daß die so einfach lautende Frage in Wirklichkeit eine äußerst schwierige, tief in das Seelenleben des Volkes eingreifende ist, zu deren Beantwortung nur ein künstlerisch durchgebildeter Geist, nur eine Persönlichkeit berufen erscheint, die, über den Parteien stehend, wirklich fähig ist, das Lebensinteresse des Staats und die Entstehungsgesetze und Lebensbedingungen des Kunstwerks in sich nachzufühlen und gegeneinander abzuwägen.

Erscheinen nun die Persönlichkeiten, denen der preußische Staat die Entscheidung der Frage, die Ausübung der Theaterzensur übertragen hat, nach diesem Maßstab gemessen, als dazu ausreichend und berufen? Ebenso laut und entschieden, wie ich oben die Notwendigkeit der Theaterzensur überhaupt bejaht habe, antworte ich auf diese Frage mit nein! Die Organe, deren sich der preußische Staat zur Erledigung dieses bedeutsamen Teils seiner Obliegenheiten bedient, sind völlig unzulänglich.

Die Theaterzensur wird bei uns von der Polizei ausgeübt. In jedem Ort Preußens, wo ein Theater besteht, sitzt die Ortspolizei über der dramatischen Kunst zu Gericht. Es genügt, dies auszusprechen, um damit zugleich anzudeuten, daß es einen geradezu lächerlichen Mißstand bezeichnet. Wer jemals in kleineren Städten gewohnt und das geistige Leben daselbst kennen gelernt hat, weiß, was für salomonische Urteile dort unter Umständen zutage treten.

Aber in der Hauptstadt, in Berlin? Steht es da besser? Wer sind hier die mit den großen Aufgaben betrauten Persönlichkeiten? Polizeiassessoren, denen die Theaterzensur als Dezernat überwiesen ist. Der preußische Assessor in Ehren — aber ist er der Mann, der einer solchen Aufgabe gewachsen

wäre? Ich bin selbst Assessor gewesen und kann einigermaßen aus Erfahrung sprechen — nein! Und noch einmal nein!

Die Vorbildung, die sich der preußische Staatsbeamte zur Erfüllung seiner Berufspflichten anzueignen hat, befähigt sie ihn irgendwie, in den Werdegang und die Lebensbedingungen der Kunst und des Kunstwerks einzudringen? Nein!

Ist ein Polizeiassessor in der Lage, Staatsinteresse und Kunstinteresse unparteiisch, frei, vom höchsten Standpunkt aus gegeneinander abzuwägen? Nein! Er ist Beamter, arbeitet unter einem Willen, der über dem seinigen steht, seine Entscheidungen in jedem Augenblick ändern und aufheben kann.

Der preußische Assessor ist im allgemeinen ein fleißiger Mensch: Die Gefahr, die von ihm ausgeht, ist nicht der Mangel an Eifer, sondern der Übereifer.

Nur aus solchem Übereifer habe ich es mir erklären können, wenn ich manchmal an Stücken, teilweise meinen eigenen, die geradezu unglaublichen Streichungen wahrgenommen habe, die auf polizeiliche Anordnung vorgenommen werden mußten.

Aber ich verhandle über einen Gegenstand, über den eine Diskussion wirklich nicht mehr nötig ist. Ich bin fest überzeugt, daß in ganz Preußen kein vernünftiger Mensch unsere gegenwärtigen Theaterzensurverhältnisse anders als unhaltbar ansieht. Ich glaube sogar, daß unsere mit dieser Zensur betrauten Behörden im stillen diese Ansicht teilen und eigentlich froh sein würden, wenn ihnen ein Amt abgenommen würde, dessen Betätigung ihnen fortwährend Stürme des Unwillens, des Spottes und Hohns zuzieht.

Wichtiger und ersprießlicher, als das Unhaltbare noch einmal als unhaltbar zu bezeichnen, erscheint es mir, auf Mittel und Wege zur Änderung und Besserung solcher Zustände zu sinnen.

Man hat das Oberverwaltungsgericht als Berufungsinstanz über die Zensurbehörde gesetzt — ich erkenne die große Besserung, die die Sachlage dadurch erfahren hat, willig an. Man

hat vorgeschlagen, der Polizeibehörde künstlerische Sachverständige zur Seite zu stellen, auf deren Stimme in streitigen Fällen gehört werden soll. Ich bin natürlich auch hiermit vollkommen einverstanden.

Trotzdem glaube ich, daß, um eine völlige und endgültige Lösung des Problems herbeizuführen, weiter ausgegriffen werden muß, daß die Prüfung der Zulässigkeit oder Unzulässigkeit eines Bühnenwerks überhaupt den Verwaltungsbehörden entzogen und von vornherein den Dichtern und Schriftstellern selbst, als den berufenen Sachverständigen, übertragen werden sollte.

Man halte das, was ich hier sage, nicht für ein Hirngespinst; es ist eine Forderung, deren Erfüllung möglich wird, wenn die Vorbedingungen dazu geschaffen werden, die jetzt allerdings noch fehlen. Diese Vorbedingung ist, daß der preußische Staat das endlich tut, was er immer und immer noch nicht getan hat, und was er tun muß, wenn er sich den Makel des Banausentums abwischen will, der ihn verunziert, daß er nämlich die Kunst, insbesondere die Literatur, als einen integrierenden Bestandteil seines geistigen Lebens anerkennt, als einen Bestandteil, nicht minder wichtig, als die Wissenschaft. Der Wissenschaft ist in unserm Staatsleben durch die Art, wie unsere Universitäten organisiert und geleitet sind, das Recht der Selbstverwaltung in mehr oder weniger auskömmlicher Weise gewährleistet. Polizeiliche Bevormundung ist ausgeschlossen, alle wichtigen Fragen werden in erster Linie durch die Organe der Universität selbst, die Fakultäten, geregelt und entschieden.

So wie der Wissenschaft, muß der Staat auch der Literatur die Selbstverwaltung in die Hand geben; ein Institut muß geschaffen werden, das auf dem Gebiet der Literatur den Fakultäten der Universitäten entspricht. Der Plan zu einem solchen Institut ist längst vorhanden, seine Ausführbarkeit ist schon hundertmal von den besten Köpfen an unsern leitenden Stellen erwogen worden, die Ausführung aber ist

bisher immer wieder unterblieben, weil man sich nie hat entschließen können, die Literatur als eine Sache für sich anzusehen, sondern sie immer in einen falschen Zusammenhang mit der Wissenschaft gebracht und zu deren Anhängsel gemacht hat.

Dieses Institut, von dem ich spreche, auf dessen Einführung ich gedrungen habe und immer wieder dringen werde, ist die Schriftstellerakademie.

Es ist darunter zu verstehen eine vom Staat anerkannte, mit bestimmten Rechten versehene Vereinigung von Dichtern und Schriftstellern, deren Name und Persönlichkeit eine derartige Geltung in der öffentlichen Meinung erlangt hat, daß sie der Allgemeinheit und dem Staat gegenüber als Vertrauensmänner und als Vertreter der Schriftsteller, der Literatur und Presse auftreten und handeln können.

Ich würde von meinem Thema abkommen, und es würde zu weit führen, wenn ich mich hier über die Organisation einer solchen Akademie und über die Aufgaben verbreiten wollte, die sie zu erledigen haben würde. Nur dies sei als leitender Gesichtspunkt hervorgehoben, daß in allen Fällen, wo es einer Vermittlung zwischen den Interessen des Staats und dem der Literatur bedarf, die Schriftstellerakademie das Organ sein würde, das diese Vermittlung übernimmt.

Und daraus ergibt sich dann von selbst, daß überall, wo ein Zweifel entsteht, ob ein Bühnenwerk zur Aufführung zuzulassen sei, oder nicht, eben diese Schriftstellerakademie der Gerichtshof sein müßte, vor den die Frage zu bringen und von dem sie zu entscheiden wäre.

Dem Staat wäre durch die Persönlichkeit der Akademiemitglieder, bei deren Berufung er mitzusprechen haben würde, Garantie dafür geboten, daß seine Interessen ernst und sachgemäß geprüft werden; der Verfasser des Werkes hätte die Gewißheit, daß seine Arbeit fachmännische Beurteilung und seine Lage das denkbar eingehendste Verständnis finden würde.

Großherzog Karl Alexander

†

National-Zeitung 1901.
Nr. 26. Sonntag den
13. Januar Mor-
genaus-
gabe.





Fünf Monate und sechs Tage vor Vollendung des dreiundachtzigsten Lebensjahres starb in Weimar Goethe; fünf Monate und neunzehn Tage vor Vollendung des dreiundachtzigsten Lebensjahres ist in Weimar Großherzog Karl Alexander gestorben.

Eine Äußerlichkeit, wenn man will, und ein zufälliges Zusammentreffen — aber auf unsere Empfindung wirkend, wie eine vom Schicksal gefügte tiefe Symbolik.

Bis auf den Tag beinah gleich alt geworden beide Männer, von denen der eine noch vor wenigen Tagen wie ein lebendes Denkmal des anderen vor uns stand, als der letzte vielleicht von allen Deutschen, der da sagen konnte: „Ich habe ihn noch gesehen, sein Wort noch gehört," beide dahingegangen an demselben Ort, nun vereinigt in derselben Gruft, in der Gruft, die ein wahrhaft edles Geschlecht dort errichtet hat, um zu bergen die Fürsten des Landes, die von Geburt und die vom Geist, und mit ihnen niedergelegt in der schweigenden Tiefe die Erinnerung an eine Zeit — nicht die Erinnerung nur, die Zeit selbst, eine Zeit, die da war, nicht mehr ist und nicht wiederkehren wird. Denn dies Gefühl ist der schwarze Schatten, den die Trauerkunde aus Weimar über Deutschland und die deutschen Seelen wirft, dies Bewußtsein ist es, was unsere Herzen erschüttert, daß wir mit diesem Tode nicht nur einen verehrten und geliebten Menschen verloren haben, sondern daß dieser Hingang eine Epoche bedeutet, einen Abschnitt in unserer Entwicklung, einen Tag, wo etwas zu Ende geht, das wir nun verlieren, wo etwas anfängt, das wir uns erst erwerben sollen. Was uns verloren geht, das sehen wir, fühlen und begreifen wir nur zu genau — was uns gegeben werden wird, davor stehen wir mit dumpfer Frage; denn wir messen im Geiste die Mächte, die damals Leben schufen, mit den Kräften, die heut dazu berufen sind, und ein Zweifel beschleicht uns, nach welcher

Seite sich die Wage senkt. Seine Zeit geht zu Ende — das Gefühl wird jeder mit mir teilen, der den Großherzog Karl Alexander gekannt hat, denn er stellte in seiner Persönlichkeit einen Zeitabschnitt dar, verkörperte in sich das Bewußtsein dieser Zeit. Nie ist mir ein Mensch im Leben begegnet, der sich selbst so als „Repräsentant" empfunden, der so mit vollem Bewußtsein seine Persönlichkeit einem Begriff untergeordnet hätte, einem hohen Begriff, einem erhabenen, dem, was er die Tradition seines Hauses nannte. Diesem mit allen Kräften zu dienen, erschien ihm als Pflicht und Lebensaufgabe, als Lebensaufgabe, in der er seine Individualität aufgehen ließ, ohne Vorbehalt und ohne Rest.

„Sage mir, was du als deine Pflicht erkennst, und ich will dir sagen, wer du bist" — wenn dieses Wort wahr ist — und ich glaube, es ist wahr — dann hat Deutschland in dem Dahingegangenen viel verloren, dann war dieser Fürst ein wahrer, echter, von der Natur berufener Herrscher. Denn woran erkennt man einen solchen? Welche Eigenschaften sind es, die heutzutage gegenüber unserer konstitutionell-republikanischen Empfindungsweise einem Menschen noch das innerliche Recht verleihen, über den anderen zu stehen? Doch nichts anderes, als daß dieser Mensch sich mehr als jeder andere untertan fühlt einem großen allgemeingültigen Gedanken, einem innerlich geschriebenen Gesetz, der Wohlfahrt des Landes, und daß er sich mehr als jeder andere befähigt und entschlossen zeigt, Opfer zu bringen, und unter diesen das größte, das seiner persönlichen Willkür und Neigung.

In diesem Sinne hat Großherzog Karl Alexander während einer beinahe fünfzigjährigen Regierungszeit Herrscherpflicht erfüllt; nie auffällig hervortretend nach außen, aber innerlich unablässig, nie flackernder Moment, aber immerfort lautlos treibende Energie, immer erfüllt von der Gewalt, die man, so lange man jung ist, unterschätzt, weil sie unscheinbar ist, und die, je älter

man wird, man als die unwiderstehliche Seelenkraft des Menschen erkennen lernt: von zielbewußter Treue. Wollte man ihn mit einem Worte charakterisieren, so müßte man sagen, er war eine durch und durch ernste Natur. Innerlich immer bei der Sache, in jedem Augenblick seines langen Lebens das Ganze vor Augen, nämlich die Tradition des Hauses Sachsen-Weimar. Diese, in ihrer vollen Bedeutung von ihm erfaßt, war der Mittelpunkt, das Heiligtum seines Denkens, Fühlens und Lebens geworden. Ja — es gibt keinen anderen Ausdruck, das Heiligtum. Er war wie ein Mensch, der einen heiligen Gral in den Händen trägt, immerfort auf ihn hinblickend, immer nur einen Gedanken in der Seele: daß das heilige Gefäß unbeschädigt bleibe und unbefleckt. Daher strömte die Weihe, die sein Leben erfüllte, das war das Geheimnis seiner Persönlichkeit, das edle Geheimnis, das so manchmal, wenn es mit flachen Menschen in Zusammenstoß kam, Mißverständnis hervorrief, in dessen Tiefe nur der hinabsah, dem das Verständnis für den herrlichen Mann erschlossen worden war durch den Schlüssel, der alle Geheimnisse der Menschennatur erschließt, durch die Liebe.

Ein Schicksal, dem ich ewig danken werde, hat mich diesen Schlüssel finden lassen, als es noch Zeit war; weil er gefühlt haben mag, daß ich mich nie zu dem Fürsten drängte, sondern immer nur zu dem Menschen kam, darum war mir dieser wahrhaft vornehme Mensch ein gütiger Herr geworden, darum hat er mir in Gesprächen von Mund zu Mund, von Herz zu Herzen sein Inneres aufgehen lassen, darum kann ich schreiben, was ich hier schreibe, darf den Deutschen von heute sagen: Wir haben etwas Köstliches besessen und unser Verlust ist schwer!

Eine ernste Natur, und eine tief bescheidene. Nicht bescheiden in dem fälschlich angewandten Sinn, wenn man Bescheidenheit mit Mangel an Stolz verwechselt. Durchaus nicht,

denn er war stolz; aber wahrhaft stolz, darum nie hochmütig und nie eitel. Nicht stolz auf sich selbst und auf das, was er der Welt durch sein persönliches Vorhandensein leistete, sondern stolz auf seine Zugehörigkeit zu einem auserlesenen Geschlecht; stolz darauf, daß er der Welt als Nachkomme Friedrichs des Weisen und Karl Augusts gegenüberstand, und stolz auch darauf, daß sich vorzeiten Hohenstaufenblut mit dem Blute seines Geschlechts gemischt hatte.

Diese beiden Eigenschaften, daß er in jedem Augenblick des Daseins sein ganzes Leben lebte, und die andere, daß er sich in fortwährendem lebendigen Zusammenhang mit seinen Vorfahren, mit der ganzen geschichtlichen Vergangenheit seines Hauses fühlte, machten ihn zu einer so eigenartigen Erscheinung in unseren Tagen: inmitten eines nervösen Geschlechts war er ohne Nervosität, umströmt von einer individualistischen Geistesrichtung ein ganz und gar historischer Mensch. Und dadurch eben, daß er ein solcher war, ist er zu dem geworden, was er für uns bedeutet, zu einem Werte im Kulturbestande des deutschen Volkes. Denn die Persönlichkeiten, mit denen er über Tod und Grab hinaus einen so merkwürdigen beinah geheimnisvollen Verkehr aufrecht erhielt, waren eben keine gewöhnlichen Menschen, es waren die, ohne welche es keine Bibelübersetzung Martin Luthers, keine Universität Wittenberg und überhaupt vielleicht keine deutsche Reformation gegeben hätte, die, ohne welche ein Goethe niemals nach Weimar, Schiller nicht nach Jena gekommen wäre, ohne die es im deutschen Bewußtsein den Begriff „Goethe-Schiller“ und in der deutschen Literatur überhaupt vielleicht kein goldenes Zeitalter gegeben hätte, es waren die Ernestiner. Das Geschlecht, dem das deutsche Volk nicht Kränze nur, sondern einen Heiligenschein um das Haupt legen müßte, wenn es ihm für alles danken wollte, was es an Deutschland getan. Dieses Geschlecht, das sich als Talhüter vor das Fruchtland des deutschen Geistes und Gemütes hinstellte,

als der Sohn der wahnsinnigen Johanna, der spanische Karl sich anschickte, darüber herzufallen mit Pfaffen und Soldaten, mit den Pechfackeln der Autodafés, mit Schrauben und Zangen und all den teuflischen Requisiten einer höllischen Erfindung, der spanischen Inquisition. Diese Reihenfolge von Männern, in denen sich alle wahrhaft edlen Eigenschaften ihrer Nation wie in typischen Erscheinungen vereinigten, echte Religiosität, aufrichtige Menschlichkeit, Glauben an Ewiges und Großes, die da gekämpft haben für Deutschland, geblutet und Gefangenschaft erlitten, Märtyrer für ihr Volk, die zu deutsch waren und zu ehrlich in ihrer Deutschheit, als daß sie nicht von dem schlauen Vetter hätten beraubt werden sollen, die aber statt des Kurhutes, den sie an ihn abgeben mußten, einen Schmuck aufgesetzt erhalten haben, mehr wert, als alle Kronen äußerer Macht: die mit jedem Geschlechte wieder auferstehende Liebe aller, die da wissen, was Deutschland für die Welt bedeutet, und was der Menschheit erhalten blieb, als Deutschland ihr nicht verloren ging. Luthers Bibelübersetzung — Friedrich der Weise — die Werke Goethes und Schillers — Karl August. Wie Namen, die man nicht trennen kann, weil sie Bezeichnungen für ein und dieselbe Sache sind, so stehen diese Worte da. Und diese Sache, um die es sich handelt, ist unser Höchstes, unsere Sprache. Zweimal ist sie zu Gipfeln hinaufgeführt worden, die deutsche Sprache, das besagen diese Worte, und beidemal unter dem Schutze und gestützt auf die treue Schulter der Ernestiner. Wo ist ein Fürstengeschlecht, das sich eines gleichen Verdienstes an seiner Nation rühmen darf?

Und dieser ganze, mächtige, über drei Jahrhunderte sich erstreckende Entwicklungsgang von Menschen und Dingen, der uns für gewöhnlich nur durch die tabellarische Aufeinanderfolge von chronologischen Daten zum Bewußtsein kommt, die ganze Fülle von Seelenkraft, die in dieser Zeit aufgespeichert liegt,

dieses gewaltige Stück Vergangenheit, die der gewöhnliche Mensch wohl als einen Besitz, aber doch wesentlich nur als das Inventarstück eines Museums oder Antiquitätenkabinetts empfindet, das alles ist noch einmal in einem Menschen unserer Zeit, der mit uns gelebt und gewirkt hat, volle, zusammengeraffte, lebendig wirkende Gegenwärtigkeit gewesen. Nicht Reminiszenz, sondern reale Wirklichkeit, nicht totes Kapital, sondern fruchtbare, immer neue Keime treibende Erde. Dieser merkwürdige Mensch, der das vermocht, diesen Reichtum in sich besessen, dieses große Bild immerfort vor Augen gehabt, der aus dem großen Anblick täglich neue Verpflichtung und neuen Mut geschöpft hat, Verpflichtung, weiter zu schaffen an dem überkommenen Besitz, und Mut, daß er Herr werden würde seiner Verpflichtung, dieser Mann, den, solange er lebte, nur wenige ganz verstanden und gewürdigt haben, den aber jetzt alle Deutschen als einen der besten, wertvollsten und bedeutendsten Männer erkennen werden, die das neunzehnte Jahrhundert ihnen geschenkt hat, dieser Mann ist Karl Alexander gewesen, der Großherzog von Weimar.

Manchmal habe ich mir das Bild ausgemalt, wie es wohl gewesen sein mag, wenn der damals noch jugendliche Erbgroßherzog Karl Alexander zu dem alten weisen Mann gekommen ist, der da am Frauenplan in Weimar, oder draußen am Park in seinem Gartenhause wohnte, wie er ihm in die Augen geblickt, was er zu ihm gesagt haben mag, der alte Goethe dem jungen Enkel seines dahingegangenen Lebensgefährten und Herrn, seines Karl August. Ob er ihm da wohl das Wort gesagt haben mag, von all seinen weisen Worten das weiseste, das wir nur noch lesen können, wie es geschrieben steht, ob er es zu ihm noch gesprochen haben mag mit dem Lebensklange des lebendigen Mundes: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen."

Meine Vorstellung kommt von dem Bilde nicht hinweg;

ich sehe ihn, wie er aus der Behausung des Dichters herauskommt, der Jüngling, eigentlich noch Knabe, das Haupt im Nachdenken gesenkt unter dem Lebenswort, das der große Lebenskünder ihm mitgegeben hat, das Wort in sich herumwälzend, immer wieder, immerfort, bis es endlich Fuß faßte in seinem Innern und Wurzel schlug, bis aus der Wurzel, wie die Blüte, das Verständnis herauswuchs, das nun sein ganzes Denken erfüllte und überwältigte, so daß es zum Wahrspruch wurde, den er über sein Leben schrieb.

Denn der Leitspruch seines ganzen Lebens, das ist ihm dieses Goethewort geworden; das ist gewißlich wahr. Das Erbe „zu erwerben", das ihm die Väter hinterlassen hatten, in dem Sinne zu erwerben, daß er es erweiterte und vermehrte, das ist die Aufgabe gewesen, der er sein Leben lang gedient hat, mit allem Ernst eines ernsten, mit aller Treue eines deutschen Menschen; und jetzt, da er vollendet, dürfen wir es aussprechen: Er hat seine Aufgabe vollbracht.

Eine Aufgabe innerlichster Art, die darum nicht nach Regel und Gesetz, sondern nur aus dem Instinkt heraus gelöst werden konnte, aus dem Instinkt einer dazu befähigten, berufenen Persönlichkeit. Eine Tätigkeit, die anscheinend mit der Politik nichts zu tun hatte, die vielmehr der Beschäftigung eines großen Gutsherrn ähnlich sah, der darauf ausgeht, sich sein Leben und die Umgebung, in der sein Leben sich bewegt, geistig auszuschmücken und künstlerisch zu verschönen. Aber wenn sich die berufene Persönlichkeit nicht gefunden hätte, wenn die Arbeit nicht geleistet worden wäre, so hätte das nicht für Weimar allein, sondern für das gesamte Deutschland einen Schaden, einen schweren politischen Schaden bedeutet. Gerade jetzt kommt uns das zum Bewußtsein, gerade jetzt muß es betont werden, wo infolge der Taten von 1870 und der Ereignisse, die darauf folgten, die Machtstellung Deutschlands gegenüber der Welt eine so völlig andere als früher geworden ist. Gerade in der

Zeit des äußeren Aufschwunges ist es eine Lebensbedingung für ein Volk, daß es den in der Tiefe ruhenden Lebenskern nicht vergißt, aus dem seine eigentlichen Kräfte quellen. Der Tag, an dem man in Deutschland vergäße, daß es doch nicht Waffen und Schiffe, doch nicht Handel, Wandel und Kredit, sondern daß es die in der deutschen Volksseele ruhenden heiligen Gewalten, Glauben und Hoffen auf Ewiges, Großes und Gutes, diese Mächte, die man zusammenfaßt in den von Toren verhöhnten Begriff Idealismus, daß sie es sind, auf denen unser Leben beruht, der Tag, und wenn wir an ihm die Herrschaft über die Welt erlangten, wäre dennoch der erste zu Deutschlands Niedergang. Und daß er diesen heiligen Mächten des deutschen Seelenlebens einen sichtbaren Mittelpunkt gegeben, daß er uns in seiner Stadt Weimar einen Ort geschaffen hat, auf den die Augen aller Deutschen wie nach der Stätte hinblicken, wo der geweihte Herd steht, daß er ein Leben lang nichts weiter gewollt, nichts weiter beansprucht hat, als der Hohepriester zu sein, der die heilige Glut lebendig erhielt, das ist der Ruhm und das Verdienst Karl Alexanders, nicht nur als Fürsten von Weimar, sondern als deutschen Fürsten, das ist ein großes, bleibendes, politisches Verdienst um Deutschland.

Ein Staatswesen zu schaffen, als dessen ausgesprochener Zweck nicht die Erreichung oder Vermehrung von Machtmitteln, sondern die Pflege geistiger Güter, insbesondere der Kunst hingestellt wurde, das war das ganz neue, das kühne Ziel. Ganz neu — denn es ging noch über das hinaus, was Karl August geleistet hatte, der wohl Dichter und Literatur unterstützt, nicht aber die Kunst zum Mittelpunkt seines Staates gemacht hatte; und kühn, denn es hieß, die Kunst, das heißt ein Element, das der Menschheitsmasse immer nur als Luxus, als Begleiterscheinung neben dem eigentlichen Leben erscheint, zum Kern, und die praktischen Faktoren des Lebens zu Dienern machen. Eine Umwälzung aller bisherigen Anschauungen, eine geistige

Revolution, eine Übertragung perikleischer Gedanken in das moderne Deutschland. Und das, was auf die Art entstand, läßt sich in der Tat nur mit Altgriechenland, dem Hellas der klassischen Zeit vergleichen; denn so wie das Land Elis von den Hellenen für heiliges Land erklärt wurde, das nicht bekriegt und nicht von Bewaffneten betreten werden durfte, weil Olympia darin lag, der allen Hellenen heilige Bezirk, so nahm die Stadt Weimar für die Deutschen, ja über Deutschland hinaus für die Empfindungen der ganzen gesitteten Welt unwillkürlich den Begriff eines geweihten, unverletzbaren Gebietes an, weil dort die Heiligtümer eines großen Kulturvolkes errichtet standen und gehütet wurden.

Nie erreicht worden wäre dieses Ziel, wenn man sich damit begnügt hätte, das Vorhandene zu bewahren; ein Museum wäre Weimar alsdann geworden und ein Raritätenkabinett. An Museen aber entzündet sich kein neues Kunstleben, so wenig, wie aus Bibliotheken Dichter herauswachsen. Neuen Strömen mußte der Eingang geöffnet werden, und Karl Alexander hat gewußt, welches diese Ströme waren, und wie er sie zu leiten hatte. Schiller und Goethe ruhten von ihrem Werk; die Dichtung, die zu ihrer Zeit den Geist der Menschheit beherrscht hatte, beherrschte ihn, als Karl Alexander zur Regierung kam, nicht mehr. Andere Elemente der schaffenden Kraft waren an ihre Stelle getreten, Musik und bildende Kunst, das waren die Geister, die es zu rufen galt. Sie sind gerufen worden, sind gekommen und haben dem Boden Weimars bleibenden Segen gebracht.

Die Tätigkeit des Großherzogs Karl Alexander auf diesen Gebieten im Einzelnen zu verfolgen, das würde Bücher erfordern; hier ist es unmöglich. Hier können nur die hervorspringendsten Namen genannt, nur die allerhauptsächlichsten Tatsachen erwähnt werden. Und unter den ersten Namen dieser Art kommt uns wieder als erster der von Franz Liszt entgegen.

Die Aufnahme dieses Mannes in Weimar bedeutete die Annahme eines Programms, des Programms der neuen deutschen Musik. Indem Karl Alexander sich mit dieser Kunst verband, hat er eine Tat getan, wie nur ein mutvoller Mann sie tun konnte; eine Tat, wie sie dem Nachkommen des Mannes wohl anstand, der einstmals zu Worms, als der spanische Karl mit seinen Kardinälen über den Augustinermönch die Nase rümpfte, zu seinem Spalatin sagte: „Wie schön hat Doktor Martin heute gesprochen.“ Denn dem neuen Programm und der neuen Richtung stand das allgemeine Kopfschütteln gegenüber, und dem allgemeinen Kopfschütteln die Stirn zu bieten, ist für niemanden leicht, am wenigsten aber für einen regierenden Fürsten, von dem die öffentliche Meinung anzunehmen pflegt, daß er auf keinem Gebiete zu Revolutionen neigen werde. Aber im Vertrauen auf das, was immer damit anfängt, daß es die öffentliche Meinung in Aufruhr bringt, und immer damit endet, daß es eben diese Meinung beherrscht, im Vertrauen auf das Genie wurde die Tat unternommen. Und das Vertrauen hat nicht getäuscht. Weimar ist die Pforte geworden, durch die Richard Wagner in Deutschland einzog, und wie eine freundliche letzte Gunst des Schicksals empfinden wir es, daß es dem teueren entschlafenen Herrn noch vor wenigen Wochen vergönnt war, den Tag zu begehen, an dem vor fünfzig Jahren Lohengrin, das größte deutsche Drama seit Schillers Wallenstein, unter der Leitung von Franz Liszt auf der Weimarer Bühne, der ersten Bühne, die sich ihm überhaupt erschloß, zur Aufführung gelangt war.

Fand die Musik, wenigstens für ihre äußere Betätigung, in dem schon bestehenden Theater eine Aufnahmestätte bereit, so mußte für die Malerei eine solche erst geschaffen werden. Das ist durch die Errichtung der Kunstschule geschehen.

Völlig unmöglich, an dieser Stelle auch nur etwas mehr, als die äußerliche Andeutung zu geben. Nur auf die Namen

einiger Künstler sei hingewiesen, die bei der Begründung als Lehrer herangezogen wurden, Stanislaus Graf Kalckreuth, Lenbach und Arnold Böcklin, Namen, denen man nichts hinzuzusetzen, auf die man nur hinzuweisen braucht, um anzudeuten, mit welch feuriger Energie, mit welch durchdringend künstlerischem Blick das ganze bedeutsame Unternehmen von vornherein in die Hand genommen worden ist. Die bildende Kunst hat seit jener Zeit einen solchen Aufschwung genommen, sich so viel neue Stätten gegründet, daß die Weimarer Kunstschule heute vielleicht mehr neben, als über den anderen steht. Zu der Zeit aber, als sie entstand, war sie etwas durchaus Erstes; freilich nicht die erste Betätigung Karl Alexanders auf dem Gebiete der bildenden Kunst überhaupt. Diese war schon früher in Gestalt eines Unternehmens erfolgt, durch das er sich ein Denkmal gesetzt hat, wie es leuchtender über Lande und Zeiten dahin nicht gedacht werden kann: durch den Neubau und die Wiederherstellung der Wartburg.

Mag man auf die Wartburg kommen, wann man wolle und von wo es sei, sie wird neben allem Schönsten, was man gesehen hat, immer in gleicher Linie stehen. Ein unaussprechlicher Zauber wohnt ihr inne, anziehend für Jeden, überwältigend für jedes deutsche Gemüt. Denn wenn unser Blick von dort oben hinausgeht über Thüringens waldbedeckte Höhen, so spricht eine Stimme in uns und verkündet uns, daß wir uns mitten im Herzen Deutschlands befinden. Immer habe ich es daher als eine schöne, symbolische Fügung betrachtet, daß dieser herrliche Ort, an den sich die heiligsten Erinnerungen der deutschen Geschichte knüpfen, den die lieblichsten Sagen der deutschen Volksdichtung umblühen, dem deutschesten aller deutschen Fürstengeschlechter, dem Hause Sachsen-Weimar zur Obhut gehört. Und wie hat Karl Alexander dieses ihm anvertraute nationale Gut für das deutsche Volk behütet! O du edler, teurer, du im Leben so oft nicht erkannter Mann, wenn

die Deutschen alle wüßten, wie du ihre Wartburg geliebt hast, sie müßten dich lieben nur um dieser deiner Liebe willen! Nicht einen Bericht will ich hier verfassen über die Baugeschichte der Wartburg, nicht aufzählen all das Unzählige, was Großherzog Karl Alexander zu ihrer Ausschmückung getan; das möge anderen Orts geschrieben und gelesen werden, ich will nichts weiter tun, als zurückgehen in meinen persönlichen Erinnerungen, einen Weg von beinah zwanzig Jahren, bis zu einer Reihe von leuchtenden Herbsttagen zu Anfang der achtziger Jahre, während deren ich mit dem inzwischen verstorbenen damaligen Theaterintendanten Freiherrn von Loën als Gast des Großherzogs auf der Wartburg weilte. Was ist es, das meine Gedanken so an jene Tage gebannt hält, daß sie jetzt, in dieser schweren Stunde, vor mir auftauchen, wie alte treue Freunde, die nie fort gewesen, die immer da gewesen sind, nur daß man den Kopf von anderen Dingen voll gehabt und ihrer nicht geachtet hat? Ist es die Erinnerung an den unermeßlichen, rings umgürtenden Buchenwald, aus dem die Herbstnebel des Morgens hervorbrachen wie ein Gewölk, auf dessen gelbes Laubdach der Nachmittag sein Licht herabschickte, daß man unter flammendem Gold zu gehen meinte? Oder ist es die Erinnerung an die traulich verplauderten Abende, wo wir uns in den von der heiligen Elisabeth einstmals bewohnten Gemächern versammelten, an dem großen Kamin, in welchem mächtige Buchenscheite brannten, vor dem ein ungeheueres, den halben Fußboden des Zimmers bedeckendes Bärenfell lag? Das alles ist es, aber noch etwas, die Hauptsache, die Erinnerung an den, der uns das alles bot, an den Wirt, den gütigen, leutseligen, dem man die Freude ansah, mit dem unser Wohlgefallen an seiner Wartburg ihn erfüllte. Zwanzig Jahre sind es beinah her, — die Gespräche, die wir damals geführt, ich habe sie nie vergessen, so wenig wie die, welche mir im letzten Jahre seines Lebens, im Sommer 1900, mit

ihm vergönnt waren. Damals, neben ihm hergehend durch den herbstlich knisternden Wald, ihm gegenübersitzend an der prasselnden Glut des Kamins, habe ich von ihm das Wort gehört, daß er sich zu all diesen Schätzen nicht als Besitzer und Herr, sondern daß er sich als Verwalter derselben für einen größeren Eigentümer, das deutsche Volk, empfände. Damals habe ich erfahren, wer Karl Alexander von Weimar und was er war, und nun bis an meines Lebens Ende werde ich ihn nicht wieder verlieren.

Der letzte Abend, der jene Tage abschloß, brachte uns ein Fest, wie ich es nie wieder erlebt habe: In Eisenach waren im Laufe des betreffenden Jahres einige bis dahin unbekannte deutsche Lieder aus dem Mittelalter, Minnelieder, mit den dazu gehörigen Tonweisen aufgefunden worden. Die Kompositionen, neu instrumentiert und zu mehrstimmigem Gesang eingerichtet, waren von der Eisenacher Schuljugend eingeübt worden, und an jenem Abend sollten sie uns die jungen Sänger, der Einladung des Großherzogs folgend, auf der Wartburg vortragen. Wir versammelten uns im Bankettsaal. Es war schon dunkel; der große Saal war erleuchtet, und zwar hatte der kunstsinnige Adjutant des Großherzogs, Herr von Cranach, die Beleuchtung so sinnreich angeordnet, daß der große prächtige Raum nur von einem dämmernden, phantastischen Lichtschein erfüllt war. Auf den Emporen, über uns, waren die Sänger so aufgestellt, daß man sie nicht sah; und so, wie aus unsichtbaren Quellen strömend, gingen die süßen Weisen über uns dahin. In den Pausen, wenn der Gesang schwieg, hörte man den Herbststurm, der draußen Giebel und Zinnen der alten Burg umtobte und an den Fenstern rüttelte. Als der Vortrag beendet war, standen wir alle in lautloser Ergriffenheit. Ich sagte zum Großherzog, wie ich mir wünschte, in diesem Saale einmal einen mächtigen Weihnachtsbaum aufgestellt zu sehen, und daß ich dann das Gefühl haben

würde, als sähe und erlebte ich zum erstenmal ein deutsches Weihnachten in seiner ganzen Bedeutung. Darauf erfaßte er mich an der Hand und sagte: „Kommen Sie zu mir — Sie gehören zu uns — bleiben Sie bei uns!“ Ich habe dem gütigen Worte damals nicht folgen können; ich bin ihm auch später, als er mich noch einmal, noch dringender rief, nicht gefolgt — und wenn ich jetzt zu ihm käme, fände ich ihn nicht mehr, denn er ist dahin.

Er ist dahin, und so wie er von den Vorfahren den Reichtum überkommen hatte, um daraus für sich eine Aufgabe zu machen, so hinterläßt er nun denen, die nach ihm kommen, das Werk seines Lebens, als einen Schatz und eine Pflicht zugleich. Eine große Last legt sich auf junge Schultern; wird sie getragen werden? Ich hoffe, ich glaube, meines Herzens Überzeugung sagt mir: Ja! Auch für sie, die da nach ihm kommen, ist ja das Goethe-Wort gesprochen, das ihm Wahl- und Wahrspruch des Lebens ward — möchte es das auch für sie werden! Möchte es ihnen voll zum Bewußtsein kommen, daß der, welchen das Schicksal zum Herrscher Weimars beruft, damit eine unendlich wichtige Stellung im Haushalte der deutschen Nation überkommt; daß ihm eine Verantwortung auferlegt wird, nicht nur gegenüber dem Lande Sachsen-Weimar, sondern gegenüber dem ganzen deutschen Vaterlande, eine Verantwortung, die da lautet: „Erhalte uns Weimar als das, was es für Deutschland war und ist.“ Ein Geist geht durch die Menschheit, der gefährlich ist für den Idealismus und deshalb doppelt gefährlich für die deutsche Seele, der Opportunismus. Möchten die, welche da kommen nach dem herrlichen, idealgesinnten Manne, diesem schlimmen Geiste, der klug scheint, weil er schlau ist, der aber in Wahrheit flach und darum dumm ist, möchten sie ihm die Ohren verschließen, wenn er ihnen zuflüstert: „Weimar muß aufhören, anders sein zu wollen, als die übrige Welt, es muß praktisch werden.“

Nein! Tausendmal nein! Gerade das sogenannte „unpraktische“ Weimar ist das, was Weimar für uns zu dem köstlichen Besitz, was es zu einem praktischen, politischen Werte für Deutschland macht. Alle Seelen, die für Deutschlands Entwicklung zittern, bangen und hoffen, blicken auf die junge Blüte, die sich in Weimar erschließt. Werden ihre Hoffnungen sich erfüllen? Ich hoffe, ich glaube, ich bin der Gewißheit — ja! Der Geist der Vorfahren ist auch über dieser Blüte, und auch sie ist Blut vom edlen Blut, von dem der Ernestiner!





Die neue Verordnung über den Schillerpreis
Ein sachliches und persönliches Wort

National-Zeitung 1901.
Nr. 685. Sonntag
den 15. De-
zember.





on Reisen zurückkehrend, finde ich die öffentliche Meinung in tiefer Erregung über die unterm 10. November dieses Jahres ergangene Verordnung, durch welche das Stiftungspatent des Schillerpreises von 1859 erhebliche Änderungen erfährt.

Alle Zeitungen, auch die „National-Zeitung", haben sich zur Sache geäußert. Warum ergreife ich nachträglich noch einmal das Wort dazu? Es wäre für mich viel bequemer, wenn ich schwiege. Denn weil ich unparteiisch zu sprechen gedenke, werde ich es sicherlich nicht diesem noch jenem, vielleicht niemandem recht machen. Niemand hat mich zum Sprechen aufgefordert. Tue ich es nur deshalb, weil in den Besprechungen immer wieder mein Name genannt und die Verleihung des doppelten Preises an mich im Jahre 1896 erwähnt worden ist, und weil es mir darauf ankommt, diesen Vorgang einmal so zu beleuchten, daß fernere Mißdeutungen desselben unmöglich gemacht werden? Das könnte mich veranlassen, würde mich aber, wenn es das alleinige Motiv wäre, nicht dazu bringen, Kraft und Ruhe, die ich zum Schaffen brauche, an eine Arbeit zu wenden, die mir Unruhe bereitet und vielleicht neue Anfeindungen zuziehen wird.

Warum also spreche ich dennoch?

Weil es sich um eine für das geistige Leben Deutschlands außerordentlich ernste Angelegenheit handelt. Weil ich in eine Erbitterung und Verbitterung der Gemüter blicke, die mich erschreckt, die mir den herrschenden Zustand als eine Gefahr, beinahe schon als einen Notstand erscheinen läßt. Und weil ich der Ansicht bin, daß es unter solchen Umständen für einen Mann, der seinem Vaterlande angehört, Pflicht und Gewissenssache ist, nicht untätig zu schweigen, sondern den Mund aufzutun, denen, die nicht genau Bescheid wissen, Bescheid zu geben, damit sie sich selbst ein Urteil bilden können, denen, die han-

delnd in die Sache eingreifen, die Folgen ihrer Handlungen zu zeigen, und allen, die gegenwärtig mitsprechen und mittun, zu sagen: bedenkt, daß es sich nicht um eine Parteisache, sondern um eine gemeinsame Angelegenheit handelt.

Als am 9. November 1859, am Tage vor der hundertsten Wiederkehr von Schillers Geburtstag, der damalige Prinzregent, spätere König und Kaiser Wilhelm I. das Patent erließ, durch welches der Schillerpreis gestiftet wurde, empfand jedermann diesen Erlaß als eines der wertvollsten, wenn nicht als das wertvollste tatsächliche Ergebnis der damals hochgehenden Begeisterung für das Andenken an den großen nationalen Dichter.

Was in Preußen, zum Schaden der schriftstellernden Kunst, gefehlt hat und leider immer noch fehlt, daß der Staat durch positive und fördernde, nicht nur durch negative und einschränkende staatliche Veranstaltungen, wie eine solche die Zensur darstellt, die Literatur seines Landes als einen wesentlichen Bestandteil seines Kulturlebens anerkennt und danach behandelt, schien durch die Einsetzung des Schillerpreises für e i n Gebiet der Literatur wenigstens, und vielleicht für das wichtigste, die dramatische Kunst, ins Leben gerufen zu sein.

Zwar muß hier gleich betont, und zur richtigen Beurteilung der gegenwärtigen Sachlage durchaus im Auge behalten werden, daß eine staatliche Veranstaltung im strengen Sinne des Wortes dadurch nicht geschaffen war. Nicht der preußische Staat war es, der eine durch den König von Preußen zu sanktionierende Preiserteilung vornahm, sondern der König persönlich verlieh den Preis, nachdem er sich Vorschläge dazu hatte machen lassen; nicht aus den Mitteln des Staates wurde der Betrag des Preises entrichtet, sondern aus der Schatulle, aus dem Privatvermögen des Königs.

Es soll hier nicht untersucht werden, ob es dem Interesse der Sache mehr entsprochen hätte, wenn die Erteilung des

Schillerpreises von vornherein zu einer Angelegenheit des Staates, statt zu einer persönlichen des Königs gemacht worden wäre. Um zu einer solchen zu werden, hätte es eines vom Landtag, Abgeordnetenhaus und Herrenhaus, zu beschließenden Gesetzes bedurft. Ob wir einen Schillerpreis überhaupt besitzen würden, wenn wir auf ein solches Gesetz hätten warten sollen, ist mir mehr als zweifelhaft; ich glaube, wir würden heute noch darauf warten; ich glaube, wir können unserem alten Kaiser Wilhelm nur dankbar dafür sein, daß er den großen Augenblick nicht müßig vorübergehen ließ, sondern die Initiative ergriff und durch Einsetzung des Preises vor aller Welt es als die Pflicht der Könige anerkannte, derjenigen Kunst zu dienen, die vermöge ihrer innersten Natur zur Hüterin und Hegerin der großen nationalen Überlieferung berufen ist. Die Vorschläge, die dem König zur Erteilung des Preises unterbreitet wurden, gingen von einer Kommission aus, die jedesmal nach Ablauf von drei Jahren vom preußischen Kultusministerium berufen wurde und die mit der Prüfung der in den letzten drei Jahren erschienenen Dramen betraut war. An der Zusammensetzung dieser Kommission beteiligte sich der König nicht. Dadurch kam es, daß die Kommission im Laufe der Zeit immer mehr den Charakter einer vom Staate eingesetzten staatlichen Behörde annahm, während gleichzeitig die Persönlichkeit des Königs mehr und mehr zurücktrat. Besondere Eigenschaften und Eigenheiten des alten Kaisers trugen dazu bei, diese Anschauungsweise zu bestärken Kaiser Wilhelm war in allen Fragen künstlerischer Art von so tiefer Bescheidenheit, daß er die Vorschläge der Kommission stillschweigend entgegennahm, ohne daß er wohl auch nur ein einziges Mal daran gedacht hätte, Einspruch dagegen zu erheben und anders zu wollen, als seine Berater empfohlen hatten. Die Folge hiervon war, daß sich in den Begriffen des Publikums das gesamte Bild der Sachlage allmählich verschob. Man gewöhnte sich daran, das Institut

des Schillerpreises schließlich doch als eine staatliche Veranstaltung und die Schillerpreis-Kommission als diejenige Behörde anzusehen, die eigentlich den Preis erteilte. Man übersah, daß nicht der Staat, sondern der König persönlich den Preis verlieh, indem man vergaß, wenn man es überhaupt gewußt hatte, daß er den Preis aus seiner Tasche hergab.

So lagen die Verhältnisse, als Kaiser Wilhelm II. zur Regierung kam. So lagen und blieben sie wenigstens äußerlich: An dem Patent von 1859 wurde nichts geändert, die Kommission wurde nach wie vor alle drei Jahre vom Kultusministerium zusammengestellt, prüfte Stücke und machte Vorschläge. Das Publikum, das nicht genauer zusah, konnte glauben, es sei alles beim alten. Innerlich aber hatte sich eine Änderung vollzogen, eine sehr bedeutsame, beinahe entscheidende. An die Stelle des alten Herrn war ein junger getreten, der die Eigenschaften der Jugend, Selbstbewußtsein, Temperament, zugreifende Kraft der Entschließung nicht nur im allgemein üblichen, sondern in ganz außergewöhnlichem Maße mit sich brachte. Außerdem trat Kaiser Wilhelm II. allen Kunstfragen, namentlich dem Drama, von vornherein mit einer sehr entschiedenen, beinahe leidenschaftlichen, nur der eigenen Eingebung gehorchenden, von niemandem beeinflußbaren Überzeugung gegenüber.

Die Folgen hiervon konnten nicht ausbleiben und machten sich alsbald darin geltend, daß von nun an die Persönlichkeit des Königs wieder in den Vordergrund trat. Kaiser Wilhelm II. sah in sich, und ausschließlich in sich selbst denjenigen, dem es zukam, den Schillerpreis zu erteilen, in der Kommission aber nur eine Vereinigung von Sachverständigen, deren Vorschläge er anhörte, ohne daß er sich dadurch zur Gutheißung verpflichtet fühlte, über deren Gutachten hinweg er vielmehr sein eigenes Ermessen zu Rate zog.

Hieraus entstanden dann die sattsam bekannten Vorgänge, daß der Kaiser die Vorschläge der Kommission zu wiederholten

Malen verwarf, indem er Stücken, die ihm zur Preiserteilung vorgeschlagen wurden, den Preis versagte.

Es begreift sich, daß diese Vorgänge starkes und unliebsames Aufsehen erregten. Das Urteil von literarisch erfahrenen, teilweise sogar ausgezeichneten Männern, das diese aus sachlicher Überzeugung abgegeben hatten, sah man durch einen Willensakt, ohne Angabe von Gründen, einfach annulliert; man erlebte es, daß einige von diesen Männern im Gefühl erlittener Kränkung davongingen, eine Wiederberufung in die Kommission ablehnten und ihre fernere Mitwirkung verweigerten.

Niemand hat diese Vorkommnisse schmerzlicher empfunden, niemand das Verhalten der Männer, die bei einer künftigen Preisberatung nicht mehr mittun wollten, tiefer begriffen, als ich. Aber die Gerechtigkeit und der Wunsch, eine an sich für die deutsche dramatische Kunst segensreiche Veranstaltung nicht an unfruchtbarer Verbitterung zugrunde gehen zu sehen, nötigen mich, die Sachlage auch von der anderen Seite aus zu beleuchten.

Zunächst ist festzuhalten, daß, wennschon Kaiser Wilhelm Vorschläge der Kommission wiederholt abgelehnt, er seine Selbstherrlichkeit doch nie in der Art geltend gemacht hat, daß er ihr zugemutet hätte, sich für die Prämiierung von Werken oder Dichtern auszusprechen, weil diese ihm, im Widerspruch mit der Kommission, preiswürdig erschienen.

Dies muß betont werden, weil die Besprechungen, in denen die Angelegenheit jetzt erörtert wird, häufig geeignet erscheinen, bei solchen, die nicht genau unterrichtet sind, den Glauben zu erwecken, als hätte der Kaiser, gewissen Günstlingen zuliebe, über den Kopf und das Gutachten der Kommission hinweg, Preise an diese erteilt, ohne daß die Kommission sich dafür ausgesprochen hatte.

Das ist niemals geschehen. Kaiser Wilhelm hat keinem Dichter den Preis erteilt, wenn ihm dessen Name und Werk

nicht von der Kommission in Vorschlag gebracht worden war; insofern hat er sich also stets an deren Gutachten gebunden.

Es dürfte hier am Ort sein, beiläufig zu berichten, wie sich die Dinge am 10. November 1896, als mir der Doppelpreis zugesprochen wurde, zugetragen haben. In Zeitungsbesprechungen habe ich Darstellungen des Vorganges gefunden, die zu der Annahme veranlassen konnten, als hätte die Kommission ausschließlich Gerhart Hauptmann in Vorschlag gebracht, als sei dieser vom Kaiser abgelehnt und der für ihn vorgeschlagene Preis gegen den Willen der Kommission mir erteilt worden. Dem war nicht so.

Die Kommission hatte, da von 1893 her zwei Preisbeträge zur Verfügung standen, Gerhart Hauptmann — ich weiß nicht, ob für ein bestimmtes Werk, oder für seine Tätigkeit im allgemeinen — und zugleich mein Doppeldrama: „Heinrich und Heinrichs Geschlecht" zur Erteilung des Preises in Vorschlag gebracht. Der Kaiser lehnte Hauptmann ab und erklärte sich mit der Erteilung des Preises an mich einverstanden. Da ein Dritter neben uns beiden nicht in Vorschlag gekommen war, so fiel der gesamte, diesmal also doppelte Preis, zu dem dann noch die Denkmünze hinzukam, mir zu. Von dem Betrage habe ich demnächst die Hälfte an die deutsche Schillerstiftung abgeführt.

Für diejenigen, die auch hiernach noch eines urkundlichen Beweises bedürfen sollten, führe ich aus dem Schreiben des damaligen Kultusministers Bosse, vom 10. November 1896, in welchem mir die Erteilung des Preises bekannt gemacht wurde, nachstehenden Absatz an: „Seine Majestät der Kaiser und König haben den durch Allerhöchstes Patent vom 9. November 1859 zum Andenken an Friedrich von Schiller gestifteten Preis nach dem Vorschlage der zur Prüfung von dramatischen Werken der letzten drei Jahre eingesetzten Kommission Ew. Hochwohlgeboren für Ihre

Tragödie: ‚Heinrich und Heinrichs Geschlecht‘ zu verleihen geruht.“

Kaiser Wilhelm hat also, wie bereits oben ausgeführt war und hier noch einmal im einzelnen nachgewiesen ist, seine persönlichen Entscheidungen nie anders als in der Art eintreten lassen, daß er ihm mißliebige Vorschläge verwarf.

Ich habe bereits ausgesprochen und wiederhole hier noch einmal, daß ich den dadurch entstandenen Zwiespalt im Interesse der dramatischen Sache auf das tiefste beklage. Die durch Hader und Parteiwut heute schon so verbitterte Tätigkeit des deutschen dramatischen Dichters muß zu einer beinahe abschreckenden werden, wenn der Dichter gezwungen wird, der Erreichung der höchsten Auszeichnung beinahe mit Sorgen entgegen zu gehen, weil er sich sagen muß, daß die Verleihung ihn in den Augen einer Partei sofort zu einem Angehörigen der ihr gegenüberstehenden, feindlichen Partei stempeln, daß sie ihm den kränkendsten aller kränkenden Vorwürfe auf das Herz ziehen wird, als hätte er seine Auszeichnung nicht redlichem Wollen und Können, sondern charakterloser Liebedienerei zu verdanken.

Ich kenne die Beweggründe nicht, die den Kaiser zur Verwerfung der Kommissionsvorschläge getrieben haben, und wenn ich auch meine Vermutungen darüber hege, so wäre es, eben weil es nur Vermutungen sind, ohne tatsächlichen Wert, wenn ich mich hier darüber ausließe. Die Gerechtigkeit aber verlangt, dem Ursprung des Zwiespalts nachzugehen, die Gerechtigkeit und die Wohlfahrt des Vaterlandes, denn ein nationales Unglück würde es bedeuten, wenn im deutschen Volke die Meinung Platz griffe, daß der deutsche Kaiser nur aus Willkür und vielleicht wohl gar aus Haß gegen die Gebildeten seines Landes sich in Gegensatz zu deren Anschauungen stellte. Und weil so wichtige Fragen nutzbringend nur behandelt werden können, wenn sie freimütig besprochen werden, so sei es mir ge-

stattet, hier ganz freimütig ohne Ansehen irgendeiner Person zu sprechen:

Der Zwiespalt zwischen dem Kaiser und der Kommission trat zum erstenmal in die Erscheinung, als diese ihm Ludwig Fuldas „Talisman“ zur Erteilung des Schillerpreises vorschlug und der Kaiser den Vorschlag ablehnte.

Ich lasse mich hier auf keine Besprechung des Fuldaschen Stückes ein. Jedermann kennt es, das Urteil darüber ist abgeschlossen. Da aber jedermann das Stück kennt, weiß auch jedermann, daß es eine satirische Verspottung des höfischen Byzantinismus enthielt und daß es seinerzeit mit der Umgebung des Kaisers und mit dessen Person in Verbindung gebracht wurde. Man müßte Scheuklappen vor den Augen und Wachs in den Ohren gehabt haben, wenn man nicht erfahren und gehört hätte, was damals ganz allgemein in Berlin gesprochen wurde.

Dieses Stück also wurde dem Kaiser von der Kommission zur Erteilung des Schillerpreises vorgeschlagen.

Wäre ich damals um meine Meinung befragt worden, so würde ich dem Kaiser geraten haben: „Erteilen Eure Majestät den Preis. Es gibt kein vornehmeres Mittel, das Gerede und Geklatsch tot zu machen, als wenn Sie dasselbe stillschweigend ignorieren und das Werk lediglich auf seinen Wert an sich ansehen.“ Der Schillerpreis-Kommission aber hätte ich gesagt, was ich einzelnen, mir persönlich bekannten Mitgliedern derselben damals schon unverhohlen gesagt habe und hiermit wiederhole, daß sie eine Taktlosigkeit beging, indem sie das Stück gerade zu jener Zeit in Vorschlag brachte.

Rasch und energisch in der Erfassung aller ihn umgebenden Dinge, war Kaiser Wilhelm natürlich genau davon unterrichtet, was über das Stück gesprochen wurde. Sein leidenschaftliches Temperament ließ ihn die darin enthaltenen satirischen Spitzen wohl besonders lebhaft empfinden. Nun verlangt man ja von

Königen, indem man auf Friedrich den Großen verweist, eine größere Gelassenheit gegenüber dem Spotte, als von anderen Sterblichen, aber Friedrich der Große, als er die Karikatur mit den Kaffeebohnen niedriger hängen ließ, war alt, der Kaiser ist jung, und Verschnupfungen ist schließlich all und jeder ausgesetzt, den menschliche Haut umkleidet. Wer nicht mit ganz gefärbter Parteibrille die Dinge ansieht, kann doch nicht leugnen, daß es eine starke Zumutung bedeutet, wenn man von jemandem fordert, daß er aus eigener Tasche ein Werk prämiieren soll, das nach dem allgemeinen Urteil höhnische Anspielungen auf ihn selbst enthält, und wenn es nicht ein König, sondern ein Privatmann gewesen wäre, der den Preis herzugeben hatte, so ist es mir mehr als zweifelhaft, ob man mit einer solchen Zumutung überhaupt an ihn herangetreten wäre, oder ob man sich, wenn er die Zumutung ablehnte, so lärmend darüber gewundert hätte, wie es damals geschehen ist.

Es darf eben nicht aus den Augen gelassen werden, daß der Schillerpreis eine von den Königen von Preußen aus eigenen Mitteln dargebrachte persönliche Freigebigkeit darstellt — aller menschliche Verkehr aber beruht, neben anderem, auch auf dem Gesetze, daß man persönlicher Freigebigkeit mit persönlicher Rücksichtnahme begegnet. Aus dieser ersten Verschnupfung ist dann, befördert durch den immer stärker sich geltend machenden, über das rein literarische ins politische Gebiet hinübergreifenden Gegensatz zwischen der modernen und der älteren Dramatik, der chronische Zustand des Zwiespalts erwachsen. Gereizt durch den damaligen Vorschlag der Kommission, trat der Kaiser ihren weiteren Vorschlägen von vornherein mit Mißtrauen entgegen, und die Folge davon war, daß er nochmals einen Preis versagte, dessen Erteilung die Kommission empfohlen hatte, obgleich diesmal keine persönlichen Motive, wie im ersten Falle, vorlagen, die die Verweigerung des Preises hätten erklärlich machen können.

Unter dem 10. November dieses Jahres ist nun eine neue Verordnung über die Behandlung des Schillerpreises erschienen, durch welche die Bestimmungen des Stiftungspatents von 1859 einige nicht unerhebliche Veränderungen erfahren.

Die Abweichungen von den früheren Bestimmungen sind in den drei ersten Artikeln der neuen Verordnung enthalten, von denen Artikel 1 besagt, daß der Preis nicht, wie bisher, alle drei, sondern nur alle sechs Jahre, und dann jedesmal im doppelten Betrage des bisherigen Preises zur Erteilung gelangen soll.

Artikel 2 bestimmt, daß um den Preis die innerhalb der letzten zwölf Jahre herausgegebenen, aufgeführten oder überhaupt verfaßten Stücke konkurrieren sollen.

In Artikel 3 endlich behält sich der Kaiser, für den Fall, daß mehrere Werke von der Kommission in Vorschlag gebracht werden, die Auswahl darunter vor. Die Werke sollen von der Kommission unter Angabe der Reihenfolge namhaft gemacht werden.

Die öffentliche Meinung hat in diesen zuletzt angeführten Bestimmungen des Artikels 3 die wesentliche Neuerung zu finden geglaubt und sich darüber besonders erregt. Man nimmt an, und zwar mit Recht, daß bei einer Prüfung, die sich, der jetzigen Vorschrift gemäß, über einen Zeitraum von zwölf Jahren erstrecken soll, der Fall zur Regel werden wird, daß mehrere Stücke zur Erteilung des Preises in Vorschlag gebracht werden. Hieraus ist die Ansicht entstanden, daß der Kaiser, indem er sich die Auswahl unter diesen Stücken vorbehält, sein Urteil also zum entscheidenden Faktor und die Kommission zu einer nur begutachtenden Behörde macht, sich eine neue Befugnis, ein Recht zugelegt habe, das Kaiser Wilhelm I. vor ihm nicht für sich in Anspruch genommen hatte.

Diese Ansicht ist durchaus irrtümlich, und nach dem, was ich oben gesagt habe, bedarf es kaum der Ausführung darüber,

warum sie irrtümlich ist. Kaiser Wilhelm I. hat sich niemals des Rechts begeben, seinerseits den Schillerpreis zu erteilen, hat die Befugnis dazu niemals der Kommission übertragen. Wenn infolge seiner Zurückhaltung die Dinge sich so gestaltet haben, daß zu seiner Zeit immer nach den Vorschlägen der Kommission prämiiert worden ist und wenn es dadurch den Anschein gewonnen hat, als wäre die Kommission die Erteilerin des Preises, so ist das eben nur ein Schein gewesen; nach dem Wortlaute des Patents von 1859 ist die Kommission unter dem alten Kaiser nichts anderes gewesen, als was sie jetzt, nach der neuen Verordnung des jetzigen Kaisers noch ist, eine gutachtlich sich äußernde, aber nicht entscheidende Behörde. Aus dem Wortlaute dieser neuen Verordnung geht hervor, daß der Kaiser sich auch fürderhin insofern an die Vorschläge der Kommission zu binden gedenkt, daß er keinem Dichter den Preis erteilt, der ihm von dieser nicht vorgeschlagen worden ist; die Vorschrift endlich, daß die vorgeschlagenen Werke unter Angabe der Reihenfolge namhaft zu machen sind, kann nicht anders verstanden werden, als daß sich der Kaiser auch bei der Ausübung seiner Wahl insoweit durch die Vorschläge der Kommission beeinflussen lassen will, daß er den von der Kommission aufgestellten Maßstab für die Würdigkeit der Preiskandidaten auch seiner Beurteilung zugrunde legt.

Von einer Umstürzung des bisherigen Verhältnisses zugunsten des Kaisers, oder von der Usurpierung eines bisher nicht vorhanden gewesenen Rechtes durch diesen kann hiernach gar keine Rede sein. Ein neues Verfahren ist durch die gegenwärtige Verordnung eingeführt worden, die Abgrenzung der beiderseitigen Befugnisse aber ist dieselbe geblieben, die sie früher war.

Dieses neue Verfahren aber, wie es in den Artikeln 1 und 2 der gegenwärtigen Verordnung geregelt wird, enthält die wirkliche Abweichung von dem bisherigen Zustande, eine sehr

erhebliche und, wie ich hinzusetzen muß, geradezu unheilvolle Abweichung.

Statt wie bisher alle drei, soll von jetzt an der Schillerpreis nur alle sechs Jahre erteilt werden, und anstatt daß die Kommission bisher nur die innerhalb der letzten drei Jahre erschienenen Stücke zu prüfen hatte, soll sie jetzt die in den letzten zwölf Jahren ins Leben getretenen Bühnenwerke in Betracht ziehen.

Das bedeutet eine ganz ungeheuerliche, eine Aufgabe, deren Durchführung ich einfach für unmöglich halte.

Wer auch nur eine entfernte Ahnung von der heutigen dramatischen Produktion in Deutschland hat, weiß, daß sie ins Massenhafte geht. Schon die drei Jahre, die die Schillerpreis-Kommission bisher zu überblicken hatte, brachten ein Meer von Stücken zutage. Seitdem hat sich die Tätigkeit auf dem Gebiete in steigender Progression entwickelt. Und jetzt wird mit einem Male nicht nur ein Überblick, sondern eine Durchforschung des vierfachen Zeitraums gefordert! Denn ein wirkliches Erforschen und Durchdringen der vorliegenden Stücke muß es ja doch sein; sonst hätte die Tätigkeit der prüfenden Kommission gar keinen Wert. Dazu kommen noch andere Schwierigkeiten und Bedenken: die dramatische Hervorbringung und Beurteilung wandelt sich heutigentags so schnell, daß beide nach Ablauf von zwölf Jahren völlig veränderte Bilder darstellen. Ein Stück, das vor zwölf Jahren den ganzen Seeleninhalt seiner Zeit wiedergab, erscheint vielleicht nach Ablauf dieses Zeitraumes, innerhalb dessen neue Gedanken und Stimmungen Platz gegriffen haben, bereits überlebt. Ein solches Stück, das zur Zeit seiner Entstehung des Preises würdig war und ihn wahrscheinlich erhalten hätte, wird ihn jetzt, nicht weil das Werk, sondern weil die Zeit sich gewandelt hat, vermutlich nicht erhalten. Welche Ungerechtigkeit! Eine Ungerechtigkeit, die früher nicht eintreten konnte, weil das, was innerhalb drei Jahren zutage tritt, immer als gegenwärtige Kunst erscheinen wird.

Welcher dramatische Dichter soll sich unter solchen Umständen noch zur Bewerbung um den Preis gelockt fühlen? Welcher ernsthafte Mann soll sich noch bereit finden lassen, in eine mit solchen Aufgaben belastete Kommission einzutreten? Ich für meine Person, der ich doch über die zeitgenössische dramatische Produktion vielleicht noch unterrichteter bin, als manche der Männer es sein können, die aus ganz anders gerichteten Lebensaufgaben in die Kommission entboten werden, würde eine etwaige Berufung in die Schillerpreis-Kommission ablehnen, weil ich es für ausgeschlossen halten müßte, daß ich eine Prüfung, wie sie jetzt verlangt wird, ernsthaft und sachlich vornehmen könnte.

Was für Konsequenzen ergeben sich daraus? Entweder, es findet sich überhaupt keine Kommission mehr zusammen, oder es findet sich zwar eine zusammen, diese aber prüft nicht mehr eingehend, so daß ihre Tätigkeit eine Scheintätigkeit wird und ihre Vorschläge alles Vertrauen bei der Nation verlieren. Ist der Schillerpreis, der dann erteilt wird, wirklich noch der Schillerpreis? Wirklich noch die höchste, durch das Zusammenwirken der beiden höchsten Mächte unseres staatlichen Daseins, durch das allgemeine Bewußtsein und den Willen des Staatsoberhauptes geprägte Auszeichnung? Nein! Dann tritt die öffentliche Meinung, deren Organ bisher die Kommission war, vollständig hinter der Persönlichkeit des Kaisers zurück, und dessen Wille erscheint wie Willkür. Dann kommt das, was Feinde und Böswillige ersehnen und was ich, weil ich es als ein nationales Unglück betrachte, mit allen Kräften verhindern möchte, dann entsteht auf dem Gebiete, wo Deutschlands edelste Geistesfrüchte gedeihen, eine tiefe, alles gegenseitige Verständnis ausschließende, vielleicht nie mehr zu überbrückende Kluft zwischen dem Kaiser und seinem Volk.

Aus innigster Überzeugung, aus tiefstem, nur der Sache gewidmetem Interesse erhebe ich darum meine Stimme und

sage: Man mache die neue Bestimmung, wenigstens in diesem Teile, wieder rückgängig, — man lasse die Kommission, wie bisher, alle drei Jahre zusammentreten und gebe ihr nur die Stücke der letzten drei Jahre zu prüfen auf.

Geschieht es nicht, so würde denen nicht mehr unrecht gegeben werden können, die jetzt auf Mittel und Wege zu sinnen anfangen, wie ein mit dem Schillerpreise rivalisierender Preis geschaffen werden kann, den das deutsche Volk unabhängig und leider wahrscheinlich immer im Widerspruche zu dem Kaiser seinen Dramatikern verleiht.

Vorläufig erscheinen mir die dahin gerichteten Pläne utopisch. Falls der Preis in Geld bestehen soll, sehe ich noch nicht, wer das Geld hergeben wird. Und für diesen Fall, sowie für den anderen, daß der Preis lediglich eine Ehren-, aber keine Geldzuwendung sein soll, sehe ich noch nicht, wer derjenige ist, oder wer diejenigen sind, die berufen erscheinen, eine solche Ehre im Namen des deutschen Volkes zu verleihen.

Immerhin ist es nicht undenkbar, daß etwas derartiges zustande kommt. Tritt es aber ins Leben, dann ist das Parteitreiben, wie es jetzt besteht, ein Kinderspiel gegen das, welches alsdann kommen wird, und der jetzt schon so zerklüftete und mit giftigen Gasen gefüllte Boden des deutschen Kunstlebens wird abermals von einem Spalt durchrissen, dessen Ausdehnung unabsehbar ist, und von dem sich nur eins als gewiß sagen läßt, daß er mitten durch das Herz der deutschen Kunst gehen wird.

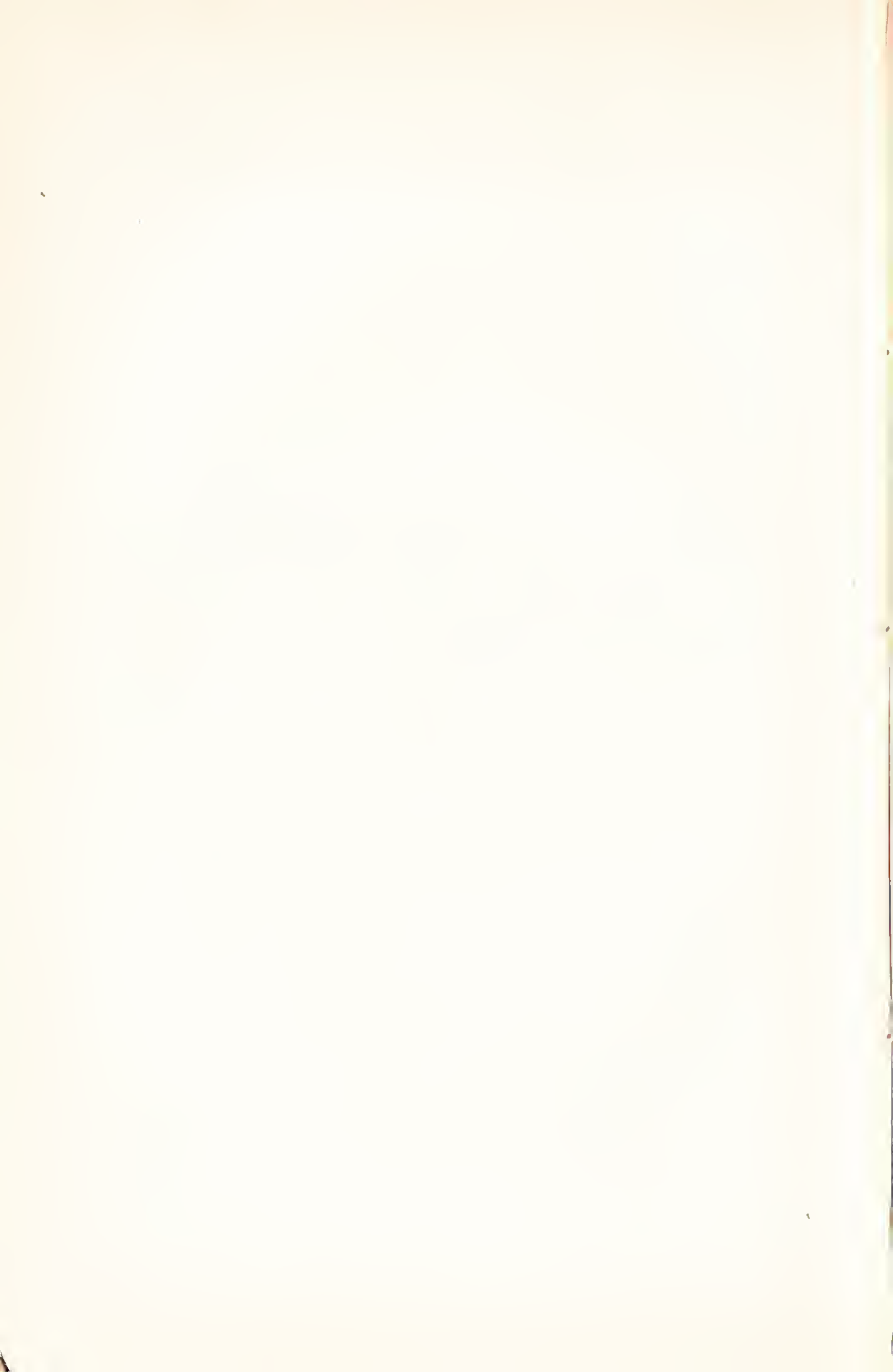


Das tote Haus am Bodensee

Eine Reiseerinnerung

Deutsche
Rundschau. Heraus-
gegeben von Julius Ro-
denberg. 29. Jahrgang.
Heft 1. Oktober
1902.

ST





iemand hat ihn mit Augen gesehen — dennoch wissen wir, er ist da; keines Menschen Ohr hat seinen Schritt gehört — dennoch wissen wir, daß er umgeht unter den Lebendigen, zwischen ihren Häusern und in die Häuser hinein, durch die plaudernden Gruppen auf den Straßen hindurch, und neben dem Wanderer im einsamen Feld, er, dessen Namen der Lebendige nicht gern ausspricht, den die Kranken Freund, die Verzweifelten Erlöser, die Gesunden Räuber und Zerstörer nennen, der düstere Zwillingsbruder des Lebens, der Tod.

Unsichtbar für unsere Augen, unvernehmbar für unser Ohr, verraten uns seine Taten sein Vorhandensein; an der Öde, die plötzlich eintritt, wo vorher Stimmen waren, Geräusch des Daseins und Musik des Lebens, erkennen wir seine Spur. Wenn wir in den Wald kommen und den Baumriesen zu Boden geschmettert sehen, der gestern noch mit dem Wipfel nach den Wolken griff, so wissen wir, hier ist er hindurchgegangen; wenn wir einen, der heute noch auf der Straße des Lebens neben uns herging, lautlos zur Seite treten und grau im grauen Nebel verdämmern sehen, so blicken wir, die wir weiterwandern, ihm schweigend nach: den hat er an der Hand genommen, und er hat mit gemußt; und wenn wir an die Stätte kommen, wo einstmals einer gewohnt hat, den wir kannten, der uns lieb und wert war, und die Stätte ist leer, aus dem Hause tönt uns kein Willkommen, aus den Fenstern blickt kein Gesicht, winkt keine Hand, sondern die Vorhänge sind niedergelassen, oder vielleicht gar mit hölzernen Läden sind die Fenster zugedeckt und verstellt, so daß es aussieht, als hätte das Haus keinen Mund und keine Augen mehr, als wäre es stumm und taub und blind, dann wissen wir, daß er hier hineingetreten ist, der Unsichtbare, der Schreckliche, daß er das Feuer auf dem Herde gelöscht, die Schlüssel an sich genommen hat, und daß

die Hand, die uns einstmals geöffnet, nie mehr die Tür erschließen wird.

Wer, der so alt geworden ist wie ich, hätte nicht manchmal Taten von ihm zu verzeichnen, seinen Spuren nachzugehen gehabt? In der Heimat habe ich die Wirkungen seines Tuns beobachtet und in der Fremde, in dem Lande, wo die Menschen mit den schämigen Herzen, die Deutschen wohnen, die ihr Fühlen und Leiden im stillen Kämmerlein verstecken, und draußen, zum Beispiel in Sizilien, wo die Menschen das Bedürfnis haben, ihr Gefühl wie ein Kleid zu tragen und der Welt durch Zeichen zu verstehen zu geben: „Ich leide — leidet mit mir!" So in Girgenti, wo ich an der Tür eines mitten in der alten Tempelreihe gelegenen Hauses einen mächtigen schwarzen Krepp angenagelt sah, der den Vorübergehenden belehrte, daß der Padrone di casa, der Hausherr, nun auch den Weg gegangen war, den Tausende von Jahren vor ihm die braunen Tempel und die Menschen gegangen waren, die einstmals in den Tempeln zu Göttern gebetet hatten. So in Taormina, wo der Trauerflor an einem buntbemalten sizilianischen Karren verkündete, daß der Bauer, dem der Karren gehörte, gestorben war, und wo sogar der Mulo, der Maulesel, der den Karren zog, mit einem langwallenden schwarzen Flor um den dahingegangenen Gebieter trauerte.

Und jetzt, in allerjüngster Zeit, in einem Lande, das weder Deutschland noch Italien ist, sondern mitten inne zwischen beiden liegt, in der Schweiz, habe ich wieder an einer Stätte gestanden, wo einer gewohnt hat, der mir lieb und wert war, der nicht mehr dort wohnt, nie mehr dahin zurückkehren wird, und das stumme, blinde Haus mit den holzverschlagenen Fenstern, dem verwilderten Garten, in dem ein einziges, letztes Geräusch des Lebens sich regte, das leise Murmeln des immer rinnenden Brunnens, hat mir eindringlicher und wehmütiger gepredigt, als seinerzeit der schwarze Krepp an der Haustür, daß die

Menschen, wenn sie abgeblüht haben, nicht wiederkehren, wie die Blumen es tun.

Das Haus, von dem ich spreche, steht über dem Bodensee auf Schweizer Seite, so daß man von seiner Schwelle hinunterblickt auf den Spiegel des Sees, das gegenüberliegende Gelände und das auf dem Wasser schwimmende Lindau, im Lande Appenzell, da, wo dieses zwischen Rorschach und der Talebene des Rheins sich wie ein großes, weitgebauschtes Kissen von grünem Sammet emporwulstet. Auf der Höhe des Wulstes liegt ein freundlicher Ort, der heißt Heiden, und wenn man durch die Gassen dieses Ortes hinausgeht, bis dahin, wo die Straße nach Rorschach hinunterbiegt, kommt man an ein einsames Haus, vor dem man stehen bleibt, weil es anders aussieht als die anderen Häuser. Denn seitdem in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts das alte Heiden abgebrannt, ist ein neues entstanden, mit modernen, schweizerischen Häusern, die wohl sauber und heiter, für meine Empfindung aber ohne rechte Individualität sind, weil sie zu viel Fenster haben, einen internationalen, mehr oder weniger französelnden Charakter aufweisen, wie denn auch das Brot, das man daselbst zu essen bekommt, an das für meinen deutschen Gaumen schreckliche, schwammige französische Weißbrot erinnert. Da draußen aber, am Rorschacher Wege, das einsame Haus, wenn man davor steht, fragt man sich, wer mag das hier erbaut, das hier bewohnt haben? Aus dem Grundstock eines gewöhnlichen Schweizer Bauernhauses ist ein Gebäude herausgewachsen, einfach zwar von Holz, mit Schindeln bekleidet, wie die andern, aber dennoch so anders, ganz anders als die übrigen. Die Wände des Hauses in symmetrischer Abmessung von Fenstern durchbrochen; über den Fenstern, wie Wimpern über schönen Augen, lang und schlank ausladende Fensterdächer. Die Eingangspforte mit dickem, schwerem Rankengrün umsponnen, und von Grün umrankt auch die Söller, die sich an der Mittagsseite des Hauses in zwei

Stockwerken übereinander aufbauen. Ein Haus, das in dem sammetgrünen, von Milchduft, Kuhgeruch, Gesundheitsbrodem überwölbten Lande so seltsam, beinah fremdartig dasteht, als wäre es wie ein Sternkristall aus einer höheren Luftschicht, aus dem Äther der Kunst herabgeflockt und hier zur Erde gekommen. Eine Künstlerseele — das fühlt man — muß diese Stätte zum Wohnort erkoren, eine Künstlerhand dieses Haus ersonnen und ausgebaut haben. Und ein solcher Mensch ist es denn auch gewesen, der hier gehaust hat, ein Schmetterling aus dem Lande, wo die geheimnisvollen Blumen der Kunst blühen, der, nachdem er lange unschlüssig wählend über der Erde umhergeflattert war, an diesem Erdenfleck sich niedergelassen und angesogen hat, um hier zu bleiben bis zu seinem letzten Tage, Heinrich von Herzogenberg.

Indem ich den Namen niederschreibe, ist mir, als erschiene mir ein Gesicht; tiefe, große, leidvolle Augen, von länglich gezogenen, hageren Zügen umrahmt, ein Gesicht, das sich zu mir wendet, als hätte mein stummer Gedanke es gerufen und geweckt, mit so langsamer, mühevoller Wendung, wie Menschen es tun, die den Kopf nicht mehr frei auf dem Halse bewegen können, sondern, wenn sie sich zu uns wenden wollen, den ganzen Oberleib herumzudrehen gezwungen sind. Das ist seine Erscheinung, wie ich ihn zuletzt gesehen, das Bild seines Zustandes, in den ihn die furchtbare nervenzerschneidende Operation versetzt hatte, die vom Arzte an ihm vorgenommen worden war; und indem dieses Gesicht, dieses Bild langsam vor mir aufdämmert, ist mir, als stände ein Wort darunter geschrieben, eine Bezeichnung, ein Titel, und indem ich es entziffere, lese ich das Wort „Tragödie“.

Denn was bedeutet Tragödie anderes, als Kampf von etwas Edlem gegen übermächtige Gewalten? Als ein Unterliegen, in dem wir, die Zuschauer, uns mit unterliegen fühlen, gehoben und gestärkt durch das Bewußtsein, daß der Held der

Tragödie es ist, der uns den Untergang abnimmt, indem er für uns das große Leid erträgt?

Wer dem Leben Heinrich von Herzogenbergs zugesehen, hat eine Tragödie mit angeschaut, die so viel Akte hatte, wie dieses Leben Jahre, einen Kampf, der äußerlich in dem verbogenen, verkrümmten, gelähmten Körper zutage trat, nach innen aber lautlos in einer lautlos stolzen, verlangenden und nie erlangenden, gequälten Seele rang.

Der Gegner, der ihm gegenüberstand und schließlich stärker war als er, wie er schließlich stärker ist als alles, was von Mutterleibe kommt, war der, von dem ich gesprochen habe, der Unsichtbare, Schreckliche, den andere Kranke Freund und Erlöser nennen, den dieser Kranke aber Feind und Verderber nannte, weil er die Seele ihm lähmen wollte, die feurig, schlank und jung in dem kalten, verkrümmten, vermorschten Leibe blühte, den er von sich hielt und von sich fort stieß mit aller Kraft des Willens, bis er das vollbracht haben würde, was zu vollbringen er sich sehnte, eine große künstlerische Tat, ein bleibendes Werk der Musik. Ob er dahingegangen ist mit Hinterlassung eines solchen, ihn und die Zeiten überlebenden Werkes? Ich bin kein Musiker, weiß es nicht, kann es nicht beurteilen. Aber wenn ich an seine Persönlichkeit zurückdenke, den Ausdruck seines Gesichts, an Worte, die ich hier und da von ihm gehört, die gelegentlich wie Späne aus einem Hammerwerke aus ihm herausflogen und den eisernen Kampf verrieten, der da drinnen hämmerte und stampfte, dann will eine Ahnung mir sagen, daß er nicht mit der gelassenen Ruhe dessen, der ein Lebenswerk hinter sich verbracht weiß, sondern daß er mit einem: „Ich bin noch nicht fertig; noch nicht!" in die Arme gesunken ist, die sich um ihn schlossen, um ihn dahin zu tragen, wo „Musik ist in den ewigen Sphären".

Ein hartnäckig unerbittlicher Gegner war es, der ihm gegenüberstand. Und daß er die Hand auf ihn legte, ihn Jahre

vor dem Sterben mit dem Stempel zeichnete, der ihn als seine Beute bezeichnete, daß er ihn als halbtoten Mann in das Haus am Bodensee, in das Land des strotzenden, grünen Lebens einziehen ließ, war noch nicht das Schlimmste, was er an ihm tat. Etwas Böseres verbrach er an ihm, etwas Grausameres, indem er ihn einsam machte, ein Wesen von seiner Seite riß, eine Frau, diesem Manne die Frau[1]) nahm, die neben ihm hergegangen war, als seine Helferin in körperlichen Nöten, seine Teilnehmerin an Gedanken und Entwürfen, seine Begleiterin auf dem Klavier, seine zweite musikalische Seele, ein Geschöpf von solcher Holdseligkeit der äußeren Erscheinung, solcher Lieblichkeit und Liebenswürdigkeit an Seele und Gemüt, daß ihr körperliches und geistiges Bild unvergessen und unvergeßlich in der Erinnerung aller fortlebt, die sie jemals gesehen, ihrem reizenden hannöverisch-deutschen Sprechen jemals gelauscht haben.

Solch ein völlig ineinander verschlungenes Zusammenleben von Mann und Frau, das sich mit Gedanken, Empfindungen, Wünschen und Bedürfnissen wie ein edles Blütengewinde um den Lebensbaum rankte, der gemeinsam zwischen beiden stand, wer es mit angesehen hat, wie muß der den Kopf schütteln zu dem heutigen, neurasthenischen Geschwätz, das in der Ehe nichts weiter sehen will als eine Verkrüppelungsanstalt für die Frau; das der Frau verbieten will, im Gatten aufzugehen, weil die Frau sich nicht ausbeuten lassen dürfe vom Manne, ihm gegenüber vielmehr ihre Individualität zu behaupten habe, als Gleiche gegenüber dem Gleichen. Ganz aufgegangen in aufopfernder Betätigung für den geliebten Mann ist die Frau, von der ich spreche, die schöne, edle, ganz weibliche Frau, und nicht ein Atom von ihrer Persönlichkeit, nicht einen Funken ihres Geistes

[1]) Elisabeth von Herzogenberg, geb. von Stockmar, starb in den letzten Tagen des Jahres 1891.

hat sie dabei eingebüßt. Eines freilich war vorhanden und muß vorhanden sein, wenn Ehe zur Ehe, zur ergänzenden Gemeinschaft der Geschlechter werden soll: ein Lebensbaum muß zwischen beiden stehen, der mit dem Wipfel über den Alltag hinaus in eine höhere Atmosphäre hinaufweiset, den Mann und Frau gemeinsam begießen, hegen und pflegen, und an dem sie gemeinsam emporwachsen können.

Und an diesen Baum trat nun der Feind, der unerbittliche, heran, mit der eisernen Faust griff er in das Blütengewinde, und indem er die eine Ranke herabriß, verwundete er die andere bis ins Herz.

Wer diese beiden Menschen nebeneinander gesehen und gekannt hat, die Verkörperung des blühenden Lebens neben dem leibhaftigen Abbilde des leidenden Siechtums, der muß es, neben der Härte, wie einen grausamen Hohn des Schicksals empfinden, daß diese Frau ihrem Manne vorangehen mußte in den Tod. Unvergeßlich ist mir das Wort, das ich einstmals von ihrem Munde hörte: „Beinahe schäme ich mich manchmal meiner Gesundheit, wenn ich das Leiden an meiner Seite, meinen armen Mann ansehe.“ Und plötzlich sollte sie keinen Anlaß mehr haben, sich zu schämen; ein Herzschlag traf das liebreiche Herz, und die anmutige Frau war dahin.

Warum ich ihrer so lebhaft gedenken mußte, als ich vor dem toten Hause stand? Weil die hoffenden Gedanken der beiden Menschen sich an dieses Haus geklammert hatten, als an ein letztes, für beide zu erreichendes Asyl; weil mir, als ich davor stand, die Verse Heinrich von Kleists ins Gedächtnis kamen, die herrlichen, mit denen er seine Penthesilea schließt:

> Die abgestorbne Eiche steht im Sturm,
> Doch die gesunde stürzt er schmetternd nieder,
> Weil er in ihre Krone greifen kann.

Denn nur einem von ihnen sollte zuteil werden, was sie für sich beide ersonnen und erhofft hatten, und dieser eine war

der Kranke, an dem der Sturm vorüberging, während er die gesunde Eiche darniederwarf. Fernher aus Berlin, wo sie wohnten und lebten, waren sie an die lachenden Ufer des Bodensees hinuntergezogen, im Schweizerhof zu Heiden hatten sie Quartier genommen, und von dort, an einem Sommer-Sonnenmorgen, waren sie, Hand in Hand, hinausgegangen dahin, wo der Rorschacher Weg hinunterbiegt, und hatten gemeinsam den Kern gepflanzt, aus dem ihre Hoffnung erblühen sollte, den Grundstein zu ihrem Hause gelegt. Einmal noch hatten ihre Herzen in einer gemeinschaftlichen Sehnsucht geschlagen, einmal noch hatte die Zukunft ihnen beiden verheißend in die Augen gelacht — dann als der Kern in Blüte gegangen, das Haus errichtet war, zog ein einsamer, gebeugter Mann hinein, und alles, was er von der anderen mit sich nahm in die neue Behausung, war die Erinnerung und ein von Hildebrand geschaffenes, schönes Reliefbild, in dem sie, in Farben, als heilige Cäcilie an der Orgel, im blauen Gewande, mit blond herabflutendem Haare dargestellt war.

Dort hat er dann noch jahrelang — gesessen — in des Wortes buchstäblicher Bedeutung; denn die Krankheit schritt fort und lähmte ihn schließlich derartig, daß er kein Glied mehr rühren konnte — von treuen, freundlichen Frauenhänden besorgt, aber nicht von jenen, die einstmals auf dem Klavier neben ihm hergeflogen waren und ihm seine Kompositionen, noch feucht von der Niederschrift, vorgespielt hatten. Dorthin ist dann auch er seit dem Beginn des neuen Jahrhunderts nicht mehr zurückgekehrt. Im Herbst 1900, in Wiesbaden, fern von Berlin und dem Bodensee, von den Orten, wo er gewirkt und wo er genossen hatte, hat die ringende Seele ausgerungen, und Heinrich, sowie Elisabeth von Herzogenberg, beide sind sie dahin.

Ja — dahin. Kinder von ihnen sind nicht vorhanden, die das Seelenfeuer der Eltern, wenn auch vielleicht in kleinere Flammen zerteilt, weitertragen könnten. Erben sind da — aber

sie haben die hölzernen Fensterläden geschlossen, die Söller mit dem Blick ins herrliche Land mit Brettern vernagelt; der Garten verwildert und das aus feinstem, individuellstem Schönheits- und Lebensgefühl hervorgegangene Haus wartet des Käufers Irgendwer, der vom Lande Irgendwo herkommen soll, um es zu kaufen.

Einem Gastwirte im Orte Heiden sind die Schlüssel anvertraut. Von diesem habe ich sie mir geben lassen, und in Begleitung meiner Frau bin ich hineingegangen in das stumme, blinde, das gespenstische Haus. Es war eine Wanderung, schaurig und ergreifend, merkwürdig, wie ich keine je im Leben gemacht habe.

Aus hell-lichtem Tage eintretend, umfing uns rabenschwarze Nacht, so daß wir im Hausflur ein Streichholz anzünden und bei dessen Schein ein Petroleumlämpchen suchen mußten, das auf dem Lampentische im Flur stand. Mit dieser dürftigen Leuchte versehen, wie Wanderer, die sich Katakomben entlang tasten, gingen wir alsdann von Zimmer zu Zimmer, durch beide Stockwerke des Hauses. Und nun, als wenn man in der Katakombe plötzlich und unvermutet in die Züge eines Gesichts blickte, das uns lautlos aus dem Dunkel ansieht, beim Schein des Lämpchens in unserer Hand aufblickend und wie aus dem Schlafe aufwachend, die vollständig erhaltene Ausstattung eines wohnlichst eingerichteten Hauses, Betten, Tische, Schränke und Stühle, alles modernste Rüstzeug für moderne Bedürfnisse, elektrische Klingelleitung, Badestube und Badeapparat, alles so vorhanden, so zum Gebrauche fertig und einladend, daß man das Gefühl bekam, als träte man unter eine Schar von treuen Haustieren, die des heimkehrenden Gebieters warteten, daß man unwillkürlich behutsam auftrat und leise sprach, weil man sich als Fremder, beinahe als Eindringling empfand, der kein Recht hatte, das Geräusch des Lebens hervorzubringen, das nur der Hausherr hätte erwecken dürfen. Türen und Wände, Fußböden

und Decken, der ganze umgebende Rahmen für die Möbel, die der Rahmen umschloß, von blassem, hellem, poliertem Tannenholz, dabei alles so zueinander passend, in Farbe, Gestalt und Charakter miteinander übereinstimmend, daß man wie vor einem einheitlich geschlossenen, aus der Harmonie selbst geborenen Gedanken bewundernd vor dem Ganzen stand. Im Speisezimmer, um den großen, gastlichen Tisch noch die Stühle gestellt, an der Wand des Speisezimmers eine Kredenz mit großgeblümtem, freundlich lachendem Porzellan. Im Salon darüber, die Wände ringsherum noch mit Bildern geschmückt; lauter Nachbildungen nach großen, alten Italienern. Im Zimmer daneben, auf einem Bücherbrett noch die Bücher, darunter ein ganzer Stoß von Heften der „Deutschen Rundschau", abschließend mit dem Septemberhefte von 1899, dem letzten Monat, den er in seinem Bodensee-Hause verbracht hat. Überall Spuren und Zeichen eines trotz Leiden und Lähmung rastlosen, geistigen Arbeitens, eines ununterbrochenen Verkehrs mit dem Geistesleben der großen Welt; überall die Merkmale einer Natur, die mit allen Fäden und Fasern am Geistigen hing, mit allen Poren Schönheit in sich sog, deren Lebensatem Kunst und immer nur edelste Kunst war.

Schweigend, indem wir dieses alles sahen, dies alles durchmusterten, diese reiche, tiefe, von der öden Stille des Grabes bedeckte Lebensfülle, blickten wir uns in die Augen, meine Frau und ich: „Welche Seele! Welch ein Mensch!" Und es war uns, als umhauchte uns der hinterlassene Duft einer Blume, die einmal geblüht hatte und deren Stätte auf Erden nicht mehr ist.

Tränen kamen uns in die Augen; wir erinnerten uns, wie manchmal dieser Mann, als er noch lebte, uns aufgefordert hatte, ihn in Heiden zu besuchen, und wir glaubten eine vorwurfsvoll flüsternde Stimme zu vernehmen: „Warum kommt ihr jetzt, da es zu spät ist?"

Vorsichtig, wie wir hinaufgestiegen waren, gingen wir die Treppe von Tannenholz wieder hinab, löschten unsere Lampe und schlossen die Tür. Knirschend drehte sich der Schlüssel im Schloß hinter uns; da drinnen war jetzt wieder lichtloses Dunkel, das Haus wurde wieder zum Grab, und was in dem Hause war, sank zurück in regungslosen Todesschlaf. Im Garten, von dem der Blick hinaus und hinunter geht in das smaragdgrüne Land, auf den leuchtenden Spiegel des Sees, blieben wir stehen. Ein Regensturm war herniedergegangen, während wir in der Dunkelheit umhertappten; Wolken trieben, und über dem Bodensee, wie ein grollendes Geheimnis, lag düstere Nacht.

Geheimnis — und was uns da drinnen wie ein Schattenbild erschienen war, wie das Aufleuchten eines unbekannten Landes, das ein Blitz erhellt, das Seelenleben des merkwürdigen Mannes, hatte er es nicht auch wie ein Geheimnis mit sich genommen, ein unausgesprochenes, über das seine Freunde nachdenken und sinnen, ohne doch zu einem festen Ergebnis zu gelangen? Denn wer hat hineingeblickt in die Vorgänge, die sich in dieser Seele, dieser ehrgeizigen, abgespielt haben mögen, wenn sie sich zürnend, anklagend, verzweifelnd gegen das Schicksal, den Kerkermeister erhob, der sie eingesperrt und gekettet hatte, daß sie nicht hinaus konnte zum höchsten Flug? Wer sagt uns, wie es in einem Menschen aussehen mag, dessen Geist durch alle Weiten, Höhen und Tiefen des Weltalls stürmt, während sein Körper so in den Stuhl gebannt sitzt, daß ihm sogar die Nahrung von fremden Händen zum Munde geführt werden muß? Aufzeichnungen hat er nicht hinterlassen, soviel ich weiß, und das begreift sich; denn er war ein Künstler, und echte Künstler schreiben keine Tagebücher — in ihren Werken malen sie das Bild ihrer Seele. Und da eben liegt es — die ganz großen Meister, die ganz gewaltigen Errichter künstlerischer Lebenswerke hinterlassen kein Geheimnis. Ihr Wirken und

Schaffen liegt wie ein ausgebreitetes Land vor unseren Augen, in dem wohl Höhen und Tiefen, vielleicht auch Abgründe sind, über dem aber der Geist wie eine große Sonne leuchtet, durch welches die gestaltende Kraft eine breite, mächtige, vorwärtsstürmende Linie zieht, einen Weg, auf dem sich der Beschauer immer wieder zurechtfindet. Das Leben solcher Großen studiert man — man grübelt darüber nicht nach. Anders dagegen bei denen, bei denen Schaffenslust nicht immer gleichbedeutend mit Schaffenskraft, und Schaffenskraft noch nicht immer gleichbedeutend mit gestaltender Kraft ist. Über dem Landschaftsbild, das ihr Wirken und Leben darstellt, liegen Schatten und Dunkelheiten, in denen sich der Beschauer grübelnd verliert, und statt des mächtigen, gradausführenden Wegstranges, der bei jenen hindurchführt, laufen die Wege in ihrem Lande oftmals die Kreuz und die Quer. Das sind die Menschen, die ein Geheimnis hinterlassen, ein ernstes, ein schweres. Denn wer sich jemals mit Kunst und Künstlertum beschäftigt hat, weiß, daß es kaum ein rätselvolleres Geheimnis gibt, als das Mißverhältnis zwischen künstlerischem Empfindungs- und Gestaltungsvermögen, zwischen künstlerischem Wollen und Vollbringen. Weil es eine alltägliche Erscheinung ist, gehen wir daran wie an etwas Alltäglichem vorüber, beinahe mit spöttisch verächtlichem Lächeln; und doch sollten wir nicht lächeln; denn dieses Mißverhältnis bedeutet einen Riß in Menschenseelen, und in der Tiefe, zu welcher der Riß hinabführt, wühlen Schmerzen, die schlimmer weh tun als leiblicher Hunger und Durst.

Solche Gedanken lagen über mir, als ich den Weg, der nach Rorschach hinunterführt, wieder hinaufstieg, zu dem freundlichen, mit sich und dem Dasein zufriedenen Heiden.

Noch einmal, als wenn sie sich nicht losreißen könnten, kehrten meine Gedanken zu dem Hause zurück, dem Hause „zum Abendrot“, wie der Erbauer es bezeichnenderweise getauft hatte, und da fiel mir ein, daß ich dort etwas gelesen hatte, einen

Spruch, der am Kopfende einer hölzernen Bettstatt eingegraben gewesen war:

> Schlafe in Ruh, schlafe in Ruh,
> Tag ist vorüber mit seinem Schall;
> Gottes Liebe deckt dich zu
> Allüberall.

Ob er das für sich selbst geschrieben hatte? Oder für die, welche mit ihm hatte wohnen sollen im „Abendrot"? Ob das Bett sein Bett war? Ob er darin geruht und geschlafen, manchmal vielleicht auch schlaflos gelegen hat? Ich weiß es nicht; aber mir war, als hätte ich einen Grabspruch gelesen.





Auf den Trümmern von Akragas
Eine Mär

Deutsche Rundschau. 29.
Jahrgang. Heft 6.
März 1903.

ST





ie Königsmumie, braun und müde" — in einem Freiligrathschen Gedichte habe ich das gelesen, bald fünfzig Jahre sind es her, einem farbenglühenden, das ich mit glühender Knabenseele verschlang. Von einem Löwen ist in dem Gedichte erzählt, der am „Nilstrom in der Wüstenei" steht und brüllt — „sein Brüllen tönt so hohl und wild" — es erschüttert Luft und Länder ringsum, und „die Königsmumie, braun und müde, erweckt's im Schoß der Pyramide".

Unablässig ging meine Phantasie dem Bilde nach, in die Pyramide kroch sie hinein und beobachtete, wie das da drinnen aufwachte, das tote, braune Ding, wie es die Augenlider von den verglasten Augen schob, den Oberleib aufrichtete, langsam alles, langsam, und wie es lauschte: „Wer ruft da? Wer weckt mich?" Wie dann allmählich, indem die Stimme des Weckers draußen verhallte, der Berg sich wieder niedersenkte, der lastende, den man Todesschlaf nennt, wie die Augenlider herabfielen, die Glieder wieder zurücksanken, und die Mumie wieder zur Mumie, der Tote zum Leichnam wurde, um weiter zu schlafen in die Jahrtausende hinaus, wie er Jahrtausende bereits verschlafen hatte. Denn daß etwas, das dem Tode verfallen ist, nicht mehr hinaus kann aus dem eisernen Bann, das sagte mir mein Knabenverstand wohl; aber daß es für Augenblicke wieder aufwachen, noch einmal zurückdenken könne an das gelebte Leben — o ja — das konnte ich mir vorstellen, das schien mir nicht undenkbar. Woher mir der Glauben kam? Kaum, daß ich es zu sagen wüßte. Vielleicht, daß es eine Vorahnung war, daß ich später, viel später einmal im Leben erfahren sollte, daß so etwas wirklich geschehen, Totes, das einmal ganz lebendig gewesen, für Augenblicke wiedererwachen, Gedanken, die es vor Zeiten gedacht, noch einmal denken, aus der eisigen Erstarrung noch einmal aufblühen kann zum warmen, duftenden Leben.

Der Tag, an dem mir diese Kunde ward, kam beinahe fünfzig Jahre nach dem Tage, an dem ich das Gedicht gelesen hatte, das Land, wo sie mir wurde, war das geheimnisvolle, wo die Weltgeschichte uns jung erscheint, weil auf das alte Haupt der Geschichte die uralte Sage herabblickt wie eine schneehäuptige Urahne, die auf das graue Haar einer Mutter herabschaut, das Land der Wunder, die Insel Sizilien.

Denn in Sizilien ist eine Stätte, da liegt eine Mumie, eine uralte, eine braune, halb über der Erde, halb darunter; nicht die Mumie eines einzelnen, sondern einer Million von Menschen, einer Stadt; aber eine Königsmumie auch, denn königlich war einstmals diese Stadt. Akragas hat sie sich genannt, als die Griechen sie bewohnten, Agrigentum hieß sie alsdann bei den Römern, und jetzt, im Munde der Italiener, heißt sie Girgenti, schon durch die Wandlung des Namens bekundend, wie der Granit der Antike sich im Laufe der Jahrhunderte stufenweise herabgewandelt hat, bis daß er zum modernen, aufgeklebten Stuck wurde. Wie all die großen Stätten Siziliens, so ist auch diese noch vor der Geschichte, zu einer Zeit geboren worden, „als Sage noch der Wirklichkeit gebot“. Damals — wann war es — kam an dieser Küste, die das afrikanische Meer bespült, ein Mann an, ein geheimnisvoller, der anders war als alle Menschen, und Wege ging, die kein Mensch außer ihm zu gehen vermochte. Denn von Kreta kam er, also weit übers Meer, aber nicht wie andere, im rudernden Nachen oder bewimpelten Schiff — auf Flügeln kam er, durch die Luft. Dieser Mensch konnte fliegen. Dädalus war es, der Wundermann, dessen Kopf unerhörte Geheimnisse barg, der Dinge zu verfertigen wußte, bei deren Anblick die Menschen erstarrten, der auf Kreta dem Könige Minos das Labyrinth gebaut hatte, in dessen Tiefen der furchtbare Minotaurus wohnte, und der sich jetzt Flügel gemacht hatte, weil er hinweg wollte von Kreta und König Minos, und weil er fliegen mußte, wenn er den

Schiffen des Königs entfliehen wollte. Flügel für sich und für Ikarus seinen Sohn, die aber nur ihn zur Freiheit tragen sollten, weil Ikarus der Knabe sich an der Sonne die Flügel versengte und ertrinken mußte, elend im Meere. Der andere aber, der Vater, kam an und stieg zur Erde herab, und dort, wo er niederstieg, an Siziliens Küste, herrschte damals ein Mann, ähnlich wie auf Kreta Minos, ein Tyrann, wie man später, zur Zeit der Republiken, solche Männer nannte, ein König, wie sie damals hießen, damals, als die Verse des großen Homeros von Ionien her über das Mittelländische Meer rollten und seine Worte noch galten:

Nimmer taugt's, wenn die Menge regiert, ein einz'ger sei Herrscher,
König sei, wem die Gaben dazu der Kronide verliehen.

Und bei diesem Könige suchte Dädalus Schutz, denn er wußte, daß Minos ihn suchen und verfolgen würde, weil er ihn wieder haben wollte, seinen Künstler, seinen Zauberer, sein Genie, weil er ihn keinem anderen gönnte. Und so entstand an der Stätte, wo später Akragas die Stadt stehen sollte, das erste Bauwerk, denn seinem neuen Schutzherrn errichtete Dädalus eine Burg. Die war so kunstreich und geheimnisvoll eingerichtet, daß nur der, welcher sie erbaut hatte, und nur der, für den sie bestimmt war, den Aufgang zu finden vermochte. Die Gelehrten von heute sagen, die Burg sei verschwunden, daß man ihre Spur nicht mehr finde; aber das ist nicht richtig: sondern wenn man von der Küste ins Land hineingeht, erblickt man auf einer schier unzugänglichen Höhe, wo der Schrecken der Einsamkeit herrscht und Adler ihr Nest bauen, einen Wall, der freilich von unten wie ein Felsenwall aussieht, den aber in Wirklichkeit nicht die Natur, sondern Geist und Hand eines Menschen, eines gigantischen, getürmt hat; das sind die Reste von Dädalus' Burg.

Menschenwerk und Natur, Mauer und Felsenboden gehen

so ineinander, daß man sie nicht mehr unterscheidet, und da, wo der Fels an den Mauerwall stößt, ist ein keilförmiger Spalt, der den Felsen von oben bis unten durchreißt, der ist auch damals entstanden, und seine Entstehung war diese: als die Burg beinahe vollendet war, da endlich, nach langem Fragen, Forschen und Suchen hatte König Minos erfahren, wohin er sich gewandt hatte, der treulose, der unentbehrliche Dädalus. Darum nun, mit klatschenden Rudern und rauschenden Segeln kam er hinter ihm drein übers Meer und landete in Sizilien, und weil es schon damals einen Schlüssel gab, der alle Geheimnisse erschloß, den goldenen, so erkundschaftete er den Weg, auf dem er hinaufgelangte zur Burg. Und auf der Mauer der Burg stand Dädalus, den Keil in der Hand, mit dem er soeben die letzten Steine behauen und zusammengefügt hatte, und da sah er König Minos den Berg herauf und über die Felsen herankommen. Da, als er schon den Triumph im Gesicht des Verfolgers und keinen Ausweg mehr erblickte, ihm zu entkommen, erhob er den Keil, den er in den Händen trug, den mächtigen, den nur er zu regieren wußte und niemand sonst, und — Krach — schleuderte er den Keil in den Felsen, daß ein Spalt entstand, gerade vor Minos' Füßen, den Felsen durchreißend von oben bis unten, daß kein Mensch und kein wandelndes Tier, daß nur der fliegende Vogel darüber hinweg zu kommen vermochte. Und als König Minos das sah, da erkannte er, daß es freilich Dädalus war, was ihm da, am Rande des gähnenden Spaltes, gegenüber stand, zugleich aber auch, daß dieser Dädalus nicht sein Dädalus mehr war, und er wandte sich den Weg zurück und sah ihn niemals wieder.

Darauf, als das alles geschehen war, viele, viele Jahre später — wer sagt, wie viele — schlug die Weltgeschichte ihr leuchtendes Auge auf. Und aus dem Schoße der Weltgeschichte wurde ein Geschlecht geboren, schön, wie der eben aufgehende junge Menschheitstag, das war das Volk der Hellenen. In

dessen Augen lag die Vergangenheit wie eine von Sternen durchleuchtete Nacht und die Zukunft wie ein von der Sonne des Gedankens verklärtes Land, in dessen Adern rollte das Leben schaffende Blut der Erde, und als sie die Erde beschritten, ging in ihrer Mitte mit verhüllten Gliedern und verschleiertem Gesicht eine Gestalt, die bis dahin noch nie auf Erden gesehen worden war, deren Antlitz zu entschleiern, deren Glieder zu enthüllen, das Werk ihres ganzen Erdenlebens ward, das war die Schönheit.

Da geschah es an einem Tage, als die Sonne in dem „unendlichen Lachen" des Jonischen Meeres sich badete, daß über den Fluten dieses Meeres, vom Morgen herkommend, eine Schar von dreieckigen Segeln auftauchte, die allesamt den gleichen Gang steuerten, auf die dreieckige Insel, Trinakria-Sizilien zu. Das waren Männer des hellenischen Volkes, die eine neue Wohnstätte suchten an den Ufern des Meeres, das um ihre Kindheitswiege gerauscht und ihnen Verheißungen von fernen, noch schöneren Ländern zugeflüstert hatte. Fröhlicher Lärm war auf den Schiffen, Schwatzen und Lachen, Flötenspiel und Geschrei, denn die Hellenen waren kein leise tretendes und leise redendes Volk. Als aber die Schiffe dem Ufer sich näherten, geschah etwas Merkwürdiges: das Geschrei verstummte, und statt des Lärms entstand lautlose Stille. Denn als die Männer diese Landschaft erblickten, die die Natur vor ihren Augen aufgebaut hatte wie den Hintergrund eines gewaltigen Theaters, auf dem sich Dramen abspielen sollten von nie dagewesener Pracht und Herrlichkeit, Lieblichkeit und Furchtbarkeit, da fühlten sie, daß die Stunde gekommen war, in welcher der Mensch verstummt, die Schicksalsstunde, darum versagte ihnen der Atem und sie wurden stumm. Und daher, daß plötzliche Stille ward, mag der Name gekommen sein, den die Stadt später trug; denn weil in der Sprache der Hellenen das Geschrei Kraugé (*κραυγή*) hieß, und plötzlich kein Geschrei mehr war, so sagten

sie, hier ist A-Kraugé, das heißt „ohne Geschrei“, und daher kam später der Name „Akragas“.

Wie ein Diadem, das die Stirn eines Götterhauptes umwindet, so lief ein Felsenkranz um den obersten Rand der Hügel; wie braunes Haargelock quoll unter dem Felsendiadem die braune Erde hervor, zum Strande herab, und vom Rande der Hügel bis hinunter ans Meer in breiter, sanfter, allmählich absteigender Senkung lag vor den Ankömmlingen das neue Land wie eine mächtige, weiche, von der Sonne dunkel geküßte Frauenbrust, die ihnen entgegenschwoll: „Kommt her zu mir, denn hier ist Fruchtbarkeit und Reichtum und Fülle des Lebens für Millionen und für Jahrtausende.“

Darum, nachdem das schweigende Staunen noch eine Zeitlang gedauert hatte, durchbrach jählings ein donnernder Schrei die Stille, nicht ein durcheinander wogendes Geschrei, sondern ein Ruf, der aus all den vielen tausend Kehlen wie der Schrei eines einzigen Mannes hervorbrach, als hätten all die vielen Tausend nur einen und denselben Gedanken gedacht, ein und dasselbe Gefühl gefühlt: „Hier wollen wir bleiben und unsere Stadt erbauen!“

Von den Schiffsborden sprang es herab: Männer, Frauen und Kinder, das ganze Volk; an den Tauen wurden die Schiffe ans Ufer gezogen und auf dem Strande verpflöckt; dann, wie ein Schwarm von Zugvögeln, die das Ende der Wanderfahrt, die Heimat begrüßen, zogen sie jauchzend die braune Ebene dahin, bis hinauf, wo das Felsendiadem die Hügel droben krönte, und dort oben, wo ein breiter, mächtiger Felsen, wie eine Perle, die das Diadem schließt, aus dem Felsenkranze hervorsprang, beschlossen sie, den ersten Stein einzusenken, das erste Gebäude zu erbauen, das sollte ein Tempel sein, und geweiht sollte der Tempel sein der Göttin, die allen Hellenen vor allen Göttern und Göttinnen heilig und teuer war, der Tochter des Zeus, der Athene.

So taten sie, und sie taten recht; denn Athene, die eine eifernde Göttin war, furchtbar allen, die an ihr vorübergingen, hilfreich aber denen, die sie ehrten und verehrten, nahm huldvoll den Tempel an, den sie ihr brachten, und verlieh dem neuen Volke ihren Schutz.

Zu den Füßen der Göttin, erst nur in bescheidener Linie, unter dem Felsenkranze und diesen entlang, dann Straße nach Straße weiter hinabsteigend in die braune Ebene, immer tiefer zum Meere hinab, erst nur in bescheidenen und engen Häusern, dann in schöneren und immer weiter ausgreifenden, in Olivengärten gebetteten Gebäuden erstanden die Behausungen der Menschen, wuchs Akragas die Stadt. Aber weil diese Menschen fromm waren, und nicht vor Athene allein, sondern vor allen Göttern ehrfürchtige Scheu hegten, beschlossen sie, auch den anderen Göttern Häuser zu errichten, damit sie unter ihnen wohnten. Dazu als geeignetsten Platz ersahen sie sich die Stelle, wo die braune Ebene einige tausend Schritte über dem flachen Strand des Meeres in senkrechtem Felssturz zu diesem herabsteigt. Dies, sagten sie, soll die südliche Mauer unserer Stadt werden, und auf dieser Mauer, auf der Kante des Felssturzes, erbauten sie alsdann aus dem wachsbraunen Gestein, das ihnen die Berge schenkten, Tempel an Tempel, eine ganze Reihe, eine Götterstadt neben der Menschenstadt, so daß es nicht anders aussah als wäre der ganze Olymp zu Gaste gekommmen in Akragas, so schön, so groß und gewaltig, wie es auf Erden nie vorher etwas Herrlicheres gegeben hatte und nie später nachher, und so, daß noch heute dem Wanderer, der zu den Trümmern der Tempel hinaufblickt, die Knie sich beugen in Ehrfurcht und die Hände sich unwillkürlich erheben, als müßte er beten: „O ihr Götter, ihr Götter Griechenlands!"

Da stand zur äußersten Linken, an der Ecke, wo die Felsenmauer herumbiegt, der Tempel der Hera von Lakinion, den später die Römer den der Juno Lucina nannten. Dem folgte

in der prangenden Reihe nach rechts der Tempel der Aphrodite, den später die Römer, wie sie all die schönen griechischen Namen veränderten und verdarben, Tempel der Concordia nannten. An diesen schloß sich das heilige Haus, das dem Herakles zur Wohnung diente, und rechts endlich von diesem, jenseits des Tores, durch welches damals wallende Scharen zum heiligen Meere hinunter und vom Meere zur Stadt zurückzogen, und durch welches später die gräßlichen Punier unter Himilko und die mordenden Römer unter dem mörderischen Marcellus eindringen sollten, stand der Tempel aller Tempel, das Haus des olympischen Zeus.

So, zwischen dem Felsenstirnband dort oben und dem Felsengürtel hier unten, zwischen dem windumrauschten Hause der Athene auf der Höhe und den vom heißen Atem des afrikanischen Meeres umhauchten Tempeln der anderen Götter in der Tiefe entfaltete sich also die tausendblätterige Wunderblume, die Akragas hieß. Wenn der Geist Siziliens, der uralte, der im Ätna wohnt, und dessen schneeiges Haar über die Wände des Berges herabhängt, wenn er aus seiner nächtigen Behausung stieg — denn alle tausend Jahre einmal kommt er hervor und wandelt durch seine Insel, um zu sehen, wie es dem geliebten Kinde geht — wenn er, unsichtbar für menschliche Augen und unvernehmbar für menschliche Ohren, aus dem Ätna emporstieg und den prüfenden Rundgang machte durch sein Gebiet, dann blieb er lauschend und lächelnd stehen: an der Stätte dort drunten, wo früher kein Laut gewesen war als das Jahrtausende alte, gleichförmige Aufrauschen des Meeres, klang jetzt vieltausendfacher Lärm, menschliche Rede in Gespräch und Gesang, Rossegestampf und Rossegewieher, wunderbar abgerichteter Vögel zwitscherndes Lied und, süßer berauschend als all die berauschenden Töne, Saitengetön und der Flöte wie Mohnsaft träufelnder Klang.

Das war die jauchzende Stimme der fröhlichen Stadt,

der reichen, der schönen und üppigen, herrlichen Stadt, die Stimme von Akragas, dem rosseberühmten, dem waffenbewehrten, denn nicht der zarte Klang der Leier und Flöte nur, auch der Stahlklang von Panzer, Schwert und Schild ertönte in seinen Mauern. Denn damals war die Zeit, wo alles, was Nachtmenschen auf Erden hieß, aufstand, den jungen Menschheitsmorgen zu ersticken, wo alles, was den Stempel des Barbaren trug, zum Kampfe sich erhob wider Hellas und die Hellenen. Von Osten, wider Attika und den Peloponnes, brachen die Asiaten los, geführt von den moschusduftenden Persern, und von Afrika setzten die Afrikaner übers Meer nach Sizilien hinüber, die gräßlichen Punier, hinter denen wie der Schwefelgestank hinter dem Teufel der Geruch verbrannten Menschenfleisches zog, der Dunst, der sich ihnen in die Kleider gesetzt hatte von ihren Molochopfern in Karthago.

In Attika, da war einer, der hieß Themistokles, der raffte all die kleinen, behenden, gewandten Griechenschiffe zusammen in der Bucht von Salamis, und als der große Drache aus Asien herübergeschwommen kam übers Meer, ungefüge und plump, schoß er ihm in die Seite und rammte ihm die Flanke, daß der große Drache, brüllend vor Schmerzen, sich umwandte, nach Hause lief und den Kopf in Mutter Atossas Schoß verbarg: „O Mutter! Diese Griechen! Nie wieder mit ihnen spielen! Nie wieder!“

In Sizilien aber, wo die Punier bei Panormos ans Land gegangen waren, da, wo heute Palermo liegt, und sich eingenistet hatten, um von dort aus weiter hineinzudringen in die Insel, nach der ihre Habgier verlangte, waren es zwei, die die Sache in die Hand nahmen, Theron von Akragas und Gelon von Syrakus, sein Schwiegersohn, beides Tyrannen, und beides Männer, ganze, volle, gewaltige, die aus Männerscharen Heere zu machen und Heere zum Sieg zu führen wußten. Diese beiden, an der Spitze der Männer von Akragas

und von Syrakus, zogen vom Südufer Siziliens quer durch das Land zum Nordufer hinauf, wo bei Himera der Punier Hamilkar mit seinen Hunderttausenden zu Lande und seinen Schiffen auf dem Wasser stand, und über Hamilkar fielen sie her und schlugen ihn samt seinen Afrikanern in einer so furchtbaren Schlacht, daß Hamilkar sich heulend in das Opferfeuer stürzte, das er selbst dem Moloch angezündet hatte, und sich verbrennen ließ, weil er nach solcher Niederlage sich nicht wieder heim getraute nach Karthago.

Von da an, da war es, als wäre in Sizilien, da, wo Akragas lag, ein Licht aufgegangen, ein leuchtendes Feuer, ein Fanal, dessen Lichtglanz hinüberdrang bis nach Attika und dem Peleponnes, nach Hellas, dem alten Stammlande. Wie man in Hellas die Namen der zwei Städte kannte, Athen und Sparta, so war jetzt Akragas in jedem griechischen Munde, und da erhob Pindaros, der Sänger, die Harfe, die mächtige, deren Töne über ganz Hellas dahingingen, und sang einen Triumphgesang auf Theron, den Helden von Akragas, der sein Land errettet und mit schneeweißem Rossegespann den Sieg erstritten hatte in Olympia.

Und nicht nur, daß man von den Männern von Akragas sprach, Scharen über Scharen brachen von Hellas auf, die neue Wunderstadt zu sehen, an ihren Tischen zu sitzen, die so üppig und gastfrei sein sollten, wie sonst keine auf der Welt, in ihre Häuser zu blicken, die erfüllt waren, wie man sich erzählte, von süßem Gesange wunderbar abgerichteter Vögel. Wie um eine neu aufgegangene Sonne Planeten und Trabanten, so sammelten sich die griechischen Menschen um die neu erstandene Stadt, und unter diesen Trabanten und Planeten waren selber Sterne, Weltkörper, die in eigenem Lichte leuchteten, und deren Licht noch heute nicht erloschen ist: Pindaros, der Sänger, und der, welcher mit ihm um die Palme im olympischen Preisgesange rang, Bakchylides, der Dichter. Beide kamen sie, Akragas zu

sehen, und von Gela, dem kornumrauschten, benachbarten Ort, wohin er zürnend aus Athen entwichen war, als die Athenienser, seiner Größe nicht mehr fähig, von ihm zum Sophokles herabzusteigen begannen, kam der, welcher größer war als Pindaros und Bakchylides zusammen, und größer als alles, was nach ihm im Laufe der Jahrhunderte den dramatischen Griffel geführt hat, der mit dem Felsenhaupte, Aeschylos, des Euphorion Sohn, der so groß war, daß nur ein einziger ihn zu überbieten vermochte, er sich selbst, indem er bald darauf zu Gela sich die Grabschrift schrieb und nichts darin erwähnte vom Agamemnon und Prometheus, von den Persern und all den Titanenwerken, die er geschaffen, sondern nur eines zu seinem Ruhme sagte, daß er bei Marathon für das Vaterland gekämpft hatte. Der also kam, um Theron und die Stadt des Theron zu besuchen, und neben ihm noch einer, auch ein Dichter, dessen Worte heute noch forttönen im Ohr der Menschheit, Simonides, der Liederkundige, dessen Verse bald wie klingender Stahl und dann wieder wie süßer Honig der Liebe dahinflossen, in dessen Seele, einem nie verlöschenden Feuerbrande gleich, die Heldentaten seines Volkes nachglühten, und der die Erinnerung an den ganzen ungeheueren Kampf des Lichtes wider die Nacht, der Hellenen wider die Asiaten zusammenzuraffen gewußt hatte in einer einzigen Strophe, in dem einen Worte, das er den Dreihundert von den Thermopylen auf das schweigende Grab schrieb, ihm Stimme verleihend für alle Zeiten:

> Der vorüber du gehst, verkünde den Lakedämoniern,
> Daß wir liegen allhier, wie ihr Gesetz es befahl.

All diese großen Gedanken, diese mächtigen Gefühle, die da gedacht worden waren in dem denkenden Haupt, gefühlt worden waren in dem fühlenden Herzen der Menschheit, in Hellas, sie kamen noch einmal und kamen wieder in Haupt und Herzen der sizilischen Stadt. Wie eine blühende Tochter die schönheit-

prangende Mutter umarmt, so schlang sich das knospende Akragas um Hellas, das mütterliche Land. Da geschah es, daß auch die Jungfrau zur Frau heranreifte, und die Frau wurde Weib, das Weib wurde Mutter, Mutter von Tausenden und Abertausenden, von unerschöpflichen Geschlechtern. Um ihren heißen Busen wogten die Ölwälder, blühten die Kornfelder, um ihre strahlenden Glieder floß die Schönheit wie ein königliches Gewand. Da wurden auch die Kinder wie die Mutter, die Menschen wie die Stadt, und das Volk von Akragas ward ein üppiges, reiches und weiches Volk.

Wenn sie in den Straßen gingen, so leuchtete es darinnen, wie von wandelnden Flammen, denn Männer und Frauen, die Kinder sogar, alles ging in purpurnen Gewändern. Dazu war ein Duft, wie wenn der Wind über Blumenfelder zieht, denn aller Gewänder waren mit köstlichen Essenzen besprengt, und das lockige, von goldenen Kämmen zusammengehaltene Haupthaar strömte von Salben. So weich wurden ihre Glieder, daß besondere Schafherden gezüchtet werden mußten, um aus deren Wolle die Kissen und die Matratzen zu stopfen, auf denen sie ruhten zur Nacht, so zärtlich ihre Füße, daß alles Pflaster in den Straßen mit gesiebtem Meersande bestreut werden mußte, um ihnen nicht weh zu tun, und daß man den Fuß des Knaben von dem des Mädchens nicht mehr unterschied.

Teiche wurden angelegt, mit lauterem, süßem Wasser gefüllt, auf dessen Oberfläche Wasservögel sich niederließen und Schwäne sich wiegten, während in der Tiefe seltene und auserlesene Fische hausten. Denn berühmt in ganz Sizilien und über Sizilien hinaus bis nach Athen, Korinth und Sparta, ja bis nach Kleinasien, waren die Mahlzeiten, die man in Akragas auftischte, und die Weine, die in den Kellern verwahrt wurden, in Kufen, so ungeheueren, daß es wie ein Meer von Wein war, das unter den Häusern stand. Und wer als Fremder in die Stadt kam, zur Zeit, wo in den Häusern die Tafeln gedeckt standen,

der brauchte nur hineinzutreten in das Haus, das ihm gerade gefiel, er war willkommen zum Mitschmausen und Mittrinken, jeder Fremde war ein geladener Gast. Hatte der Regen ihm da draußen das Gewand verdorben, so schenkte ihm der Hausherr ein neues, und wenn es not tat noch eines dazu. Wohl gab es Reiche und Arme in Akragas, aber Notleidende nicht, denn wer nichts hatte, der brauchte nur hinauszugehen, unter die Oliven und die Feigen, Weintrauben und Kaktusfrüchte, von denen jeder pflücken und essen durfte, soviel ihm beliebte, brauchte nur zu warten, bis daß von den Reichen einer seine Tochter verheiratete, oder seinen Sohn, denn zur Hochzeit, die dann hergerichtet wurde, war ganz Akragas geladen, und wer sich vor dem Hunger fürchtete, konnte sich Vorrat essen für acht Tage.

So rollte das Leben durch Akragas, wie eine große goldene Kugel, an der sie alle schoben, Männer und Frauen, Große und Kleine. Da waren nicht, wie in anderen Gegenden Siziliens, Feuerströme, die aus der Erde brachen, Wildbäche, die zu Tal gingen, sanft war ihnen der Boden, gütig die Natur, ein seliges Spiel war für sie das Leben, Lachen vom Morgen bis zum Abend, und Fröhlichkeit ohne Unterlaß. Nur von Zeit zu Zeit geschah es, daß das Lachen und Schwatzen plötzlich verstummte, und ehrerbietiges Schweigen an seine Stelle trat. Dann drängten sich die Menschen in den Straßen auf die Rechte und die Linke, kein Wagen durfte weiter fahren, damit Raum in der Mitte der Straße blieb für den wundersamen Aufzug, der dort die Straße einhergeschritten kam, und während alles mit erwartenden Augen dem Zuge entgegensah, ging ein Flüstern durch die Reihen: „Der große Mann kommt.“

Da erschien alsdann, wunderbar anzuschauen im lang nachschleppenden Purpurgewand, einen Kranz von goldenen Oliven im flatternden Haar, der rotgoldfarbige Bart herniederwallend bis auf die Brust, und aus zwei Augen blickend, so lebensprühenden, als wäre die ganze Daseinswonne der lebenschäu-

menden Stadt in ihnen vereinigt gewesen, ein hochgebauter, prachtvoller Mann, freundlich das Haupt beugend zur Rechten und zur Linken, alle sehend, alle begrüßend, und jeden einzelnen in der Menge zugleich, so daß jedem einzelnen, wenn die Sonnenaugen ihn trafen, das Herz im Leibe vor Freude erzitterte. Das war der Wundertäter von Akragas, sein Stolz und sein Ruhm, dessen Name genannt und gerühmt wurde, soweit die griechische Sprache klang, Empedoklés, der Heilkundige, der Weise, der geheimnisvolle Mann. So wie vor Zeiten Dädalus, barg er unerhörte Geheimnisse in seinem Kopf, seinem Wissen war die Erde untertan, wie einem Könige sein Reich. Nicht die Oberfläche der Erde nur, mit allem, was darauf wächst, guten Pflanzen und bösen, auch die Gewalten beugten sich ihm, die in ihrer Tiefe wohnen und das Leben bereiten, die das Auge nicht sieht, sondern nur der Geist. Anders aber, als Dädalus der Zauberer, der sein Können gebrauchte, um Wohnungen zu bauen für grausige Ungetüme, Burgen zu errichten, zu denen niemand den Zugang fand, Flügel zu ersinnen, die den Menschen ins Verderben lockten und in den Tod, diente sein Wissen dem Guten, und ein Wohltäter ward er den Menschen. Von seinem Munde gingen Worte, tiefsinniger Weisheit voll, in tönende Verse gefaßt, die wie goldene Bienen über den Häuptern der Menschen summten, sich darauf niederließen und den Menschen Belehrung brachten. Wo eine Krankheit war, gegen die kein Heiltrank mehr half, da erschien er, und mit ihm kam die Genesung. Was kein Mensch vermochte, das vollbrachte er, was allen Sterblichen verborgen war, das war ihm erschlossen, denn flüsternd erzählte man sich, daß er Tote zu erwecken wisse zum Leben und zu verkünden die Zukunft.

Einstmals, als aus Afrika der böse Wind herübergekommen war nach Sizilien und sich bei Selinus ein Stelldichein gegeben hatte mit dem Brodem der dortigen Sümpfe, und als infolge

davon eine Seuche entstanden war, unter der die Menschen verdarben, schickten die Leute von Selinus hilfeflehende Boten nach Akragas: „Es komme der Wundertäter von Akragas und helfe, sonst sind wir verloren.“ Und Empedoklés kam, die Seuche wich vor ihm zurück, und Selinus war gerettet. Da zündeten die Selinunter ihm Opferfeuer an und huldigten ihm wie einem Gott; und mit göttlichen Ehren, als er heimkam, empfingen ihn die Seinen in Akragas, und wie ein Gott ward er seitdem gefeiert.

Und wirklich, wie Dionysos oder sonst der Unsterblichen einer war er anzuschauen, wenn er durch die Straßen zog, prangend in eigener Majestät, umgeben und gefolgt von einer Schar auserlesener Knaben und Jünglinge, die mit Laubgewinden im Haar, und bunte, seidene Tücher in den Händen, vor ihm einher sprangen, ihm den Weg zu bereiten, ihn umtanzten und hinter ihm dreinzogen, als hätte die Stadt Akragas ihren Menschenfrühling ausgeschickt, damit er ihm diente.

Bis vor die Pforte seines Hauses gaben sie ihm Geleit, dann mit einem letzten, hallenden Zuruf nahmen sie Abschied von ihm und gingen davon, denn in sein Haus durften sie nicht eintreten, weil kein Lärm und kein Geräusch darin sein durfte, sondern nur die feierliche Stille der Gedanken.

Da geschah es, daß einmal unter der Schar von Knaben, die hinter dem Meister herzogen, einer war, der noch schöner war, als die anderen. Niemand kannte ihn, denn er hatte sich ihnen zugesellt, niemand wußte, wo, und niemand, wann. Während die anderen jauchzten und sangen, ging er schweigend, während sie um den Meister hüpften und tanzten, ging er nur hinter ihm drein, die Augen auf ihn gerichtet, der vor ihm herschritt, die Füße setzend, als wollte er mit den Fußsohlen die Spuren küssen, die jener im Sande gelassen hatte.

Darauf, als sie an das Haus des Meisters gelangt waren und der Meister ihnen lächelnd zum Abschied gewinkt hatte,

fiel sein Blick auf den Knaben, den er zum ersten Male sah, und seine Augen hafteten an ihm, einen Augenblick länger als an den anderen. Am nächsten Tage war es wie am vorhergehenden, und am dritten Tage stand er wieder an seiner Stelle.

Und diesmal, als der Meister ihn zum dritten Male erblickte, erhob er die Hand und winkte ihm, und von all den Knaben dieser eine durfte eintreten in des Meisters Haus.

Als er dort drinnen nun vor ihm stand, die Augen zur Erde gesenkt, lautlos überglüht von holder Verwirrung, sah der Gewaltige ihn an, und er, der aller Menschen Städte kennen gelernt hatte und das Volk in all den Städten, sagte sich, daß er einen solchen Menschen noch nie gesehen hatte. Wie eine Blume erschien er ihm, aus einem Lande, wo schönere Blumen gedeihen als auf dieser Erde, so daß, als er ihn fragen wollte, wer er sei, weß' Namens, und von wannen her, die Stimme ihm versagte, daß er nicht fragen konnte, und es war ihm, als sollte er nicht fragen, denn wie ein Wunder erschien ihm das, was da vor ihm stand, und er sagte sich, daß man ein Wunder nicht befragen dürfe nach seiner Herkunft, sondern warten müsse, bis es sich selber enthüllt.

Alsdann aber, nachdem sie sich lange schweigend gegenüber gestanden hatten, senkte der Knabe die Knie, mit den Armen umfing er die Knie des Meisters und drückte sie an seine Brust, wie Menschen damals taten, die von dem anderen Schutz oder Gnade erflehten, hob das Antlitz zu ihm empor und sagte flüsternd: „O Meister!"

Und als Empedoklés diesen Laut vernahm, diesen leisen und süßen, der wie ein Hauch aufstieg aus einer unergründlichen, unermeßlichen Flut, als er die Augen zu sich aufblicken sah, die tief waren und leuchtend wie der blaue Quell Kyane im Papyroshaine zu Syrakus, da ergriff ihn ein wunderbares, nie zuvor empfundenes Gefühl, er beugte sich herab und küßte das wunderbare Angesicht und sprach: „Ich weiß nicht, wer du

bist, und frage dich nicht; aber du bist schön, wie Kalais, des Boreas Sohn, über dessen Anblick Orpheus, der Sänger, alle andere Liebe vergaß, also, daß die thrakischen Weiber in Eifersucht entbrannten, sich zusammenrotteten und Orpheus erschlugen und seine Glieder zerrissen. In deinen Augen sehe ich ein Feuer, daran erkenne ich, daß die Seele in dir brennt, und daß sie von dem Feuer brennt, das die Liebe heißt, von der ich euch in meinen Worten gesagt habe, daß sie es ist, die die Welt am Leben erhält, weil sie, wenn sie die große Liebe ist, aus den Leibern aufsteigend das Vergängliche der Welt, die Leiber, in läuternder Glut verzehrt, und nur den unsterblichen Teil, die Seele, übrig läßt. Darum sollst du mir nicht sagen, wer du bist, wohl aber, was du bist, und was dich treibt, warum du zu mir kommst, und was du von mir verlangst."

Darauf erwiderte der Jüngling und sagte: „Meister, ich bin einer, der Bildwerke zu machen weiß, in Erde, Marmor und anderem Gestein, von Menschen und Göttern. Und immer, wenn ich solche Werke gefertigt, haben die Menschen sie gepriesen, ich aber habe keine Freude daran gehabt, denn sie waren toter Stein. Und nun sagen sie von dir, daß du toten Dingen Leben einzuhauchen vermagst. Darum komme ich, daß du mich lehrest, Werke zu schaffen, die nicht toter Stein nur sind, sondern die da leben wie lebendige Menschen."

Als er so gesprochen hatte, gab der Meister keine Antwort, sondern er verstummte, und in seinen Augen ward ein Glühen, daß es aussah, als müßte die Gestalt des Jünglings, auf der sein Blick ruhte, wie eine wächserne Fackel in der Glut zergehen. Danach legte er die Hand auf des Knaben Haupt, beugte ihm das Haupt zurück und sah ihm in die Augen, daß es war, als dränge ein Stahl durch die Augen des Knaben, alles prüfend, alles befühlend und durchforschend, was in seinem Innersten vorhanden war und sich begab. Dann hieß er ihn

aufstehen und sagte: „Bleibe in meinem Hause und warte, bis ich wieder zu dir spreche."

Alsdann, in drei Tagen, die auf diesen folgten, sprach der Meister zu dem Knaben an jedem Tag ein einziges Wort. Und am ersten Tage sagte er zu ihm: „Leben kommt vom Leben und kann nur werden, wenn ein anderes sich dafür aufgibt; — wußtest du das?"

Darauf erwiderte der Knabe: „Ich habe es nicht gewußt, aber gefühlt, und nun du es mir sagst, weiß ich es."

Am zweiten Tage sagte er zu ihm: „Nur wer die große Liebe besitzt, kann ein anderes zum Leben erwecken, nur wer sich selbst verliert, kann ein anderes finden; — wußtest du das?"

Darauf erwiderte der Knabe: „Ich habe es nicht gewußt, aber gefühlt, und nun du es mir sagst, weiß ich es."

Und endlich am dritten Tage sprach er zu ihm: „Blind sein und alles sehen, taub sein und alles hören; nichts von dem wissen, was alle wissen, und alles verstehen, was alle nicht verstehen; — kannst du das?"

Da erwiderte der Knabe nichts, sondern wie am ersten Tage senkte er die Knie und umfing mit den Armen die Knie des Meisters und blickte zu ihm auf. Und als der Meister den Blick gewahrte, fühlte er, daß in diesem Menschen das Geheimnis war, aus dem die Zeugungskraft des Künstlers kommt, daß Mann und Weib zugleich in ihm waren.

Darum, wie er am ersten Tage getan hatte, küßte er ihn und sagte: „Morgen gehe ich einen Gang, und du sollst mich begleiten."

Und am nächsten Tage ging er mit ihm zum Tempel der Aphrodite, der eben vollendet war. Da stand in dem Tempel das Bildnis der Göttin, eine ehrfurchtgebietende Gestalt, und alles Volk war versammelt und schaute bewundernd das Bild an. Darauf, als der Meister mit dem Knaben wieder hinwegging, legte er den Arm um dessen Schulter, und: „Wie sie

sich an dem Bildwerk freuen," sagte er, „nicht wahr, du hast es gesehen?"

Da aber wandte der Knabe das Haupt zu ihm und lächelte und sagte: „Meister, warum versuchst du mich? Da du doch weißt, daß sie sich nicht freuen können daran: denn Aphrodite muß man lieben, aber nicht bewundern."

Und als ihn danach der Meister fragte, ob er ein solches Bild der Aphrodite zu machen sich getraue, erglühten ihm die Wangen, und er sagte: „Ja."

Darauf führte jener ihn zum Hause zurück und wies ihm einen Raum, wo er schaffen könnte. Und von da an war es, als wäre der Knabe aus der Welt verschwunden gewesen.

Als aber Tage vergangen waren und Wochen, erschien er auf der Schwelle der Tür und stand und sprach kein Wort. Der Meister aber schritt hinein; und als er das Bild gewahrte, das der Knabe gemacht hatte, wich er, wie von einem Schauer erfaßt, zurück und bedeckte unwillkürlich, wie in frommer Scheu, die Augen, denn ihm war nicht anders, als stände der Göttin leibhaftig atmender Leib unverhüllt in Herrlichkeit vor seinen Augen. Kleiner als das Bildnis im Tempel, ja klein und zierlich war die Gestalt; aber wer sie erschaute, dem war, als lebte sie, als bewegte sie die Arme und höbe die Füße, als regte sie die Lippen, und als vernähme er von ihren Lippen den Jubelgesang vom großen, unsterblichen Leben.

Darum stand er und schaute, und ward nicht satt zu schauen, und wie es einem ergeht, daß man über dem Bekanntwerden mit einem neuen einen älteren Bekannten vergißt, so beinahe erging es ihm, daß er des Knaben schier vergaß, der mit ihm im Zimmer war, aus dessen Händen das da gekommen war. Und als er nun das Haupt zu ihm wandte, sah er ihn regungslos an der Stelle stehen, an der er vorher gestanden hatte, also daß es aussah, als wäre er selber zu Stein erstarrt, in seinen Augen, wie ein Gewölk, lag der Traum, über

seinem Gesicht war ein Lächeln, ein so liebliches, daß es aussah, als leuchtete die Sonne auf das Gewölk und färbte es mit geheimnisvollem Licht. Und als der Meister das sah, und das Schweigen vernahm, in dem die Seele dort neben ihm versank, sprach er ihn nicht an, sondern sagte kein Wort, und lautlos ging er hinaus.

Am anderen Tage aber waren beide wieder auf dem Wege, und diesmal führte der Meister ihn zum Tempel des olympischen Zeus, der noch nicht vollendet war wie jener der Aphrodite, sondern noch im Bau.

Da fanden sie die Baumeister damit beschäftigt, die Säulen zu errichten, auf denen die Balken des Tempeldaches ruhen sollten.

Aber es war ein Streit zwischen ihnen, denn der eine wollte Säulen von dieser, der andere von anderer Gestalt aufstellen, und sie wurden nicht einig. Alles Volk aber war versammelt und sah und hörte dem Streite schweigend zu und niemand wußte, für welchen von beiden er sich entscheiden sollte.

Darauf, als der Meister mit dem Knaben wieder hinweg ging, legte er den Arm um dessen Schultern und: „Du hast nun gehört," sagte er, „wie sie sich streiten, und hast gesehen, was für Säulen jeder von ihnen errichten will; so sage nun du, für welche der Säulen du dich entscheidest."

Da aber wandte der Knabe das Haupt zu ihm und lächelte und sagte: „Meister, warum versuchst du mich? Da du doch weißt, daß Säulen wohl gut sind, die Häuser der Menschen oder geringerer Götter zu stützen, aber das Haus des olympischen Zeus sollte nicht von Säulen, sondern von anderen Wesen getragen werden."

Und als der Meister ihn darauf fragte, was für Wesen das sein sollten, erwiderte der Knabe: „Jene müßten es sein, die sich aufgelehnt haben gegen Zeus und die er bezwungen hat, die Giganten. Und zum Zeichen dafür, daß er sie be-

zwungen hat, und daß sie ihm nun dienen und die Stätte tragen müssen, wo er wohnt, sollte man steinerne Bilder von ihnen errichten, wie Säulen so hoch, mit geschlossenen Füßen, daß man sieht, der Wille des Zeus hat sie gebunden, und die Häupter gereckt, daß man sieht, der einstige Trotz ist noch darinnen, über das Haupt aber die Arme erhoben und auf den erhobenen Armen die Balken ruhend, daß man sieht, sie beugen sich dem Göttergotte in schweigender, tragender Geduld."

Danach, als ihn der Meister befragte, ob er sich ein solches Bild zu machen getraue, erglühten dem Knaben die Wangen, und er sagte: „Ja." Nun war am Hause des Empedoklés hinter dem Garten ein Steinbruch und in dem stand ein köstliches Gestein.

Diesen Steinbruch kaufte darauf Empedoklés für Geld, und nachdem er ihn gekauft hatte, führte er den Knaben hinein und fragte: „Willst du hier deinen Giganten schaffen?"

Da fiel der Knabe ihm zu Füßen, umschlang seine Knie, blickte zu ihm auf und sagte: „Ja! ja! ja!"

Der Meister aber beugte sich nieder und blickte tief in das schöne Antlitz, denn er sagte sich, daß er dieses Gesicht nun für lange nicht wieder sehen würde, dann ging er und ließ ihn allein. Und wie es schon einmal gewesen, so geschah es jetzt wieder, daß es war, als wäre der Knabe aus der Welt verschwunden gewesen.

Und endlich, nachdem Tage vergangen waren und Wochen und Monate, öffnete sich die Pforte, die aus dem Steinbruch in den Garten führte, auf der Schwelle der Tür erschien der Knabe und stand und sprach kein Wort.

Der Meister ging hinein. Als er aber eingetreten war, blieb er wie an den Boden geheftet stehen, und es versagte ihm der Atem, denn vor seinen Augen, nicht wie von Menschen- sondern von Riesenhänden behauen und getürmt, stand der steinerne Gigant, die Füße zusammengeschoben, als wären sie

gefesselt, darüber aufstrebend der Leib wie ein ragender Turm, das Haupt emporgereckt, als wollte das Antlitz Licht trinken vom Lichte der verlorenen Freiheit, über dem Haupt aber die Arme emporgehoben, gehorsam bereit, das Haus des Göttergottes zu tragen in schweigender Geduld.

Als der Meister zu diesem Werke aufblickte, war ihm, als stände die Majestät des Schweigens vor ihm, nicht des inhaltlosen, das nicht spricht, weil es nichts zu sagen hat, sondern des beseelten, das vor Überfülle verstummt. Er sah den Himmel Siziliens, den blauen, sonnendurchleuchteten, darüber ausgespannt und das Antlitz der Gestalt sehnsüchtig dahin emporgerichtet, und plötzlich erschien es ihm, als wäre die steinerne Gestalt lebendig und wüchse, wüchse zu dem strahlenden Himmel hinauf, und in dem Augenblick wußte er, daß die mächtige Gestalt nichts anderes war als der Arm, den die Erde Siziliens zum segenspendenden Himmel reckte, auf daß er nie aufhörte, ihr Leben zu gewähren, Fruchtbarkeit und Schönheit. Darum, als er jetzt das Haupt zu dem hinwandte, der solches Wunder geschaffen hatte, tat er es voll ehrfürchtiger Scheu, und als er den Knaben ebenso wie damals, vor dem Bilde der Aphrodite, traumumwölkt und im Traume lächeln sah, tat er wie damals, und sprach ihn nicht an, sondern sagte kein Wort und lautlos ging er hinaus.

Während aber der Knabe, fern von den Menschen und der Welt, an dem Riesenbilde gearbeitet hatte, waren die Menschen in Akragas ungeduldig geworden und unwillig und unzufrieden, ungeduldig mit den Baumeistern des Zeustempels, die kein Ende fanden mit ihrem Streite um die Säulen, und unzufrieden mit dem Bilde der Aphrodite, das alle einstmals bewundert hatten, und von dem jetzt niemand mehr etwas wissen wollte, weil es ihnen hart und kalt und starr erschien. Plötzlich aber stand ein Gerede auf und ging von Mund zu Mund, daß ein anderes Aphroditenbildnis vorhanden sei, ganz anders und viel schöner als jenes, und eine Gestalt, ganz anders und viel

wunderbarer als die Säulen, der man die Balken auflegen könne, damit sie das Dach des Zeustempels trage.

Und nach diesem ersten Gerede entstand ein zweites, und man erzählte sich, daß beides, das Bild der Aphrodite sowie die Gestalt des Balkenträgers zu finden seien im Hause dessen, von dem alles Gute für Akragas kam, des Wundertäters, des „großen Mannes".

Als nun solches in der Stadt gesprochen wurde, da an einem Tage trat Empedoklês zu dem Knaben. Er faßte ihn an der Hand und: „Höre an," sagte er zu ihm, „was jetzt geschehen wird: Jetzt wird das Volk von Akragas zu meinem Hause kommen; und sie werden fragen nach dem Bilde der Aphrodite und nach der balkentragenden Gestalt. Dann werde ich ihnen die beiden zeigen, die du geschaffen, und wenn sie sie gesehen, werden sie danach verlangen und sie haben wollen, und ich werde ihnen beide geben. Zum Tempel der Aphrodite werden sie alsdann das Bild der Göttin tragen und werden es aufstellen, und wie ich davor gestanden habe, wird alles Volk vor dem Bilde stehen in Freude, Seligkeit und inbrünstiger Wonne. Und zum Tempel des Zeus werden sie den Giganten führen und werden die Säulen hinaustun, die die Baumeister errichten wollten, die einen wie die anderen, und werden ihre besten Steinmetzen rufen und ihre besten Künstler, daß sie nach dem Muster deiner Gestalt weitere Gestalten von gleicher Art schaffen, so viele es ihrer bedarf, um das Dach des Tempels zu tragen. Denn so wie mir die Erkenntnis aufgegangen ist, wird sie auch ihnen aufgehen, daß nicht Säulen das Haus des Göttergottes tragen dürfen, sondern nur die, die er bezwungen hat, die Giganten.

Alsdann aber wird ein Fragen entstehen, und alle werden zu wissen verlangen, wer es ist, der ihnen die Wunderwerke geschaffen und geschenkt hat. Und nun habe acht, was ich dir sage, damit du es bewahrest, denn nun ist die Stunde ge=

kommen, da es sich entscheiden wird, ob dein Wunsch in Erfüllung gehen und ob du erlangen wirst, um was du mich batest, damals am ersten Tage, und in deinen eigenen Händen ruht die Entscheidung.“ Und indem der Meister dieses sprach, war es, als veränderte sich seine Gestalt und würde größer als Menschen sind, die Züge seines Gesichtes wurden so feierlichen Ernstes, seine Augen so flammenden Feuers voll, daß er aussah wie der Unsterblichen einer, deren Blicke hinausgehen über die Blicke der Sterblichen, deren Gedanken weiter denken als Menschengedanken, weil ihnen die Zukunft erschlossen ist, die verborgen und versagt vor den Sterblichen liegt.

„Denn wenn du nun willst,“ sprach er zu dem Knaben, „so sage mir heut deinen Namen, den ich bis heute noch nicht weiß; und wenn du dann willst, will ich mit dir hinausgehen zu dem Volk und ihnen sagen, wie du heißest, und daß du es bist, der die beiden Werke geschaffen hat. Dann wird ihr Jubel dich umbrausen, sie werden dir zu Füßen fallen und dein Haupt mit Kränzen schmücken, und du wirst Großes erlangen, denn unsterblich wird dein Name werden und fortleben für alle Zeit bei den großen Namen von Hellas und der Menschheit. Ich aber werde zu dir sagen, daß dir zuteil geworden ist, was du verdienst, denn wahrlich, du bist ein großer Künstler!“

Und als der Meister so gesprochen, wurden die Züge seines Gesichtes wieder sanft, er tat die Hand auf des Knaben Haupt und zog den Knaben an sich. „Deine Werke aber,“ so sagte er, „werden bleiben und bestehen als das, was sie sind, als herrliche Bildwerke; aber das, was du für sie erflehtest, und das, was du von mir verlangtest, daß ich es ihnen geben sollte, das eine, daß sie Leben empfingen und lebten, wie lebendige Geschöpfe, das werden sie dann nicht haben. Dein Name wird leben in unsterblichem Ruhm, aber das Leben, das du für dich gewinnst, wirst du dann aus deinen Werken hinweggenommen haben, und sie werden Steingebilde sein wie andere.“

Und indem jetzt, da der Meister also sprach, der Knabe an seine Brust gesunken war, so daß des Meisters Haupt über seinem Haupte, sein Gesicht über seinem Gesichte war, erschien es dem Knaben, als gingen die Worte des Gewaltigen über ihn hin und in ihn hinein wie eine tiefe, strömende, lodernde Glut, wie ein Licht, das seine Augen von innen her erhellte, daß er nicht zu sagen vermocht hätte, ob es ihn sehend machte, oder ihn blendete, wie eine Flut, die alle Elemente seines innersten Lebens zu stürmischer Gewalt erweckte und sie zugleich dahinsinken ließ in gliederlösenden Schlaf, so daß er nicht zu sagen vermocht hätte, ob er Wonne fühlte oder Qual, ob er lebte oder ob er gestorben sei und tot.

„Dahingegen," sprach der Meister darauf weiter, „wenn die in dir ist, von der ich dir gesagt habe, daß sie das eigene Leben aufgibt, um anderes Leben zu erwecken, die da verliert, um zu finden, die große Liebe, die wie ein heiliges Feuer alles verzehrt, was das Leibliche im Künstler ist, Habgier und Selbstgefallen, Ehrgeiz und Ruhmsucht, und nur übrig läßt, was in ihm die Seele ist, sein Werk, wenn sie in dir ist und so mächtig ist, daß sie dir Kraft verleiht, unsichtbar zu werden, und nur dein Werk sichtbar bleiben zu lassen, so zu verschwinden hinter deinem Werk, daß man dein Gesicht nicht kennt, deinen Namen nicht erfährt, nichts von dir hört und weiß, und wenn sie dich so stark macht, daß du das alles ohne Kummer erträgst und ohne Reue, mächtig in dem Gedanken und glücklich in dem Gefühl, daß du vergehen, aber dein Werk bleiben wird, — wenn es so ist, wenn du das kannst, wenn du das willst, dann sage es mir; dann, wie ich bisher nicht gefragt, will ich auch heut nach deinem Namen nicht fragen; der unbekannte sollst du mir bleiben, von den Göttern gesandte Knabe; dann, ohne daß sie dich sehen, sollst du verschwinden, und mit dir verschwinden will auch ich; denn nachdem solche Gaben aus dem Hause des Empedoklés gekommen, kann Empedoklés ihnen nichts mehr

geben. Dann aber sage und verkünde ich dir von deinen Werken, daß sie nicht Steingebilde nur sein, sondern daß sie leben werden, als lebendige Wesen, ein geheimnisvolles, wunderbares Leben, und nicht ein kurzes Dasein nur, wie die Menschen es leben, das, wenn es hoch kommt, hundert Jahre dauern mag, sondern ein Leben von vielen Hunderten von Jahren, ja von Jahrtausenden, in die unabsehbare Zukunft hinaus."

Als aber der Meister so gesprochen hatte, schlang sich der Knabe mit beiden Armen um ihn, so daß sein Herz am Herzen des Meisters schlug. „Laß mich dahingehen und vergehen," sagte er; „laß mich verschwinden und unsichtbar werden und unbekannt bleiben und von niemandem gesehen und genannt, aber meine Werke laß sichtbar bleiben und leben von meinem Leben, so wie du es mir verkündet hast, in die unabsehbare Zukunft hinaus."

Und alsdann so dauerte es nicht lange, und wie brausende Meerflut kam es durch die Gassen heran, zum Hause des Empedoklés kam das ganze Volk von Akragas.

Als sie aber vor das Haus kamen, standen Türen und Tore des Hauses offen, daß ein jeder eintreten konnte, und als sie eingetreten, war das Haus leer, kein Mensch darinnen, und nichts als das Bildnis der Aphrodite und die steinerne Gestalt des Giganten. Vor dem Bild der Aphrodite aber, sowie vor der Gestalt des Giganten war feinkörniger Sand geschüttet, und in den Sand war ein Vers geschrieben; vor jedem der beiden Bildwerke der gleiche, der lautete:

Fragt nicht, wer mich erschuf — nicht geschaffen, ich wurde geboren.

Und so wunderbar waren Schönheit und Herrlichkeit der beiden Bildwerke, daß anfänglich kein Wort ertönte, sondern alles in lautlosem Schweigen stand. Dann aber, nach einiger Zeit, brach ein Freudenschrei aus, ein so ungeheuerer, daß es

war, als flöge die ganze Stadt Akragas in dem einen Schrei zum Himmel empor. Die Priester der Aphrodite wurden gerufen, daß sie das Bild der Göttin in deren Tempel trügen. Wagen wurden bespannt, daß man die Gestalt des Giganten darauf lüde und zum Tempel des Zeus schaffte. Aus dem Tempel wurden die Säulen hinausgetan, die die Baumeister hatten errichten wollen, die einen wie die anderen; Steinmetze wurden gerufen und die besten Künstler von Akragas, daß sie nach dem Muster des einen dreizehn andere Gigantengestalten errichteten, um die Balken des Tempeldaches zu tragen. Und dann erst, als dieses alles geschehen und der Taumel vorüber war, entstand ein Fragen: „Wo ist der, aus dessen Hause dieses alles gekommen ist, wo ist Empedoklés?“

Niemand aber wußte darauf Antwort zu geben, niemand hatte ihn gesehen, niemand wußte ihn zu finden — und seit dem Tage hat keines Menschen Auge den großen Empedoklés mehr gesehen. Mancherlei wurde erzählt, die einen sagten, in der Nacht, die auf diesen Tag folgte, wäre ein wunderbarer Glanz vom Himmel herabgestiegen zum Hause des großen Mannes, und eine Stimme, die keines Menschen Stimme gewesen, hätte dreimal laut seinen Namen gerufen. Wieder andere, die von Katana kamen, wußten zu berichten, daß man den Empedoklés gesehen habe zum Ätna emporsteigend, den Arm um die Schultern eines wunderbaren Knaben geschlungen, der ihm zur Seite ging. Und als die beiden zum Gipfel gelangt, wäre der Geist Siziliens, der uralte, der im Ätna wohnt, aus seiner Behausung gestiegen, hätte die Arme nach ihnen ausgebreitet, daß es gewesen wäre wie eine zum Himmel lodernde Feuersbrunst, in seine Arme wären beide eingegangen und also beide verschwunden.

Das sprach man in Akragas, und anfänglich trauerte man, bald aber vergaß man der Trauer, denn Akragas war jetzt eine Stadt von Schwelgern und Praßern geworden, wo man an

jeglichem Tage lebte, als sei das Heute immer das ganze Leben, wo man vergaß, was gestern gewesen war, und nicht danach fragte, was morgen sein würde.

Und darum, weil man immer den blauen Himmel sich zu Häupten, die fruchtbare Erde sich zu Füßen sah und nicht denken konnte, daß der leuchtende Himmel sich jemals verdüstern, die nährende Erde jemals des Fruchtspendens müde werden würde, vergaß man Sorgen und Gefahren und vergaß, daß drüben in Afrika, nur wenige Meilen entfernt, immer noch die Höhle des Molochs, das schreckliche Karthago, stand und daß dieses Karthago wie ein Raubtier auf der Lauer lag, über Sizilien herzufallen und über das Kleinod von Sizilien, Akragas die Stadt.

Also geschah es an einem Tage, daß das afrikanische Meer aufschäumte unter unzähligen Schiffen, die von drüben abstießen, mit blutdürstigen Männern gefüllt, von dem Schrecklichsten der Schrecklichen, Himilko, dem Punier, geführt. Akragas war sein Ziel, — und bevor noch die Bewohner der üppigen Stadt zum Bewußtsein gekommen waren, was ihnen geschah, war diese ihre Stadt, die jetzt wie ein großer, goldfarbiger, übermästeter Wurm mit weichem, schuppenlosem, unbeschütztem Leibe in der braunen Ebene lag, schon eingeschlossen und umschanzt.

Da gab es nun keinen Theron mehr, der die Männer von Akragas zu einem Heere zusammenzuraffen und das Heer zum Siege zu führen verstanden hätte, auch keine Männer mehr, die man hätte zusammenraffen können, die Lanze, Schwert und Schild zu führen gewußt hätten, sondern ihre Glieder waren so weich geworden, daß man Weib und Mann nicht mehr unterschied; ihre Seelen so verschlammt, daß aller Stahl und Mut darin geschmolzen war. Und weil man an jedem Tage getafelt und getrunken hatte, als müßte man am nächsten sterben, so geschah es, daß die fröhliche Stadt, an deren Tafeln einstmals jeder Fremde ein geladener Gast gewesen war, bald nichts mehr zu essen hatte für ihre eigenen Bewohner.

Damals nun, in einer finsteren, schrecklichen Nacht, als kein Mond leuchtete und kein Stern am Himmel zu sehen war, brachen plötzlich die Tore von Akragas, die nach Gela und Syrakus führten, auf, und zu den geöffneten Toren drang flüchtend das Volk von Akragas hinaus, das ganze, Männer, Weiber, Kinder, viele Hunderttausend; aus der Stadt, die sie geboren, von dem Boden, der sie genährt, zogen sie hinaus und hinweg, — ein dunkeler, unabsehbarer, wimmernder Schwarm. Denn nicht einmal laut zu jammern durfte man wagen, weil sonst die Punier es gehört haben würden, die ringsherum in den Lagern wie witternde Bluthunde standen. Und wie vorzeiten, als die Stadt geboren wurde, das Geschrei der Menschen verstummt war vor übergroßer Freude, so jetzt in ihrer Sterbestunde verstummte es wieder vor übergroßer Furcht, denn diese Stunde war die Sterbestunde von Akragas. Neben den Männern gingen die Frauen, neben den Knaben die Mädchen, und weil hier draußen der rauhe Boden nicht mehr bestreut war mit gesiebtem Meersand, so rissen die zarten Füße sich blutig, und manche und mancher blieben am Wege liegen. Niemand aber fragte nach ihnen, so daß sie liegen blieben, wo sie niedergestürzt waren, denn keiner hatte Zeit, an den anderen zu denken, sondern jeder nur Gedanken für das eigene, elende, nackte Leben.

All ihr Silber und Gold, Kostbarkeiten und Werke der Kunst, all ihre schönen purpurnen Gewänder, Haarkämme und abgerichteten, süß singenden Vögel, alles hatten sie zurücklassen müssen, und nicht einmal ihre Kranken und Schwachen hatten sie mitzunehmen vermocht. Darum als der Morgen graute nach dieser furchtbaren Nacht, waren nur Hinfällige und Sieche noch in Akragas, und von den Gesunden nur noch ein einziger, ein Mann, und der hieß Gellias. Der hatte eine Liebe in Akragas, von der er nicht lassen konnte, und dies war kein sterbliches Weib, sondern das Bildnis war es, das wunderbare,

im Tempel der Aphrodite. Durch die verödeten Gassen schlich er sich hin, langsam zuerst, dann schneller und schneller, wie ein gehetztes Wild, denn schon vernahm er, wie die Feinde überzusteigen begannen über die Mauern und einzudringen in die Tore. Wenn sie vor ihm den Tempel erreichten, war die Geliebte in ihren Händen, und das durfte und durfte nicht sein.

Todesschweiß bedeckte sein Haupt, als er ankam und in den Tempel eintrat, und weiß aus dem Dämmergrau des Morgens blickte die göttliche Gestalt. Da fiel er auf die Knie, und obschon er wußte, daß der Tod draußen stand, wogte ihm das Herz in unermeßlicher Freude auf, denn er hatte gesehen, daß die Göttin die Augen auf ihn richtete und das holdselige Haupt zu ihm neigte, als wollte sie ihm danken für seine Treue. Weil aber keine Zeit zu verlieren war, so hob er die heilige Gestalt empor und drückte sie an seine Brust und mit den Lippen küßte er die Lippen des reizenden Gesichts — da fühlte er, daß es nicht kalter Marmor, sondern die blühende Wärme menschlichen Leibes war, was seinen Lippen entgegenkam, und ein Taumel ergriff ihn, daß er nicht mehr wußte, wo er war und was ihm geschah. In dem Augenblick aber vernahm er in nächster Nähe das Mordgeheul der Punier, darum stürzte er aus dem Tempel hinaus, mit fliegenden Händen grub er im Boden ein Loch, ein tiefes, tief wie ein Grab: „Schlafe du hier und ruhe, bis ein anderer dich weckt," sprach er zu dem geliebten Bilde, indem er es versenkte. Und als er eben die Grube geschlossen und die Erde darüber festgestampft hatte, drangen die Würger herein und der treue Gellias wurde erschlagen. Die Punier aber, die von dem Wunderbildnis im Tempel der Aphrodite erfahren hatten, suchten danach und suchten, und als sie es nicht fanden, zündeten sie in ihrer Wut ein Feuer an und verbrannten den herrlichen Tempel.

Und von dort, wie Wölfe, liefen sie zu den anderen Tempeln, ihnen ein gleiches zu tun, und also kamen sie auch zum

heiligen Hause des olympischen Zeus. Als sie nun hier die steinernen Giganten sahen, auf deren Armen die Dachbalken ruhten, brachten sie Beile, Hämmer, Keulen und Balken herbei, um sie zu zerbrechen, und legten eiserne Ketten um ihre Leiber, um sie zu Fall zu bringen. Und obschon die mächtigen Gestalten lange Widerstand leisteten, mußten sie doch endlich dem barbarischen Wüten nachgeben; eine nach der anderen brach zusammen, stürzte zu Boden, den Deckbalken mit sich reißend, und jedesmal entstand ein donnerndes Getöse; die Tempelwände zerbarsten und fielen in Trümmer, und endlich stand von der ganzen einstigen Herrlichkeit nur noch ein einziger Gigant aufrecht an seinem Platze. Merkwürdigerweise aber war das gerade der schönste von den vierzehn, die den Tempel geschmückt und wenn man genauer zusah, erkannte man, daß all die anderen nach dem Muster dieses einen gemacht gewesen waren. Darauf, als die Punier sich daran machten, auch diesem letzten ein Ende zu bereiten, wie den übrigen, und als schon einer von ihnen wie ein fletschender Affe an dem Giganten emporgeklettert war, ihm die eiserne Kette um den Hals zu schlingen, stockten ihnen jählings die Hände und der Mund blieb ihnen offen stehen, denn eine Stimme hatte gerufen: „Nehmt euch in acht, er lebt!“ Im nämlichen Augenblick sahen sie, wie der, welcher hinaufgeklettert war an dem steinernen Riesen, stürzend hinabglitt, die Kette, die er mit sich genommen hatte, hinter ihm drein, wie ihm der Kopf auf den Fliesen des Tempels zerschellte; und zugleich kam aus der anderen Ecke des Tempels einer gelaufen, dem standen die Haare zu Berge, und es schäumte ihm der Mund wie einem Wahnsinnigen: „Ich hab' es gesehen,“ schrie er, „der Steinerne ist lebendig und hat sich geschüttelt, darum ist er heruntergefallen und hat das Genick gebrochen! Ich hab' es gesehen!“ Und wie die anderen das hörten, das gellende Geschrei: „Ich hab' es gesehen!“ und immer wieder: „Ich hab' es gesehen!“ da packte auch sie das

Entsetzen, denn sie wußten plötzlich, daß das, was da vor ihnen stand, was sie für Stein gehalten hatten, kein steinernes, totes Ding, sondern ein geheimnisvolles, lebendes Wesen war. Wie von einem Wirbel herumgeschleudert, liefen sie heulend und brüllend davon; keiner getraute sich in den zerstörten Tempel zurück, und aufrecht unter den qualmenden Trümmern, die Arme erhoben, die nun freilich nichts mehr zu tragen hatten, das Haupt zum Himmel gereckt, als wollte er sehnsüchtigen Blickes das Licht des Himmels in sich trinken, stand der einsame Gigant, der einstmals der erste gewesen war und jetzt von allen der einzige und letzte war.

Also starb in jener Nacht und in den Tagen, die auf die Nacht folgten, durch die Wut der Menschen das, was einst die Wonne der Menschheit gewesen war, — Akragas, die schöne, die herrliche Stadt.

Wohl erhob sich an der Stelle, wo die Stadt gestanden hatte, später wieder eine andere, aber das war nicht Akragas mehr, sondern Agrigent, und nicht mehr erstand das windumrauschte Haus der Athene auf der Höhe, die Götterstadt auf der Felsenmauer über dem Meer, nicht mehr der jauchzenden Menschen tausendstimmig fröhlicher Lärm, ihrer purpurnen Gewänder Flattern und Wehen, verstummt war der abgerichteten Vögel süßer Gesang, der schneeweißen Rosse Gestampf und Gewieher, und ausgelöscht für immer das leuchtende Auge, mit dem einstmals an dieser Stelle die Erde zum Himmel aufgeblickt hatte.

Wie ein Sklavenleib, der keine Selbstbestimmung mehr besitzt, so ging das nachgeborene Ding, das arme Agrigent, von einer Hand in die andere, von den Karthagern zu den Römern, von den Römern zu den Karthagern und dann von diesen wieder zu jenen zurück. Und jeder, der es in die Hände bekam, griff mit Klauen und Zähnen hinein, und was in dem zuckenden Leibe an Blut noch war, das saugte er ihm aus; wo über den

Knochen ein Rest von blühendem Fleisch noch war, den riß er ihm ab, und so kam es, daß die Stadt, die einstmals in der braunen Ebene unter der sizilischen Sonne wie ein sorgloses Kind im Mutterschoße gelegen hatte, sich allmählich wie ein verängstigtes und verwildertes Tier aus der Ebene hinauf und vom Meere hinweg zu ziehen begann in die Berge hinauf, in denen es sich zusammenringelte zu einem armseligen Haufen armseliger Häuser.

Und die Jahre gingen, die Jahrhunderte, die Zeit schritt durch die Welt mit dem immer gleichen, unermüdlichen Schritt, die unsterblichen Götter wurden sterblich und siechten dahin, auf den Thron des Göttergottes setzte sich der strenge, gewaltige Christengott, und der Mensch, der früher aus der Natur hervorgegangen und zu ihr zurückgekehrt war, wie die Pflanze zur Erde, riß sich von der Natur los: „Denn sie hindert mich," sagte er, „daß ich selig werde."

Damals nun, als viele, viele hundert Jahre seit dem allen vergangen waren, kam in die alte Stadt ein Christenbischof, der ging wandelnd über die verödete Stätte und beschaute kopfschüttelnd, was für wunderbare Häuser „die Heiden" vorzeiten ihren Götzen gebaut hatten. Und als er an den einstigen Tempel der Aphrodite kam, da ergriff ihn — kaum wußte er selbst warum — ein so wundersames Gefühl, daß er beschloß, die schöne, unheilige Stätte heilig zu machen, indem er in die alten Säulen, die noch standen, eine Christenkirche hineinbaute. Als man nun den Boden ringsherum aufgrub, da geschah es, daß man im Boden ein Loch fand, tief wie ein Grab, und in dem Loche lag, gebettet wie in süßem Schlafe, ein wunderbar herrliches Bildwerk. Als der Bischof das sah, erkannte er, daß es das Bild derjenigen war, die einst den Tempel bewohnt hatte, der Göttin Aphrodite, und obschon er sich sagte, daß es ein heidnisches Götzenwerk sei, konnte er den Blick nicht davon lassen, weil es ihm war, als hätte das holdselige Antlitz

ihn angesehen mit süßen, klagenden Menschenaugen. Darum nahm er es an sich, und als die Kirche erbaut war, besprengte er das Bild mit geweihtem Wasser, um es rein zu baden von seiner Unheiligkeit und zog dem strahlenden Leibe Gewänder an, fügte einen goldenen Heiligenschein um sein Haupt und setzte es auf den Altar der Kirche, und: „Kommet her,“ sprach er zu den Menschen, die da droben auf den Bergen in den armseligen Häusern wohnten. „Maria, die Gebenedeiete ist auferstanden wie ein Wunder aus den Trümmern der Heidenstadt, kommet alle und betet sie an.“ Da kamen sie gezogen, Männer, Weiber und Kinder, und schauten staunend auf die wunderbare Frau und knieten davor, beteten zu ihr nnd zündeten ihr Kerzen an. Wer ein Gebresten am Leibe hatte, der zeigte es ihr, daß sie es ihm heile, wem Leid das Herz bedrückte, der vertraute es ihr, daß sie es ihm lindere, denn sie war ihnen wie eine Mutter, der man alles sagt, ihr Trost und ihre Seligkeit, ihre süße, geliebte Madonna.

Und nicht weit von diesem Tempel, wo jetzt die Christenkirche des Bischofs stand, war ein Trümmerhaufen, der so aussah, als hätte auch dort einmal ein Tempel der Heiden gestanden, noch größer als jener, und aufrecht unter den Trümmern stand eine einsame, riesige Gestalt.

Wenn die Menschen die von ferne sahen, so bekreuzigten sie sich und getrauten sich nicht heran, denn sie fürchteten sich davor und flüsterten untereinander, daß das gewiß ein Werk des Teufels sei. Ratschlag wurde gehalten, ob man nicht ausziehen sollte mit Hebebäumen und Werkzeug, den Furchtbaren zu beseitigen. Aber während man beim Beraten war, geschah es in einer Nacht, daß ein Erdbeben kam, und als die Menschen den Morgen darauf hinausblickten, stand die Gestalt nicht mehr, wo sie gestanden hatte, sondern sie war umgestürzt, und lang dahingestreckt lag sie inmitten des einstigen Tempels. Da schlichen sie vorsichtig zagend heran, den zum ersten Male ganz in der

Nähe zu besehen, zu dem sie bisher nur von fern hinübergeblickt hatten, der jetzt vor ihnen lag wie ein großer, schlafender, steinerner Mann. Sie sahen die gewaltigen Glieder, die Füße, die so zusammengeschoben waren, als wären sie gebunden gewesen, die Arme übers Haupt erhoben, beinahe als wenn der Riese gebetet hätte, und da sie in sein Gesicht blickten, das sie heute zum ersten Male sahen, da fuhren sie in Schrecken zurück, denn sie hatten gesehen wie der Schlafende die Augen aufgetan hatte und sie ansah. Dann aber wurden sie wieder ruhig, denn sie bemerkten, daß er nicht sie ansah, sondern über sie hinweg in den Himmel blickte. Und indem die Sonne herab und ihm in die Augen sah, stießen die Menschen sich untereinander an, und: „Sehet," flüsterte einer dem anderen zu, „er spricht mit der Sonne, er lächelt." Da standen sie, verstummend wie vor einem unbegreiflichen Wunder, dann schlichen sie lautlos hinweg, und: „Er soll ruhen bleiben, wo er liegt," sprachen sie zueinander, „wir wollen ihm nichts tun; denn wer so mit Sonne und Himmel sich unterredet, wie dieser es tut, der kann kein Geschöpf des Bösen sein."

Und wieder, nachdem dieses alles gewesen und geschehen war, gingen die Jahre und die Jahrhunderte; an die Stelle derer, die Akragas bewohnt hatten und Agrigent, kamen die, welche jetzt in Girgenti wohnen, und aus Ländern, von denen die einstigen Menschen von Akragas nicht geahnt hatten, daß sie auf der Erde wären, kamen und kommen in Dampfwagen und Dampfschiffen die Menschen von heute und suchen auf Sizilien die Stätte, wo die Königsmumie liegt, die uralte, die müde, die Mumie von Akragas, der königlichen Stadt.

Diese Menschen von heute nun, wenn sie, nach langer Reise an der Stätte des Schweigens dort unten angelangt, am Felsendiadem stehen, das heute noch die Hügel krönt, und auf die Ebene hinuntersehen, die heute noch unter dem Felsen hervorquillt wie braunes Haargelock, wenn sie statt des purpur-

flammenden Menschengewimmels einstiger Zeit ein paar maultiertreibende Bauern, statt der Opferzüge, die von den Tempeln zum Meere und vom Meere zu den Tempeln wallten, einige schwarzberockte Konviktschüler, statt der schneeweißen Rosse, die in den Straßen stampften und wieherten, hier und da eine Herde langhaariger Ziegen sehen, die auf dem vermagerten Boden ihr mageres Futter suchen, dann sagen sie: „Akragas ist tot, und alles, was da gewesen, ist dahin."

Wenn sie alsdann hinuntersteigen, von Tempeltrümmern zu Trümmern schreiten und drunten an der Felsenmauer entlang gehen, so daß die alten Tempel ihnen zu Häupten stehen wie Gesichter mit vermorschten Zügen, mit eingefallenen Wangen, mit Augenhöhlen, in denen keine Augen mehr sind, dann senken sie das Haupt und sagen noch einmal: „Akragas ist tot, und alles, was da gewesen, ist dahin."

Und dennoch ist es nicht also, Akragas ist noch nicht ganz tot, und noch ist nicht alles von ihm dahin:

Denn noch heute liegt mitten auf dem Fußboden des einstigen Göttertempels, den freilich keine Marmorfliesen mehr bedecken, sondern auf dem das Gras wächst und Unkraut gedeiht, lang hingestreckt wie ein schlafender Mann, der steinerne Gigant, der einst der erste und schönste seiner Genossen war, und dann als einziger und letzter von ihnen und beinahe als letzter Zeuge von der heiligen Schönheit des alten Akragas übrig blieb. Viel hunderttausend Tage und Nächte voll Sonnenglanz und Sternenschein, voll Mittagsglut und Regenflut sind über ihn dahingegangen, noch aber sind die mächtigen Glieder wohl zueinander gefügt, die Arme noch übers Haupt erhoben und das gewaltige Antlitz blickt heute noch lächelnd zum leuchtenden Himmel Siziliens.

Und er ist nicht der einzige — sondern mitten in der stummen, toten Ebene erhebt sich eine kleine, uralte Christenkirche, braun wie das Land ringsumher, nicht die, welche einstmals

der Bischof in den Aphroditentempel hineinbaute, denn die ist lange schon wieder dahin, sondern eine andere, die aber auch in einen alten Heidentempel hineingewachsen ist. Auf dem Altar dieser Kirche steht eine christliche Madonna, eine zierliche, wunderbar liebliche Gestalt, von der der Beschauer die Blicke nicht lassen kann, weil es ihm ist als sähe das holdselige Antlitz ihn an mit tiefen, süßen, klagenden Menschenaugen.

Und alle hundert Jahre einmal, zu nächtlicher Zeit, wenn der volle Mond am Himmel steht, geschieht alldort ein wunderbar geheimnisvolles Ding:

Da geht ein Schauer über den Leib der heiligen Frau, die Gewänder sinken herab, und im Mondlicht, das durch die Fenster blickt, leuchten wie Schnee die weißen, lauteren Glieder.

Dann erinnert sie sich, daß einstmals eine Zeit gewesen ist, wo sie nicht Maria, sondern Aphrodite war; vom Altar steigt sie herab; freiwillig öffnet sich ihr die schwere Pforte, und aus der Kirche, leisen Schrittes, geht sie hinaus in die flimmernde Nacht.

Nicht zu dem Hause, das einst ihr Haus war, zu dem Tempel geht sie, wo der Göttergott gewohnt hat, denn dort, das weiß sie, ist einer, der ihrer wartet.

Wenn dann ihr Fuß im Grase rauscht, geht ein Zucken durch die steinerne Gestalt, wenn sie die weiße Hand auf die Brust des Giganten legt, auf die Stelle, wo in Leibern das Herz schlägt, leuchtet sein Antlitz, und wenn sie ihm zu Häupten tritt, dann ertönt ein Laut, wie der Nachhall einer verschollenen Welt. Das ist der Gigant, der die Göttin begrüßt.

Ihm antwortet alsdann die Göttin, und beide sprechen zueinander. Was sie sprechen — wer hat es gehört? Und wenn einer es gehört hätte, wer vermöchte es wiederzugeben? Aber sie nennt ihn Bruder, und er nennt sie Schwester, denn sie wissen, daß sie Geschwister sind, Kinder der großen Liebe, beide geboren aus einem und demselben Leben, das unsichtbar

wurde, damit sie sichtbar blieben, und sich aufgab, damit sie lebten.

So sind sie beieinander in der einen Nacht, die alle hundert Jahre einmal wiederkehrt, und bleiben beieinander, bis über dem Jonischen Meere das Zwielicht graut und ihnen verkündet, daß sie scheiden müssen.

„Wirst du wiederkommen in hundert Jahren?" fragt dann der Bruder; und: „Ich werde wiederkommen," antwortet die Schwester; denn beide wissen, daß sie leben werden in hundert und aber hundert und tausend Jahren, weil das unsterbliche Teil der Welt in ihnen ist, die Seele.



Ein Wort über Weimar

Als Flugschrift gedruckt.
Berlin, G. Grote'sche
Verlagsbuchhand-
lung 1903.

ST





Ich bin wieder einmal in Weimar gewesen und freue mich, daß ich dort war. Wenn ich Arzt wäre, würde ich meine Patienten nicht immer nur nach Karlsbad oder Marienbad, nach Kissingen, Nauheim, Homburg und wie die Bäder alle heißen, ich würde sie nach Weimar schicken. Es weht dort eine starke und kräftige, eine Höhenluft, die dem Körper gut tut, und zugleich eine weiche, stille, eine Feiertagsluft, in der die Seele sich wohl fühlt. Wie sich das beides vereinigt? Ja — das ist eben das Geheimnis von Weimar. Denn dieses Gewirr von Häusern und Häuschen, das sich vor den Augen des Besuchers, der aus dem Bahnhof hinaustritt, durch die freundliche, mit grünenden Bäumen bepflanzte Sophienstraße in sanftem Abstieg zum Ilmtal hinuntersenkt, diese kleine und große, lustige und nachdenkliche, alte und immer junge, eigentlich nicht schöne und überall so bezaubernde Stadt, dieses Weimar, ist eben der Widersprüche voll, wie das ganze widerspruchsvolle Deutschland, geheimnisvoll wie dieses, ja in dem sonderbaren Deutschland, das fortwährend kopfschüttelnd über sich selber grübelt, heut wie vor hundert Jahren das kompakteste, das größte Geheimnis.

Und jetzt, als ich dort war, hatte es seine gute Stunde: Der Frühling war über die Thüringer Hügel geschritten, von Schwalben umflattert, deren Jauchzen sich anhörte, als riefe eine der anderen „die Ilm! die Ilm!“ zu, und hatte seinem lieben Töchterchen, der guten Stadt Weimar, ein leuchtendes Gewand über die Schultern gehängt! Im Park duftete der Faulbaum und der Flieder, und aus den Gärten im Innern der Stadt — deren sind viele — aus den Gärten rings um die Stadt herum — deren sind unzählige — wie Schneewolken, die aus der Erde dampfen, quollen die blühenden Apfelbäume, mit weißem Flockenschwall übergossen.

O Weimar, du holdseliges Nest! Wie ein rotwangiges

Thüringer Mädchengesicht, so sahst du aus in deinem duftenden Kleid, wie ein blondes Köpfchen, dem man die Locken gepudert hat, um seiner Lieblichkeit einen besonderen Reiz zu verleihen!

Aber nicht das äußere Gewand nur, ein tieferer, ein innerlicher Beweggrund ist es, der mich immer wieder nach Weimar zieht, die Erfahrung, daß man daselbst etwas lernen kann. Indem ich dies niederschreibe, sehe ich, vorschauenden Blicks, mehrfache Berliner Gesichter sich zu spöttischem Lächeln verziehen, „wir — etwas von Weimar lernen?“ Ja, teuere Mitbürger, gerade ihr, gerade wir zeitungsfressenden, Nachrichten verschlingenden Großstädter können etwas sehr Wertvolles von dem stillen Weimar lernen, etwas, das damit anfängt, daß man eine schlechte Gewohnheit, das Zeitung-Lesen verlernt. Zu den perversen Leidenschaften, an denen unser heutiges geistiges Leben krankt, rechne ich in erster Linie das massenhafte, wüste, öde Insichhineinstopfen von Zeitungslektüre, diese Scheintätigkeit, die keine wahre Tätigkeit ist, diese geistige Geschäftigkeit, die keine geistige Beschäftigung ist, diese schlimmste Methode der Versimpelung, weil jeder, der durch seinen Zeitungsreporter erfahren hat, was sich da draußen in der Welt begibt, sich nun für „den Mann seiner Zeit“ hält. Wer von uns denkt denn noch mit eigenen Gedanken? Unser „Organ“ denkt in uns; wer spricht noch mit eigenen Worten? Unser „Organ“ leitartikelt von unseren Lippen; wer von uns ist überhaupt noch ein Ding für sich, eine Persönlichkeit, ein Individuum? Futterale, mit Preßfüllsel gestopft, das sind wir, und weiter nichts. Und da gibt es nun einen Ort, wo dieses zehrende Fieber, diese krankhafte Sucht nach Neuigkeiten und Begebenheiten und Sensationen plötzlich von uns abläßt, von uns absinkt, wie eine Last, wie ein Alb, wie etwas, das man für ein Nahrungsmittel gehalten hat, während es nur ein Narkotikum war. Man hört auf, Zeitungen zu lesen; man hält es anfangs kaum für

möglich, daß man das kann; allmählich kommt man dahinter, daß es geht, daß es ganz gut geht. Schließlich merkt man, daß es vortrefflich geht. Wenn am ersten Morgen nach meiner Ankunft der Kellner bei mir anfragt, ob ich eine Zeitung wünsche, erwidere ich einfach „nein"; wenn er am zweiten Morgen die Frage wiederholt, werde ich grob. Und wenn man dabei ein Abnehmen seines Intellekts bemerkte. Aber wirklich — nein. Ich will mich nicht besser machen, als ich bin, aber ich habe noch nie bemerkt, daß ich dümmer aus Weimar nach Berlin zurückgekommen bin, als da ich hinfuhr. Eher im Gegenteil. Während der Rückreise wenigstens komme ich mir beinah noch ein wenig gescheiter vor, als während meiner Berliner Existenz, wenigstens bis Jüterbog; von da pflegt dann der gewöhnliche Geisteszustand wieder einzutreten.

Wie erklärt man nun das Wunder, das von diesem seltsamen Orte ausgeht. Ja — das ist eben wieder einmal ein Geheimnis von Weimar. Ich für mein Teil glaube, daß es am Boden liegt. Nicht an dem Boden als Erdreich, insofern man ihn mit geognostischem Blick betrachtet, sondern an dem Boden, über den einstmals so große, herrliche Menschen dahingewandelt sind, mit so weiten, Zeit und Ewigkeit umspannenden Gedanken im Kopfe, mit so tiefen, die ganze Menschheit umfangenden Gefühlen in der Seele. Das hat sich dem Boden, der Luft, der ganzen Atmosphäre dieser Stadt wie eine zu lebendigem Bestandteil gewordene Erinnerung eingeprägt, das atmet aus ihr aus, wie eine den gegenwärtigen Menschen mit suggestiver Macht umspinnende und berauschende unsichtbare Gewalt. Über dem Verlernen fängt man an zu lernen, über dem Vergessen der Tagesfragen fängt man an, sich zu erinnern, daß es größere Fragen als die Tagesfragen gibt, Fragen, die mit den Grundbedingungen der Menschheit, insbesondere der deutschen, ihren Eigenschaften und ihren daraus sich ergebenden Schicksalen zusammenhängen, große, bleibende, ewige Fragen.

Darüber fängt man an, nachzudenken. Und weil auch ich, als ich jetzt wieder in Weimar war, so getan habe, sei es mir gestattet, mit ein paar Worten Rechenschaft von dem zu geben, was ich so bei mir im stillen gedacht habe.

Es geht jetzt auf Pfingsten, und wenn Pfingsten für alle Welt ein „liebliches Fest" ist, so war es das bisher für Weimar ganz besonders. Seit nunmehr beinahe zwanzig Jahren kam an jedem Sonnabend und Sonntag nach Pfingsten die Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar zu geschäftlicher Beratung und festlich-feierlicher Sitzung zusammen. Das bedeutete für die Stadt Weimar, abgesehen von finanziellen Erwägungen, jedesmal eine freudige Zeit, das bedeutete für all die Männer und Frauen, die aus allen Teilen Deutschlands und Deutsch-Österreichs daherpilgernd, sich an den Ufern der Ilm ein Stelldichein gaben, ein paar wirklich weihevolle Stunden. Ein großer Name war die Losung, die sie rief; der große Name wurde zum tiefen, alle die einzelnen erfüllenden und verbindenden Gedanken, und dieser Gedanke, in gegenwärtige Sprache übersetzt, lautete: „Es gibt noch eine deutsche Literatur, und deutsche Literatur ist auch heut noch eine erlösende Macht." Denn erlöst von der Anmaßung des Alltags, der sich unverschämterweise Wirklichkeit nennt, während er nur das vorüberflatternde Gewölk am Himmel der wahren Wirklichkeit ist, erlöst vom Egoismus der Werkeltagsarbeit und erlöst von dem greulichen Geklapper der parlamentarischen Redemaschine waren die Tagfahrer zum Goethe-Tage. Wenn sie durch die Straßen der Stadt schritten, in denen die Weimarer Frauen und Mädchen, festlich geschmückt und fröhlich gestimmt, herauf wogten und hinab, wenn sie das dunkel-eherne Doppelstandbild unserer beiden teueren Großen aus grünem Laubschmuck herauswachsen sahen, zu ihren Füßen Kränze mit Widmungsbändern gehäuft, dann ward ihnen zumute, als wäre ein fürstlicher Besuch in Weimar angekommen; nicht ein fremder

„Souverän“, der durch ein waffenstarrendes Spalier von Truppen einfährt, um nach einigen Tagen fremd wie er gekommen, wieder fremd davonzugehn, dem die Ansprachen, mit denen man ihn begrüßt, erst verdolmetscht werden müssen, weil er unsere Sprache nicht versteht — nein, eine ihnen allen, uns allen bekannte, vertraute, verständliche große Persönlichkeit, die eigentlich gar nicht erst zu kommen brauchte, weil sie immer gegenwärtig war, die man aber nur einmal im Jahr, eben an diesem merkwürdigen Tage zu sehen bekam und zu hören, weil man an diesem Tage den Alltagsstaub von der Seele geschüttelt, an diesem Tage die Wortdrescherei, die Nörgelei, die Simpelei da draußen nicht hörte, der heilige, der unsterbliche Geist der deutschen Poesie.

Wenn sich alsdann am Sonntag Mittag die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft im großen Saale der Erholung am Karlsplatze zu Weimar versammelten, mitten unter ihnen der alte Großherzog Karl Alexander, seine greise Gemahlin, die Großherzogin Sophie an seiner Seite, durch keine Erhöhung des Stuhles, kein irgendwelches äußere Zeichen von der Gesellschaft unterschieden oder getrennt, mit ihrem Gefolge auf einer einfachen Stuhlreihe sitzend, wie alle übrigen, dann war der Gruß, den die ehrerbietig sich erhebende Versammlung ihnen darbrachte, kein leeres Zeremoniell, es war eine aus aufrichtigem Herzen kommende, dankbar bewußte Huldigung; dann war die Stimmung, mit der man dem Vortrage des Festredners lauschte, keine unter konventioneller Maske versteckte Langeweile, es war echte, rechte Feststimmung, und als ein echtes, rechtes Fest genossen alle Anwesenden den Zauber dieser Stunde. Die „Familie Weimar“ war unter sich. Als einen Vorgang von symbolischer Bedeutung empfand man es, daß das Haus der Ernestiner, das edle Haus, das nie gefehlt hat, wo es der Betätigung geistigen Lebens in Deutschland galt, auch jetzt, wo deutsche Menschen sich in einem Allerheiligsten des Geistes zusammenfanden, mitten unter ihnen war.

Es kam dann der traurige Tag, an dem von den zwei fürstlichen Persönlichkeiten nur noch die eine, der alte Großherzog Karl Alexander erschien, wenige Jahre darauf der noch düsterere Tag, an dem auch sein Platz leer blieb. Und nun im darauf folgenden, im vorigen Jahre 1902 geschah etwas, was noch nie geschehen war, solange die Goethe-Gesellschaft besteht, es erschien zu ihrer Versammlung überhaupt kein Großherzog von Weimar mehr; zum ersten Male seit ihrem Bestehen tagte die Goethe-Gesellschaft ohne ihren Protektor. Über die Mißstimmung, die das Fernbleiben des jungen Großherzogs hervorrief, versuchte man hinwegzukommen, indem man von Abhaltungsgründen sprach, die ihn ferngehalten hätten — aber es war ein Scheintrost; jedermann wußte, daß nichts vorgelegen hatte, was sein Kommen verhindert hätte. Er hatte nicht kommen wollen.

Unter diesen Umständen blieb nur die Hoffnung auf das nächste, das gegenwärtige Jahr 1903, nur die Hoffnung übrig, daß der junge Großherzog die Worte, die die Goethe-Gesellschaft in ehrerbietiger aber verständlicher Form an ihn gerichtet hatte, ihn seiner Stellung als Protektor erinnernd, hören und vernehmen würde. Im Winter verlobte sich der Großherzog Wilhelm Ernst mit der Prinzessin Karoline von Reuß. Die Freude über das schöne Ereignis erhielt einen noch besonderen Einschlag durch die Nachricht, daß die junge Fürstin rege literarische Interessen mitbringe. Nun glaubte man einer fröhlichen Wiederkehr, gewissermaßen einer Wiederauferstehung des Goethe-Tags entgegensehen zu dürfen. Man sagte sich, daß es keine raschere, glücklichere Einführung der jungen Großherzogin in die literarischen Verhältnisse des Weimarer Landes geben könne, als indem sie unmittelbar nach ihrer Vermählung mit den Mitgliedern des Goethe-Tags, in dem sich doch nun einmal das literarische Leben Weimars symbolisch verkörpert, persönlich bekannt gemacht würde, man sah sich im Geiste als „Familie

Weimar" wieder um ein freundlich waltendes Ehepaar aus dem Hause der Ernestiner versammelt. Es sollte anders kommen.

Gegen Ende März dieses Jahres ging den überraschten Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft ein Schreiben des Vorstandes zu, des Inhalts, daß, weil der Einzug des jungen großherzoglichen Paares in Weimar in der Woche vor oder nach Pfingsten zu erwarten sei, die diesjährige Versammlung der Goethe-Gesellschaft nicht, wie üblich, am Sonnabend und Sonntag nach Pfingsten, sondern schon am Sonntag vor Pfingsten, am 24. Mai stattfinden würde. Einen besonderen unerfreulichen Beigeschmack erhielt das unerfreuliche Schreiben durch die Mitteilung, daß der bereits angekündigte Festvortrag für dieses Jahr ausfallen würde, auf das nächste Jahr verschoben sei, und daß die diesjährige Versammlung einen rein geschäftlichen Charakter tragen würde. Der tatsächliche Hergang, der diesem farblosen Schriftstück zugrunde liegt, ist der, daß der Einzug des großherzoglichen Paares ursprünglich auf den Donnerstag nach Pfingsten angesetzt worden war. Bei der Fülle von Deputationen, die zu der Gelegenheit aus dem Lande erwartet werden, wäre am Sonnabend und Sonntag kein Unterkommen für die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft in Weimar zu finden gewesen; außerdem wäre das großherzogliche Paar durch Empfangsverpflichtungen anderer Art verhindert gewesen, dem Goethe-Tage beizuwohnen. Nachdem dieses Schreiben an seine verschiedenen Bestimmungen gelangt war, trat plötzlich eine Abänderung aller bisherigen Anordnungen ein. Der Einzug des großherzoglichen Paares findet nicht erst am Donnerstag, sondern schon am Dienstag nach Pfingsten statt. Von Dienstag bis Sonnabend und Sonntag wird der Strom von Deputationen und Gästen ja wohl wieder abgeflossen sein; es hätte mithin der Goethe-Tag ganz wie in früheren Jahren üblich, am Sonntag nach Pfingsten abgehalten werden können — aber er wird es eben nicht. Die Verschiebung auf den

24. Mai bleibt bestehen, der Festvortrag bleibt abgesagt; der Großherzog, der am 24. Mai noch gar nicht in Weimar ist, wird dem diesjährigen sogenannten Goethe-Tage nicht beiwohnen, und in weitesten Kreisen fragt man sich, ob nach solchem Vorgange überhaupt noch jemals ein Goethe-Tag wieder in Weimar zusammenkommen wird.

Meine Verehrung für das Haus der Ernestiner, meine Liebe zur Stadt Weimar, das Bewußtsein, daß es sich um eine wirklich bedeutende Sache handelt, machen es mir zur Pflicht, unumwunden und ohne Ansehen der Person auszusprechen, was ich von diesem allen denke:

Zunächst die Stellung des jungen Großherzogs zum Goethe-Tag: Indem der Großherzog seinen Einzug auf Donnerstag nach Pfingsten ansetzte, wußte er, daß er es sich dadurch unmöglich machte, dem Goethe-Tag beizuwohnen. Lag eine Notwendigkeit vor, gerade den Donnerstag zu wählen? Nein. Jeder andere Tag stand ganz ebenso zur Verfügung; der Großherzog selbst hat es bekundet, indem er nachträglich statt des Donnerstag den Dienstag für seinen Einzug bestimmte. Diese Abänderung erfolgte aber erst, nachdem der Vorstand der Goethe-Gesellschaft den Tag auf einen Termin verschoben hatte, an dem der Großherzog erst recht in der Unmöglichkeit war, am Goethe-Tag sich zu beteiligen. Hier kann also nicht mehr von Zufall gesprochen werden, es liegt eine Absicht vor. Und wenn man an das vergangene Jahr zurückdenkt, wo er gleichfalls ohne zwingenden Grund fernblieb, so kommt man notgedrungen zu dem Schluß: der Großherzog Wilhelm Ernst will vom Goethe-Tag nichts wissen. Das ist bedauerlich, aber es ist eine Tatsache, und Tatsachen muß man feststellen, weil man mit ihnen rechnen muß; durch Verschweigen schafft man sie nicht aus der Welt, wohl aber beraubt man sich dadurch der eigenen Sicherheit.

Bleibt die weitere Frage: warum will der Großherzog nicht? Hält er den Goethe-Tag für etwas Wertloses? Dann

würde er sich im Irrtum befinden, denn der Goethe-Tag ist nicht etwa eine leere akademische Gepflogenheit, die Tätigkeit der Goethe-Gesellschaft bedeutet für unsere heutige deutsche Literatur etwas ganz Bestimmtes, Wertvolles, ja Notwendiges: in unserer heutigen Literatur, in welcher Richtungen und Strömungen nicht nur von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, sondern mit unheimlicher Hast beinah schon von Jahr zu Jahr wechseln, bedeutet sie den großen, ruhenden Punkt, das Schwergewicht, ohne welches unsere Literatur zu fahriger Spreu zerstieben würde. Es ist eine Lebensbedingung für die Literatur eines jeden Kulturvolks, daß sie über einen gesicherten Besitzstand verfügt, der einen Wert an sich und zugleich einen Wertmesser für die übrige Produktion darstellt, über einen Besitz, der unverlierbar ist, weil er im Bewußtsein der Nation begründet ruht, der keiner Verminderung und Verkleinerung unterworfen ist, weil er nicht mehr der Kritik, sondern nur noch der Betrachtung angehört. Das ist die klassische Literatur eines Volks. Wie jede Kulturnation besitzen auch wir Deutschen eine solche; aber während die romanischen Nationen, denen ja ein viel größerer Respekt vor ihrer Sprache innewohnt, als uns, sich in ehrfürchtiger Scheu vor ihrer klassischen Literatur beugen, ihre Aufrechterhaltung als eine nationale Pflicht, jedes Betasten derselben als einen nationalen Frevel empfinden, steht es bei uns in Deutschland leider keineswegs so. Der dem deutschen Geiste anhaftende Zug zum Radikalismus bringt es mit sich, daß die Werke unserer Klassiker auch heute noch in den Meinungsstreit der Gegenwart hineingezerrt werden, und die Folge davon ist, daß unser Volk nicht zum Bewußtsein seines Reichtums und damit nicht zu dem gesunden Stolze gelangt, den jedes auf sich selbst gestellte Volk zur Erfüllung seiner Kulturaufgaben braucht.

Einem Volke, das an solchen Mängeln krankt, muß geholfen werden; und der deutschen Nation diese Hilfe zu bringen, das eben ist das Werk, zu dem sich die Goethe-Gesellschaft

zusammengefunden hat, deren Bemühen dahin geht, die Bedeutung des größten unserer Klassiker und unserer klassischen Literatur überhaupt dem deutschen Lande durch Wort und Schrift immer weiter und immer eindringlicher zum Bewußtsein zu bringen. Das, was das Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar in sinnlich wahrnehmbarer, greifbarer Weise vollbringt, daß es die Schätze unserer klassischen Literatur, die es in der Urschrift aufbewahrt, den Besuchern vor Augen führt, das will die Goethe-Gesellschaft und der Goethe-Tag in belehrender, erklärender, darstellender Weise ebenfalls vollbringen.

Sollte sich der junge Großherzog all dieser Dinge nicht bewußt sein? Er ist Erbe des Goethe-Schiller-Archivs geworden — sollte er sich nicht bewußt sein, daß er damit zugleich Erbe der Tradition geworden ist, die ihn die Bestrebungen der Goethe-Gesellschaft unterstützen, den Goethe-Tag aufrecht erhalten heißt? Und diese Tradition — wäre es denn wirklich denkbar, daß er sie nur als eine äußerliche Pflicht, gewissermaßen als ein lästiges Hausgesetz empfinden sollte, von dem man sich eben freimacht, sobald man Macht dazu hat? denkbar, daß er nicht empfinden sollte, daß sie das durch die Jahrhunderte geweihte Erbe darstellt, das ihm von seinen Ahnen, seinem Hause, von den Ernestinern überliefert worden ist, unter deren Schutz und Schirm das unsterbliche Denkmal der deutschen Sprache entstanden, der Grundstein gelegt worden ist, auf dem unsere heutige deutsche Sprache ruht, die Bibelübersetzung Luthers?

Ja, es muß ihm gesagt werden, und wenn kein anderer es tut, so will ich es tun, daß es die Pflicht eines Großherzogs von Weimar ist, dafür zu sorgen, daß eine Institution, wie der Goethe-Tag eine ist, nicht verkommt, nicht abstirbt und elend unter der Gleichgültigkeit der gleichgültigen Menge erstickt! Daß es die Pflicht eines jeden, dem Hause der Ernestiner Angehörigen ist, mitzuarbeiten, mitzuschaffen an dem Heiligtum der deutschen Nation, an der deutschen Sprache!

Man erzählt sich, daß der junge Großherzog sich vor dem Goethe-Tage scheue, weil er nicht bewandert genug in Goethes Schriften sei, um sich mit den „Goethe-Philologen" unterhalten zu können. Kein Mensch verlangt das von ihm. Auch ich rechne mich keineswegs zu den Goethe-Philologen und fühle mich völlig außerstande, mich philologisch über ihn zu unterhalten. Aber man kann einen großen Dichter verehren, auch wenn man nicht in der Lage ist, über jede Falte und jede Naht in seinem Gewande Auskunft zu geben. Das, was wir von ihm wünschen, wünschen müssen, ist einzig und allein, daß er dabei sei, daß er durch seine Anwesenheit seine Teilnahme an der großen Sache bekunde, daß er sich vergegenwärtige, daß, wenn er fern bleibt, er all die Elemente, die schon jetzt nur mit lauer, halber Seele der Sache angehören, zum völligen Abfall auffordert, weil nun einmal der Goethe-Tag, so wie er entstanden ist und zur Zeit noch besteht, in dem Großherzog von Weimar sein Haupt erkennt, und weil ein Körper abstirbt, wenn das Haupt versagt.

Und nun der Vorstand der Goethe-Gesellschaft.

Daß die Stellung des Vorstandes unter den obwaltenden Verhältnissen eine schwierige geworden ist, wird kein gerechter Beurteiler leugnen. Leider aber muß hinzugesetzt werden, daß er der Schwierigkeiten nicht Herr geworden ist. So wie sich die Sachlage gegenwärtig entwickelt hat, bietet sie ein ans Komische, beinah ans Lächerliche streifendes Bild dar; wenige Tage, nachdem in feierlichem Rundschreiben die Unmöglichkeit betont worden ist, den Goethe-Tag zur gewohnten Zeit abzuhalten, ändern sich die Dinge, und es fällt jede Unmöglichkeit fort, den Goethe-Tag wie immer am Sonnabend und Sonntag nach Pfingsten zusammentreten zu lassen. Jedem Unbefangenen drängt sich hierbei die Frage auf, ob der Vorstand die Verschiebung des Termins nicht voreilig beschlossen hat, ob es nicht unter allen Umständen geboten gewesen wäre, mit der

Entschließung zu warten, bis daß die Entscheidung des Großherzogs über seinen Einzug in Weimar endgültig feststand. Liest man das Rundschreiben genau durch, so findet man darin eine Stelle, die in ihrer Unklarheit einen beinah zweideutigen Eindruck erweckt. Gleich im ersten Satze heißt es daselbst: „Der Einzug des Großherzogs und der Großherzogin findet in Weimar in der Woche v o r oder n a c h Pfingsten statt." Wenn der Einzug v o r Pfingsten stattfand, dann lag absolut keine Veranlassung vor, den Goethe-Tag zu verschieben, dann wären, wenn am Sonnabend und Sonntag nach Pfingsten die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft zusammengekommen wären, längst alle Deputationen und sonstigen Einzugsgäste wieder aus Weimar fortgewesen und die Goethe-Gesellschaft hätte reichlich Unterkommen gefunden. Also, was soll dieser Satz? Wie ist er zu verstehen? Etwa so, daß die Verschiebung des Goethe-Tages eine unter allen Umständen beschlossene Sache war? Dann fragt man sich staunend „warum". Dann kommt man zu Schlußfolgerungen, die ich hier nicht bis ins einzelne ausführen will, weil sie zu unangenehm sind, die aber jeder, der meine obigen Ausführungen gelesen hat, sich selber machen kann, Schlußfolgerungen, die dem Vorstande der Goethe-Gesellschaft vielleicht Unrecht tun, die er sich aber selbst zuzuschreiben hat, wie jeder, der in einer Sachlage, wo nur offenes, unumwundenes Sprechen zur Klarheit führen kann, sich hinter Halbheiten und Unklarheiten deckt.

Nun aber weiter. Nachdem einmal der Goethe-Tag auf den Sonntag vor Pfingsten verlegt war, warum mußte dann, wie es geschehen ist, der Festvortrag abbestellt werden? Der Vorstand erklärt diese Maßnahme in seinem Rundschreiben damit, daß, bei der Verrückung des Goethe-Tages kurz vor die Pfingstferien, vielen der Mitglieder der Besuch der Versammlung erschwert und der Besuch überhaupt beeinträchtigt sein dürfte. Diese Erklärung erscheint mir dürftig. Weimar ist

nicht schwer zu erreichen; ich glaube, daß diejenigen, die Lust und Gelegenheit gehabt hätten, am Sonntag nach Pfingsten zu kommen, ganz eben so gern und gut auch am Sonntag vor Pfingsten gekommen wären. Jetzt allerdings, da man im Schoße des Vorstands beschlossen hat, der Versammlung einen rein geschäftlichen Charakter zu geben, wird es vermutlich anders, sehr anders werden. In den Kreisen, in denen ich über die Angelegenheit gesprochen habe, ist mir die Ansicht entgegengekommen, daß die diesjährige, eben in dem Rundschreiben enthaltene Einladung zum Goethe-Tage eigentlich eine Ausladung sei, daß man ihren eigentlichen Inhalt dahin zu verstehen habe: „Ihr werdet gebeten, zu Hause zu bleiben." Und das ist ganz natürlich. Denn die geschäftlichen Abmachungen sind für uns Mitglieder der Goethe-Gesellschaft etwas ganz nebensächliches: das warum wir nach Weimar kommen, ist, daß wir uns wieder einen Atemzug aus der heroischen Luft holen wollen, in der unsere Geistesheroen geatmet haben. Von heroischer Luft ist aber in diesem Jahre in Weimar wenig zu spüren.

Als Tatsache bleibt bestehen, daß der Goethe-Tag in diesem Jahre ein verstümmeltes Gesicht zeigen, in Wahrheit gar kein Goethe-Tag sein wird. Und wenn in dem Rundschreiben ausgesprochen wird, daß der in diesem Jahre ausgefallene Festvortrag im nächsten Jahre gehalten werden soll, wenn also unsere Hoffnungen wieder auf nächstes Jahr vertröstet werden, so frage ich, woher man angesichts der Vorgänge, die sich im vergangenen und in diesem Jahre begeben haben, ehrlicherweise solche Hoffnungen hernehmen kann?

Nein — so wie die Dinge augenblicklich liegen, erscheint mir die gesamte Zukunft der Goethe-Gesellschaft und des Goethe-Tages im höchsten Maße problematisch. Das muß ausgesprochen werden, klipp und klar und unzweideutig. Nur wenn man sich ohne Verschleierung über die Sachlage klar ist, kann man erwägen, was zu ihrer Heilung zu geschehen hat.

Zu einer solchen Heilung gehört zweierlei: einmal von seiten des Großherzogs, daß er seine ablehnende Haltung gegenüber der Goethe-Gesellschaft aufgibt, den Wert und die Bedeutung des Goethe-Tages erkennen lernt; dann von seiten des Vorstands, daß er sich und damit die Goethe-Gesellschaft auf eigene Füße zu stellen lernt. Der Vorstand muß sich absolute Klarheit darüber verschaffen, ob der junge Großherzog dem Goethe-Tage sein Interesse fürderhin zuwenden will oder nicht. Sollte das letztere der Fall sein, so wird der Vorstand einer solchen Sachlage gegenüber feste und bewußte Stellung zu nehmen haben. Er wird sich zu sagen haben, daß ihm eine Institution anvertraut ist, die zwar dem Protektorate der Großherzöge von Weimar unterstellt, von ihnen aber nicht geschaffen ist, daß es also erforderlichen Falles auch ohne sie gehen kann und gehen muß. Von deutschen Männern, im Interesse der deutschen Literatur ist die Goethe-Gesellschaft begründet worden — Schmach und Schande für Deutschland wäre es, wenn solche Männer nicht imstande sein sollten, aus eigener Kraft die materiellen und geistigen Hilfsmittel aufzubringen, um ihr Werk am Leben zu erhalten, wenn sie ihr Werk zugrunde gehen ließen nur deshalb, weil es am höchsten Orte nicht das Verständnis findet, das sie dort zu finden erwartet hatten. Dann wären wir keine Deutschen mehr, sondern Byzantiner!

Darum bin ich der Meinung, daß der Vorstand in diesem Jahre anders hätte verfahren sollen, als er getan hat, daß er den Goethe-Tag nicht hätte verschieben oder, wenn er ihn verschob, den Festvortrag nicht hätte ausfallen lassen, daß er den Goethe-Tag ganz in der gewohnten Weise hätte abhalten sollen, ohne sich von der Anwesenheit oder Nichtanwesenheit des Großherzogs beeinflussen zu lassen.

Ich bin aber ferner der Meinung, daß der Vorstand diese Stunde, die ich als eine Schicksalsstunde für unsere Gesellschaft empfinde, dazu benutzen sollte, einmal an sich selbst eine Prü-

fung von Herz und Nieren vorzunehmen, einmal zu untersuchen, ob nicht vielleicht in der inneren, geistigen Organisation unserer Vereinigung Mängel enthalten sind, die die ablehnende Haltung des jungen Großherzogs und alle daraus sich ergebenden Übelstände einigermaßen begreiflich machen. Und indem ich auf diesen Punkt zu sprechen komme, mache ich mich zwar auf ein „Hallo" von seiten der Goethe-Philologen gefaßt, ich werde aber dennoch sprechen, weil ich mir bewußt bin, im wahren Interesse der Sache zu sprechen.

Als ein Fehler nämlich, als ein wunder Punkt in unserem Tun erscheint mir die ausschließliche, einseitige Beschäftigung mit Goethe und nur mit ihm. Unsere Gesellschaft hat ihren Namen von Goethe — das weiß ich; Goethe ist unser erster — das erkenne ich gleichfalls an. Aber er ist nicht unser einziger. Ich habe es als meine Auffassung von der Aufgabe und dem Zweck der Goethe-Gesellschaft ausgesprochen, daß sie das Bewußtsein vom Vorhandensein und vom Werte einer klassischen deutschen Literatur in Deutschland verbreiten und vertiefen soll. Bei dieser Auffassung bleibe ich, und ich bleibe dabei, daß die Tätigkeit der Goethe-Gesellschaft nur dann zu einem lebendigen Faktor im deutschen Geistesleben werden kann, wenn sie die Werke aller unserer Klassiker zum Gegenstande ihrer Betrachtung macht. Zu unseren Klassikern aber gehören neben Goethe noch andere, in erster Linie Schiller. Wenn die Goethe-Gesellschaft so fortfährt, wie sie jetzt tut, daß sie alle außer Goethe beinah geflissentlich verschweigt und übergeht, dann verkennt sie ihren wahren, höheren Zweck, dann wird der Name, den sie trägt, der als eine Bezeichnung von symbolischer Bedeutung aufzufassen ist, äußerlich und falsch aufgefaßt und zur lähmenden Schranke, dann geraten wir in Gefahr, zu einer Philologenversammlung zu werden, der weder die moderne deutsche Literatur, noch das deutsche Volk nachfragt. So wie die Goethe-Gesellschaft jetzt verfährt, ist sie dazu auf dem besten Weg.

Es ist ein offenes Geheimnis, daß jetzt schon viele Mitglieder der Gesellschaft diese Einseitigkeit lästig empfinden, es ist sehr wohl denkbar, daß der junge Großherzog, der ein notorischer Verehrer Schillerscher Dramatik ist, sich durch das ausschließliche Betonen Goethes abgestoßen fühlt, und schließlich, es ist dem allen auf das leichteste abzuhelfen:

Das Goethe-Schiller-Archiv, in dem nicht nur die Schriften Goethes, sondern auch die seiner großen Genossen, ja sogar die Manuskripte jüngerer und jüngster Dichter aufbewahrt werden, bietet uns das Vorbild für ein künftiges ersprießliches Tun. Möge Goethe unser Hauptaugenmerk, möge die Herausgabe der Sophien-Ausgabe das große Werk der Goethe-Gesellschaft bleiben — aber man lasse im Repertoire der Festvorträge Wechsel und Wandel eintreten. Wenn immer, immer und immer nur über Goethe gesprochen wird, so muß das schließlich zur Künstelei und Wiederkäuerei führen. Also lasse man auch über Schiller, Herder und Wieland, über Heinrich von Kleist, die Romantiker, ja über die hauptsächlichen Vertreter des jungen Deutschland, Otto Ludwig, Hebbel und Gutzkow sprechen. Weder vom moralischen noch vom literarischen Standpunkte aus vermag ich irgend etwas zu entdecken, was meinem Vorschlage entgegen wäre. Wenn die Satzungen der Goethe-Gesellschaft ihm widersprechen, so müssen die Satzungen geändert werden — Zöpfe sind dazu da, daß sie abgeschnitten werden. Wenn aber nichts gegen den Vorschlag spricht, so sprechen, meiner Überzeugung nach, Vorteile von höchster praktischer und idealer Bedeutung für ihn. Die Zahl derer, die zu Vorträgen berufen werden könnten, würde sich verdoppeln und verdreifachen. Wenn es sich in Deutschland verbreitete, daß alljährlich einmal in Weimar wissenschaftlich gediegene Vorträge über die großen Vorgänge in unserer Literatur gehalten werden, so würden tausend Augen, die jetzt nicht einmal nach Weimar hinblicken, tausend Ohren, die jetzt nicht einmal dahin hören, sich mit einem

Schlage auf den Kreis richten, in dessen Mitte solche Dinge zu holen sind, auf die Goethe-Gesellschaft. Dann mit einem Schlage wären wir nicht nur eine gelehrte, sondern eine literarisch lebendige Versammlung.

Möchte man im Vorstande der Goethe-Gesellschaft meinen Vorschlag beherzigen! Wenn der große Goethe aus seinem Drüben noch einmal unter uns träte, keinen stärkeren Befürworter würde der Vorschlag haben als ihn; als ihn, der sich freuen würde, daß wir uns bewußt sind, „zwei solche Kerle" besessen zu haben, der sich freuen würde, daß wir auch seinen „großen Freund" nicht vergessen haben.

In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts schrieb der Literaturhistoriker Koberstein an Ludwig Tieck einen Brief, worin er sich über die Alleinherrschaft beklagte, die Schiller damals in der deutschen Literatur ausübte. In den Tagen, in denen wir leben, ist es, als wäre Schiller ausgelöscht und als hätte es in Deutschland überhaupt nur einen Dichter, Goethe, gegeben. Wem es Spaß macht, darüber zu lachen, der lache und vergleiche unsere beiden Dioskuren mit den Eimern im Ziehbrunnen, von denen der eine in der Tiefe verschwinden muß, wenn der andere emporsteigt. Ich für mein Teil finde es nicht spaßhaft, sondern erbärmlich, daß wir Deutschen unserer Liebe und Bewunderung für einen großen Mann keinen anderen Ausdruck zu finden wissen, als daß wir ihn als Keule benutzen, um alles, was nicht er ist, mit ihm totzuschlagen. Welch eine plumpe Art der Wertschätzung! Welch eine miserable Auffassung von großer Persönlichkeit! Welch öde Verständnislosigkeit für das in der Literaturgeschichte aller Völker beinah einzige Schauspiel vom Ineinandergreifen, Sichergänzen zweier im innersten Kern verschiedener, durch das große Wollen verwandt gewordener großer Dichterindividualitäten! Soll dieser traurige Zustand, daß immer nur einer dasein darf und daß um ihn her Wüste sein muß, ein unausrottbar bleibender werden?

Soll das Wort vom „deutschen Dichterwald" immer nur ein Papierwort bleiben? Soll dem deutschen Volke nie das Bewußtsein gegeben werden, daß es einen solchen, von unzähligen Sangesvögeln belebten Wald, daß es einen großen, großen Reichtum besitzt? Soll ihm immer wieder gepredigt werden, daß seine Begeisterung von gestern eine dumme Begeisterung war, die heute nicht mehr erlaubt ist? Und soll eine auserlesene literarische Vereinigung, wie die Goethe-Gesellschaft eine ist, durch ihr Verfahren dazu beitragen, solch ein literaturfeindliches Tun und Treiben zu unterstützen, gewissermaßen zu sanktionieren? Nein, sie soll es nicht! Sie soll ihre Aufgabe erkennen, die darin besteht, daß sie im deutschen Dichterwald den innersten Hain, den heiligen Hain, in welchem die edelsten Sangesvögel, die klassischen Sänger hausen, abgrenzt, umfriedet und bewacht, gegen Eindringlinge bewacht, die hinein möchten und nicht hineingehören, gegen literarische Straßenjungen bewacht, die mit Steinen hineinwerfen möchten. Erkennen soll sie, die Goethe-Gesellschaft, daß sie an einer Stunde angelangt ist, wo es nur zwei Möglichkeiten noch für sie gibt: entweder altes Aktenpapier zu werden, das in irgendeinem Winkel verstaubt, vergilbt und vermodert, oder aufzuerstehen, aus eigener Willenskraft verjüngt, als ein lebendiges Glied am lebendigen Körper Deutschlands.



Zum 10. März

National-Zeitung 1903.
Nr. 155. Sonntag
den 8. März.





In den Zeitungen flackert ein Gerücht auf: im Tiergarten soll eine Statue des jugendlichen Prinzen Wilhelm, späteren Kaiser Wilhelms I., errichtet werden; als Ort der Aufstellung, so heißt es, ist die Luisen-Insel in Aussicht genommen.

Ich weiß nicht, ob es sich um einen festbeschlossenen Plan handelt, insbesondere, ob wirklich die Luisen-Insel dazu bestimmt ist, das neue Denkmal zu tragen — aber das Gerücht allein, und der Schreck, den es mir verursacht hat, veranlaßt mich, der Sache einige Worte zu widmen.

In den Lebenserinnerungen der Oberhofmeisterin Gräfin Voß (Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe) steht unter dem 19. Juli 1810 aus Hohen-Zieritz in Mecklenburg-Strelitz folgendes zu lesen:

„Ach, welch unglückseliger, fürchterlicher Tag. Ich hoffte die ganze Nacht vergebens, der König werde ankommen; um 1 Uhr ging ich auf einen Augenblick in mein Zimmer; man rief mich eilends zurück, da der Zustand der Königin jeden Moment schlimmer wurde. Endlich gegen 5 Uhr kam der König, aber die Königin hatte bereits den Tod auf der Stirn geschrieben — und doch, wie empfing sie ihn! mit welcher Freude umarmte und küßte sie ihn und er weinte bitterlich. Der Kronprinz und Prinz Wilhelm waren mit ihm gekommen. Der König saß auf dem Rande des Bettes, und ich kniete davor; er suchte die erkalteten Hände der Königin zu erwärmen, dann hielt er die eine und legte die andere in meine Hände, um daß ich sie warm reiben sollte. Es war etwa neun Uhr; die Königin hatte ihren Kopf sanft auf die Seite geneigt und die Augen fest gen Himmel gerichtet. Ihre großen Augen weit geöffnet und aufwärts blickend, sagte sie: ‚Ich sterbe, o Jesu mach' es leicht.' — Ach, das war ein Augenblick, wie niemand ihn je vergißt. Ich bat den König, ihr die Augen

zuzudrücken, denn der letzte Atem war entflohen. — Ach, das Schluchzen und Weinen des unglücklichen Königs, der Kinder und aller, die umher knieten, war schrecklich. Der König, die Kinder, der Staat, der Hof, alle, ja alle haben alles auf der Welt mit ihr verloren."

Die Königin, von der hier gesprochen wird, war Luise, Königin von Preußen, und Prinz Wilhelm, der mit dem Vater gekommen, war der, welcher achtundsiebzig Jahre später als unser alter Kaiser Wilhelm den Weg gehen sollte, den damals die Mutter ging. Die Worte, die ich hier anführe, sind geschrieben von einer Frau, die ihrer Etikettenstrenge wegen bekannt, beinah spöttisch berühmt war; aber so furchtbar war in jener Stunde das menschliche Leid, daß auch in dieser strengen, starken Frau Etikette und Konventionalität unter der Last des Schmerzes zerbrach, daß sie für den Ausdruck ihres Gefühls Worte fand, die in ihrer aus dem Herzen dringenden Wahrhaftigkeit noch heut jedes Menschenherz erschüttern. Und weil dem allen so war, weil in jener Stunde dieser König so „unglücklich" war, das urewige Menschenleid, das vom geliebten Menschen scheiden heißt, so mit aller Gewalt zu tragen hatte und so mit brechendem Menschenherzen trug, darum wurde diese Stunde zum Ausgangspunkt für die große, tiefe, nie verlöschende Liebe, die von da an bis an seinen letzten Tag das preußische Volk an diesen seinen König, an Friedrich Wilhelm III., knüpfte. Denn das preußische Volk ist deutsches Volk, der deutsche Mensch ist der menschlichste Mensch, darum kann er seine Könige nur verehren, wenn er sie liebt, er kann sie nur lieben, wenn er in ihnen das Wahrzeichen des Menschentums, das menschlich fühlende Herz erkennt, und wenn dieses Herz den Gang des seinigen geht.

In ihrem Tagebuche schreibt die Gräfin Voß dann unter dem 20. Juli weiter:

„Sie ist fast gar nicht verändert; sie wurde geöffnet und

man fand einen Polypen im Herzen, die rechte Lunge fast zerstört. Die Ärzte sagen, der Polyp am Herzen sei eine Folge zu großen und anhaltenden Kummers — dessen hat sie viel, viel gehabt!"

Wer das heute liest, dieses „dessen hat sie viel, viel gehabt", dem ist, als vernähme er, wie einen Nachhall des düsteren Wortes, ein aus tiefster Brust aufseufzendes „ja". Aus der Brust eines Volkes kommt dieser Seufzer, des preußischen Volkes, aus dem Munde des preußischen Volkes ertönt dieses dumpfe, bestätigende „ja". Ja, das preußische Volk wußte und weiß, daß diese Frau, diese seine Königin Luise, großen und anhaltenden Kummer gehabt hat, und daß das Leid, das sie erlitt, nicht nur für Gatten und Kinder, sondern für alle Angehörige ihres Volkes, des zertretenen preußischen Volkes ertragen worden ist. Darum geschah etwas Wunderbares: es wiederholte sich im neunzehnten Jahrhundert ein Vorgang, wie solche in der Urzeit stattgefunden haben, als noch nicht der einzelne, sondern die Gesamtheit dichtete und die Werke schuf, die man Mythologien und Legenden nennt, das gesamte preußische Volk dichtete sich im neunzehnten Jahrhundert eine Legendengestalt. Das war die Königin, der das Herz um ihres Volkes willen brach, seine Königin Luise.

Denn die Legendengestalt ist nicht eine willkürlich erfundene, sondern eine aus der Wirklichkeit geborene Gestalt, an der Haß oder Liebe gearbeitet, gestaltet, phantasierend hinzugesetzt haben, bis daß eine neue, der ursprünglich wirklichen Gestalt nur noch in den hauptsächlichen Zügen ähnliche, in allem übrigen aber, sei es nach der Seite des Schrecklichen oder des Lieblichen, über diese hinausgehende Figur entstanden ist. Darum ist alle Volksdichtung Legendendichtung, denn das Volk dichtet nicht aus ästhetischen, sondern aus Herzensbedürfnissen, immer nur aus Liebe, oder aus Haß. In diesem Falle nun hat es aus Liebe gedichtet, und so ist Königin Luise in unserer Vorstellung

zu einer Persönlichkeit geworden, von der man kaum mehr zu sagen vermag, inwieweit sich ihr Bild mit dem Urbilde deckt, das einstmals in Fleisch und Blut gelebt hat. Der ganze Inbegriff von Frauenschönheit und Frauentugend, von Gattenliebe und Mutterzärtlichkeit, von königlicher Hoheit und königlicher Pflichttreue ist unserem Volke gegenwärtig, sobald ihr Name genannt wird.

Ein solches, nur im Bewußtsein noch vorhandenes Bild körperlich wieder zu erwecken, den schönen, schweifenden Schatten durch einen Denkstein, irgendein sichtbares, greifbares Zeichen an den Raum zu bannen, wo der Leib gewandelt war, das war ein wohl begreifliches, der menschlichen Natur entsprechendes Bedürfnis.

Ihm ist auf zweierlei Weise Genüge geschehen, in großer und in bescheidener, in erhebender und in rührender Art.

Dem Bildhauer Christian Rauch war es vergönnt, dem preußischen Volke seine „heilige Frau" zu schenken, indem er da draußen im Mausoleum zu Charlottenburg die zu Staub gewordene Gestalt im Marmor wieder auferstehen ließ. Wenn je ein Kunstwerk Zeugnis dafür abgelegt hat, daß die schaffende Phantasie des großen Künstlers überirdischen, von geheimnisvollen Quellen genährten Ursprungs ist, so ist es in diesem Bilde der schlummernden Königin geschehen, über dem die Luft zu zittern scheint, wie bewegt vom Hauche des herrlich-lieblichen Weibes, wie durchflüstert von den unausgesprochenen Worten der Tausende und Abertausende, die im Laufe der Jahre und Jahrzehnte an das Bild herangetreten sind und in Andacht davor gestanden haben.

Das ist das große, um es so zu bezeichnen, heroische Andenken, das wir von unserer Königin Luise besitzen — aber daneben gibt es noch eines, ein viel kleineres, unendlich kleines, viel bescheideneres, unendlich bescheidenes, aber in seiner Kleinheit und Dürftigkeit unendlich rührendes Andenken an sie, das

ist die Luisen-Insel im Tiergarten zu Berlin und auf der kleinen Insel der alte, kleine, von altem Rotdorn überschattete Gedenkstein.

Ich weiß nicht, wann der Stein dort errichtet worden ist[1]), aber es muß zu einer Zeit geschehen sein, als Berlin noch eine arme Stadt war, denn er ist arm und dürftig. Aber gerade, weil er das ist, ist er mir teuer und lieb, ja, mehr als das, er ist mir heilig, denn er mahnt mich der Zeit, als unser „armes“ Volk mit seinem „unglücklichen“ König um seine Königin weinte, und an die Zeit, als unsere Väter, mit einem Stück Brot im Brotsack und in zerrissenen Stiefeln auszogen in den Krieg, um bei Leipzig und Belle-Alliance die Schlachten zu schlagen und das Vaterland zu befreien.

Darum, als ich von jenem Gerücht las, durchzuckte mich der Schreck, es könnte Hand an die Luisen-Insel gelegt, an die Stelle des alten, schlichten Steins könnte etwas anderes gesetzt werden. Ich hoffe, daß meine Sorgen verfrüht, meine Worte unnötig sind, aber warnen soll man, solange es noch Zeit ist, darum spreche ich jetzt und sage: „Hände weg von dem geweihten Bezirk! Rührt nicht an den alten Stein auf der kleinen Insel! Es wäre ein Frevel an unserem Vaterhaus!“

Früher, als drüben über dem Wasser die friedlich-freundliche Gestalt Friedrich Wilhelms III., und nur diese aufgerichtet stand, und als der alte König mit dem menschlichen Herzen schweigend herüber blickte zu dem bescheidenen Stein, da war diese Gegend noch schöner als sie jetzt ist. Seitdem ist eine zweite Gestalt hinzugekommen, die man Königin Luise nennt, die aber mit ihren schweren Gliedmaßen, mit dem ausdruckslosen Gesicht, in ihrem Prachtgewand mit der knisternden

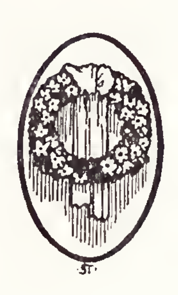
[1]) Der Denkstein ist, was Wildenbruch damals nicht wußte, von den Berlinern der Königin bei ihrer Rückkehr nach Berlin im Jahre 1809 errichtet worden. A. d. H.

und knasternden Atlasschleppe nicht meine, nicht die Königin Luise ist, wie sie im Bewußtsein ihres Volkes lebt. Eine fremde, nicht die wunderholde Frau aus dem Mausoleum, die nicht hinein gehört in den geweihten Bezirk. Und wenn ich zwischen ihr und dem alten Könige drüben hindurchgehe, ist mir, als sähe er an ihr vorbei, weil er sie nicht kennt, als sähe er immer und immer nur herüber zu dem alten, kleinen, verwitterten Stein, und als gedächte er der Stunde, als er auf dem Bettrand seiner Luise saß und ihre erkaltenden Hände in seinen Händen zu wärmen versuchte.

An der Prachtstraße Berlins, der Tiergartenstraße, durch einen schmalen Wassergraben von ihr getrennt, liegt das kleine Eiland, die Luisen-Insel. Ihr gegenüber, zwischen Regenten- und Bendlerstraße, erheben sich die Palasthäuser des modernen Berlin, alle Tage, um die Mittagstunde, rollt an ihr der Strom des spazierengehenden modernen Berlin vorüber. In den Häusern da drüben die blinkenden Spiegelscheiben sehen so aus, als blickten sie verächtlich über den alten, grauen, mit der Urnenschale geschmückten Denkstein hinweg, von den Vorüberspazierenden kaum einer oder der andere scheint Zeit und Gedanken übrig zu haben, einmal die Augen zur Seite zu wenden zu dem verwitterten Wahrzeichen. Dann aber kommt ein Tag im Jahre, da, wie durch einen Zauberschlag wird alles anders, das ist in jedem Jahre der 10. März. Dann ist es, als würde der alte, graue Stein wieder jung, er kränzt und schmückt sich mit Blumen, und hinter ihm das ganze Gelände, bis hinüber, wo der alte König steht, wird ein leuchtendes, wogendes Blumengefilde. Wie wenn ein Wunder geschehen wäre, so ist es, denn am 10. März ist noch nicht Frühling, hier aber, an dieser Stelle, dieser einzigen Stelle von Berlin ist es mit einem Male für einen Tag Frühling geworden, für den einen Tag, an dem vor nunmehr hundertsiebenundzwanzig Jahren dem preußischen Volk seine Königin Luise geboren wurde.

Wem die Beobachtung einer Volksempfindung von Wert und die in der Volksempfindung aufbewahrte geschichtliche Überlieferung heilig ist, der versäume nicht, an diesem Tage an die Luisen-Insel heran und hinter ihr herum zu gehen. Er wird langsam gehen müssen, denn ein nicht endender Strom von Wanderern wird ihn aufnehmen, in dessen Mitte er sich langsam, langsam fortbewegen muß. Und wenn er die Menge, die ihn umgibt, mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet, wird er Leute sehen, die man im Tiergarten, im Westen Berlins, für gewöhnlich überhaupt nicht zu sehen bekommt. Das sind die kleinen Leute aus dem Mittelpunkte, dem Osten, Nord-Osten und Süd-Osten von Berlin, die nur einmal in der Woche, am Sonntag, Zeit haben, auszugehen, und denen an dem einen Tag der Weg nach dem Westen zu weit ist. Heut aber, am 10. März, ist ihnen der Weg nicht zu weit gewesen, heut sind sie gekommen und kommen noch immer in neuen Scharen an, denn heute, das wissen sie alle, ist ja der Geburtstag ihrer Königin Luise. Und so ziehen sie Schritt für Schritt dahin, blicken mit großen, staunenden Augen auf die herrlichen Blumen zur Rechten und zur Linken und sprechen wenig, und das, was sie sprechen, mit leiser Stimme. Denn preußische Menschen sind deutsche Menschen, der deutsche Mensch wird stumm, wenn er tief empfindet, und diese Menschen alle empfinden tief. Wie in einer Prozession bewegt sich die ganze, langsam vorwärts schiebende Menge, wie in einer gottesdienstlichen Handlung. Und eine solche Handlung ist dieses wirklich, eine gottesdienstliche im Sinne unserer Altvorderen, die nicht in Tempel und steinerne Häuser, sondern in den heiligen Hain gingen, sich unter freiem Himmel einig zu fühlen mit dem Beherrscher von Himmel und Erde. Ein heiliger Hain, eine geweihte Stätte, das ist den kleinen Leuten von Berlin dieses aus winterlicher Dürre in lachenden Frühling verwandelte Stückchen Erde. Ich weiß nicht, auf wen der schöne Brauch

zurückzuführen ist, aber sei es, wer es sei, er hat das Bedürfnis unseres Volkes verstanden, dessen indogermanisches Urgefühl lieber den Baum und die Blume, als die steinerne oder eherne Gestalt zum Ausdruck seiner Empfindung wählt. Diesem Fingerzeig sollte man folgen. Man rühre nicht an diese, dem Andenken an eine schöne, geliebte Persönlichkeit geweihte Stätte! Man störe die fromme Erinnerung nicht, setze nichts Neues hinein, man beuge sich dem Herzschlage eines Volkes. Und man erinnere sich, was vor tausend Jahren in deutschen Landen geschah, als Bonifaz, der Christenprediger, erschien: solange er predigend die neue Lehre verkündete, saßen die deutschen Männer, zu denen er sprach, schweigend um ihn her und hörten ihm geduldig zu — als er aber Hand anlegte an ihren heiligen Hain und ihre geweihten Bäume, standen sie auf und schlugen ihn tot.



FUROR TEUTONICUS

Eine Studie mit Nutzanwendung

National-Zeitung 1903.
Nr. 328. Sonntags-
beilage Nr. 23.
7. Juni.

ST





Es wird aus alter Zeit, aus dem Jahre 357 unserer Zeitrechnung, erzählt, daß, als Flavius Julianus, der später als Kaiser Julian der Apostat hieß, Cäsar des Reiches und Herrscher von Gallien geworden war, ihm die Germanen, die jenseits des Rheins saßen und durchaus über den Rhein herüberwollten, viel zu schaffen machten. Die trotzigsten unter diesen Hartschädeln waren die Alemannen, die sich am Bodensee und am Rhein, wo er aus dem Bodensee zu Tal strömt, an den Abhängen des Schwarzwalds und im Schwarzwald selbst niedergelassen hatten und nun mit Gewalt in das Land hinüberverlangten, das später Alisaz genannt wurde und heute Elsaß heißt. Und weil Julian, der sich in Athen einen feinen Philosophenkopf zurechtstudiert hatte, neben diesem einen aber noch einen zweiten, einen Feldherrnkopf besaß, und mit der Hand, in der er den Schreibgriffel geführt hatte, auch das Schwert zu regieren verstand, nun einmal mit genau derselben Gewalt, mit welcher die Alemannen herüberverlangten, ihr Nichtherüberkommen wünschte, so mußte es notwendigerweise geschehen, daß die harten Köpfe von hüben und drüben aneinander rannten. Das geschah denn auch in besagtem Jahre, und zwar an der Stelle, wo heute Straßburg steht, mit einem solchen Krach, daß der Widerhall bis nach Antiochia, wo Kaiser Constantius saß, durch alle germanischen Gaue und von Geschlecht zu Geschlecht fortdröhnte; denn mit Staunen und Grauen erzählte man sich von Geschlecht zu Geschlecht von der großen, furchtbaren Alemannenschlacht an den Ufern des Rheins.

Aus dieser Schlacht nun berichtet man ein sonderbares Vorkommnis: Knodomar, der König, führte den Gesamthaufen der Germanen, und unter ihm befehligten sieben Häuptlinge oder Unterkönige. Das waren, da die Alemannen eine aus verschiedenen germanischen Stämmen zusammengesetzte Masse

waren, die Häuptlinge jedes einzelnen Stammes. Als darauf die Heere aneinanderprallten, gewann die Sache für die Römer ein höchst bedenkliches Aussehen. Wie Wellenberge des Ozeans stürmten die Haufen der Alemannen, ungeordnet zwar, aber mit solcher Berserkerwut, so überschäumend von Kraft und Mut jedes einzelnen Mannes, auf die lanzenstarrenden Reihen der Römer an, daß diese mehr als einmal einen Schritt nachgaben und zurückwichen. Handspeer, Pfeil und Wurfgeschoß der Ballisten wüteten zwar in den beinahe nackten Scharen und warfen den brüllenden Ansturm wieder und immer wieder zurück. Aber sobald sie wieder zu Atem gekommen waren und das Blut, das ihnen vom Haupte troff, sich aus den Augen gewischt hatten, setzten sie von neuem an, wieder erscholl ihr unermüdliches Kampfgeschrei und wieder und immer wieder sprengten die Häuptlinge, hoch zu Roß, den Stürmenden voran. Nachdem man nun schon vom frühen Morgen bis spät in den sinkenden Nachmittag gestritten hatte, entstand unter den Germanen plötzlich ein Stocken und sodann ein wütendes Geschrei. Als die römischen Soldaten und ihre Führer das vernahmen, erbebte ihnen das Herz, denn sie dachten nicht anders, als daß die Germanen sich zu einem letzten entscheidenden Vorstoße rüsteten, und fragten sich bangend, ob sie auch dem noch Widerstand zu leisten Kraft genug besitzen würden.

Unter allen Römern aber war ein einziger, der nicht erblaßte, nicht erbebte, sondern im Gegenteil ein Lächeln, ein ruhiges, beinah vergnügtes Gesicht zeigte, das war Flavius Julianus, der Oberfeldherr selbst. Der hatte, als ein gelehrter Mann, die Geschichte Roms und die Kämpfe der Römer mit den Germanen seit Marius und den Cimbern und Teutonen studiert, hatte selbst, seit er in Gallien war, mehr als einmal mit Germanen gefochten, daher kannte er seine Leute und wußte, was das Geschrei da drüben zu bedeuten hatte. Während daher seine Umgebung in peinvolles Schweigen versank, klopfte er

sein Pferd gemächlich auf den Hals und sagte: „Die Sache ist erledigt und die Schlacht gewonnen; sie fangen an, sich selber aufzufressen.“ Dann schnippte er mit der Hand zu den tobenden Massen hinüber, und „furor teutonicus“ sagte er, mit einem kurzen Lachen, das für die Alemannen nicht gerade schmeichelhaft klang. Und wie er vorhergesagt hatte, so geschah es; nach einiger Zeit zwar kamen die Germanen zum neuen Ansturm wieder heran, aber ihr Andrang war diesmal noch regelloser, als zuvor; von den Häuptlingen, die voransprengend die einzelnen Haufen gelenkt hatten, war nichts mehr zu sehen; nur eine wüste Masse wälzte sich den Römern entgegen. Ein paar Kommandorufe auf römischer Seite — wie stählerne Keile drangen die Legionen von allen Seiten in den wogenden Haufen ein, zerhieben, zerrissen und zersprengten ihn, und als der Nachmittag zum Abend wurde, deckten Tausende von Alemannen mit ihren Leibern die Walstatt, andere Tausende verschlang auf ihrer Flucht der Rhein, die Alemannen waren in furchtbarer Schlacht furchtbar geschlagen und ihre Kraft für hundert Jahre gebrochen. Was war da drüben geschehen? Was hatte das Geschrei zu bedeuten gehabt? Als die Germanen bemerkten, daß all ihr Ringen und Bemühen zu nichts führte, ergriff sie jählings eine sinnlose Wut. Nicht gegen die Römer aber richtete sich diese Wut, sondern gegen ihr eigenes Fleisch und Blut, gegen sich selbst, und „die Häuptlinge von den Pferden!“ ging plötzlich ein rasendes Geschrei durch die gesamten Massen. „Es geht uns schlecht, und jemand will uns zur Vernunft reden! Das sind die Häuptlinge! Und die Häuptlinge reiten zu Pferde, während wir zu Fuße gehen! Niemand soll reiten, während andere gehen, niemand etwas voraus haben, alles soll zu Fuße gehen! Alles zusammen zugrunde gehen! Darum herunter mit den Häuptlingen von den Pferden! Herunter!“ Und also mußten die Häuptlinge von den Pferden steigen, wenn sie nicht herabgerissen werden wollten,

also verloren sie den Überblick über ihre Haufen und die Möglichkeit, bald hier zu sein, bald dort, und also kam es, daß am Abend dieses Tages das mächtige Volk der Alemannen, soviel noch davon übrig war, sich wie ein Schwarm gehetzter wilder Tiere im Schwarzwald verbarg, während Knodomar, der starke König, als ein gefangener Mann die Reise nach Rom antrat. Nicht mehr lange hat er dort gelebt; der Gram fraß ihm am Herzen und die Erinnerung an den Augenblick, wo er den Sieg in Händen zu haben geglaubt hatte und wo sein eigenes Volk, sein selbstmörderisches, ihm den Sieg abspenstig machte.

Woher es nur kommen mag, daß ich so oft an diesen Vorgang denken muß; daß er mir wiederkehrt, so oft ich das düstere Buch aufschlage, das „deutsche Geschichte" heißt, mir wiederkehrt, nicht nur, wenn ich in die Vergangenheit, sondern auch, wenn ich in die Gegenwart blicke, wenn ich von den Kundgebungen deutscher Art bei kleinen oder großen Begebenheiten höre und lese, sei es die Kundgebung der Menge, oder einer einzelnen Person. Woher es kommen mag, daß mir dann so oft das spöttische Lächeln Cäsar Julians wieder auftaucht und sein verächtliches „furor teutonicus", daß mir der Seufzer des sterbenden Knodomar wieder zu Ohren kommt: „Selbstmörderisches Volk." Ja — selbstmörderisch. Denn nicht etwa das feige Verlangen, aus der Schlacht zu entweichen und denen nicht mehr zu folgen, die in die Schlacht zurückriefen, nicht verräterische Untreue gegen die Führer, etwas ganz anderes war es, was diese Männer, diese germanischen, zu ihrem wütenden, rasenden, verrückten „Herunter von den Pferden!" trieb, ein Gefühl, von dem ich nicht weiß, ob es auch in anderen Nationen wohnt, das wie ein Kern des Wahnsinns in den Tiefen der germanischen Seele ruht und in der Stunde der Verzweiflung daraus emporwächst, über Kopf und Verstand. Wenn es dem Deutschen nicht so geht, wie er wünscht, daß es ihm gehen möchte, dann wird seine sonst so geduldige Seele plötzlich wild,

der Berserker, der er vor tausend Jahren war, wacht wieder in ihm auf. Dann bedarf es nur eines leisen Anstoßes, des Flüsterwortes eines Verführers, des Hetzwortes eines Verhetzers, und die schwelende Glut springt plötzlich als Flamme auf, der verhaltene Anmut wird plötzlich Wut und Raserei. Und was das Schrecklichste, das Wahnsinnigste an diesem Wahnsinn ist: nicht gegen den Dritten, den Fremden da draußen, gegen das eigene Fleisch und Blut, gegen den Landsmann, gegen alles, was deutsch ist, gegen Deutschland richtet sich die Wut des verzweifelnden Deutschen. Der Grimm der deutschen Seele ist der Grimm der allzu weichen Natur, in der die selbstzerstörerische Wollust wohnt, ihren Schmerz an dem auszulassen, was ihr in Wahrheit das Liebste, Höchste und Heiligste ist, dieses Liebste, Höchste und Heiligste zu beschimpfen, zu verletzen, zu vernichten; nicht aus kalter Überlegung, sondern aus der sinnlosen Wut des Schmerzes, die nur ein einziges, ein letztes noch kennt und weiß und will, selbstmörderisch zu verröcheln unter den Leichen von Vater und Mutter, sich zu begraben unter den Trümmern des eigenen Hauses.

Und unterdessen steht da draußen der Fremde, der Kluge, der Kaltblütige; mit höhnischem Lächeln horcht er auf das Schreien, Schimpfen, das Toben, dann schnippt er mit der Hand, „sie fressen sich selber auf", „furor teutonicus".

Deutsche Geschichte — deutsche Tragödie!

Woher kommt es nur, daß wenn ich die deutsche Geschichte mit der Geschichte anderer Nationen vergleiche, in denen die Begebenheiten doch auch nicht nur mit blutroter Schrift, sondern wirklich mit Blut geschrieben sind, aus deren Büchern gleichfalls die Leidenschaft ächzt und stöhnt und heult, jene mir immer noch um ein paar Schattierungen dunkler, um ein paar Bitterkeitsgrade bitterer erscheint, als die der anderen? Weil ich in keiner anderen Geschichte so viel heroisches Wollen und klägliches Vollbringen, aus überschäumender Seelenkraft hervor-

brechenden Anlauf und so viel mattherziges Erlahmen, Zersplittern und Versiegen der Kraft in der Verfolgung des Zieles erblicke, wie in der deutschen. Weil all diese Lähmungen, Hemmungen, diese bösartigen Fügungen, die den schon so oft beinahe errungenen Sieg immer wieder aus der deutschen Hand gewunden haben, nicht von draußen, nicht von dem Auslande und den Fremden gekommen, sondern aus den innersten, eigensten Eigenschaften der deutschen Natur herausgewachsen sind, wie böses Unkraut, das in seiner geilen Wucherung die guten und edlen Pflanzen schließlich erdrückt und erstickt hat, nicht nur für den Augenblick, sondern oftmals für Jahrhunderte, manchmal für immer, weil keine Geschichte eines anderen Volkes so die Geschichte der Selbstzerstörung eines Volkes ist, weil in keiner Volksseele der Wahnsinn des Selbstmordes so sein breites, tiefes, blutiges Brandmal eingedrückt hat, wie in der deutschen.

Wenn ich die leitenden Persönlichkeiten der Weltgeschichte betrachte und vor die großen deutschen Menschen trete — welch eine Empfindung! Welch ein Jungbrunnen von Kraft in diesen Seelen, welch ein Reichtum von urwüchsigen Gedanken in diesen Köpfen, welch eine Fülle von allem, was wir Menschenherrlichkeit nennen, in diesen ganzen Persönlichkeiten! Mögen es Männer der Tat, oder des Gedankens sein, immer wieder fängt mit jedem dieser Männer die Welt von neuem an; wie ein menschgewordener Frühlingssturm brausen sie in die stickig gewordene Luft der Zeiten hinein, ein Schwall von Hoffnungen, wie ein flammender Kometenschweif hinter ihnen drein, und das Ziel in leuchtender, beinahe greifbarer Nähe dicht vor ihren Augen und vor den Augen derer, die ihnen folgen. Und dann, bevor das Ziel erreicht ist, beinahe im letzten Augenblick, aus dem Innern dieser Persönlichkeiten hervorbrechend eine Flamme, von der niemand zu sagen weiß, aus was für Elementen sie entstanden ist, die über sie selbst emporwächst, über ihrem Kopfe, ihrem Verstande zusammenschlägt, ihre Augen blind macht und

ihr Denken verzehrt, die sie den Weg verfehlen läßt, den sie bisher gegangen, den wirklichen Feind vor ihren Augen verbirgt und sie Gegnerschaft erkennen läßt, wo nur eine Meinungsverschiedenheit ist, die mit ein paar vernünftigen Worten zu begleichen wäre, auf die sie aber losstürzen, wie ein Stier auf das rote Tuch, alles zertretend, alles zertrümmernd mit Berserkerwut, bis wirklich alles zertrümmert ist, was sie selber geschaffen. Furor teutonicus. So einstmals, so jetzt und für immer. Furor teutonicus.

Wer, wenn er dieses liest, denkt nicht an den Menschheitsmorgen, der einstmals im sechzehnten Jahrhundert strahlend, als Reformation in Deutschland, für die Welt aufging, und wer, wenn er den Tag betrachtet, der diesem Morgen folgte, und den Abend danach, in dem wir jetzt leben, darf sagen, daß ich übertreibe? Der Mann von Wittenberg, und der von Loyola — in welchem von diesen beiden lag das ewige Geheimnis „Gott" mit allen seinen Unermeßlichkeiten aufgeschlossen und aufgetan? Welchem von beiden Männern war die Anwartschaft gegeben, daß er die hoffende, harrende, sehnende Menschheit wie ein neuer Messias mit sich fortreißen würde aus Dunkelheit und Erdrücktsein zu Höhen, von denen kein Wiederherabsinken mehr denkbar schien, zu einer Freiheit, die der Menschheit für Jahrhunderte ein neues, nie versiegendes Leben versprach, weil es begründet sein sollte auf den unsterblichen Elementen der menschlichen Natur. Und wie steht die Rechnung jetzt? Aus dem Manne von Wittenberg wurde der von Marburg — aus dem von Loyola wurde Rom. Denn jener, der Liebevolle, Herrliche, war ein Deutscher und in ihm war furor teutonicus, dieser, der Feindselige, Fürchterliche, war ein Spanier, und in ihm war zielbewußte Energie. Denn das eben ist das Bemerkenswerte an dieser Erscheinung, daß gerade die genialsten, die deutschesten Naturen der Deutschen es sind, in denen dieser furor am mächtigsten und rücksichtsloseſten zutage tritt. Soll

ich von dem großen Deutschen unserer Tage, dessen Natur so-
viel verwandte Züge mit dem Manne von Wittenberg aufwies,
oder soll ich von dem Manne sprechen, der wie eine verkörperte
Bestätigung alles dessen dasteht, was ich hier gesagt habe, von
Friedrich Nietzsche? Ich will es nicht. Beider Persönlichkeit
und Werk gehört noch der Gegenwart an; nur von dem, was
gewesen und geworden ist und als Gewordenes vor unser aller
Augen steht, will ich sprechen, und so frage ich, ob nicht einem
jeden, der jene wundervolle deutsche Entfaltung, die Zeit der
Reformation, mit Liebe betrachtet, eigentlich das Herz im Leibe
brechen muß, wenn er sich Rechenschaft darüber gibt, was aus
jenem, nie vorher und nachher nie wieder dagewesenen Geistes-
und Seelenaufschwung eines ganzen Volkes geworden ist. Wenn
er sich fragt, wo sich der Flügelschlag hin verflogen hat, der
damals plötzlich wie ein reinigender Sturmwind von Deutschland
aus durch ganz Europa ging. In Frankreich und anderen roma-
nischen Staaten ist die neue Bewegung nicht zum Leben gelangt,
weil sie mit roher Gewalt unterdrückt wurde — in Deutschland
ist sie zum Leben gelangt, aber sie ist verdunstet, verflacht und
verflaut. Woran ist sie verdunstet? An uns selbst und unseren
unseligen Eigenschaften, in erster Linie am furor teutonicus.
Denn furor teutonicus war es, der den Lutheranern die Augen
verblendete, daß sie nicht mehr im Römer und Jesuiten, sondern
im Reformierten den Feind sahen, der deutsche Protestanten
wie böse Hunde gegen deutsche Protestanten hetzte, der einen
Zwingli, welcher ahnungsvoll in die Zukunft blickte, tränenden
Auges aus Marburg vertrieb und einen Melanchthon, den
edlen, weisheitsvollen Mann, weil er vermitteln wollte, tränen-
des Auges zu Grabe fahren ließ. „Herunter mit den Häupt-
lingen! Da sind ein paar Leute, die zu Pferde sitzen, während
wir zu Fuße gehen, und die sich einbilden, weil ihre Köpfe
über unsere Köpfe ragen, sie sähen mehr als wir, und dürften
uns zur Vernunft reden. Herunter mit ihnen von den Pfer-

den!“ „Da sind ein paar Leute, die in Büchern studiert haben und sich einbilden, weil sie etwas gelernt haben, was wir nicht gelernt haben, sie sähen mehr als wir, und dürften uns zur Vernunft reden. Schlagt ihnen ihre Bücher um die Ohren! Schlagt sie tot!“

Und unterdessen sitzt der Römer von damals, der Feldherr mit dem Kommandostab, auf seinem ungeduldig scharrenden Roß und klopft ihm beschwichtigend den Hals, und sagt zu seinen Getreuen im Waffenrock: „Ruhig, Leute; je mehr sie sich untereinander antun, um so weniger tun sie uns“; unterdessen sitzt der Römer von heute, der Feldherr unter der dreifachen Tiara, auf seinem päpstlichen Stuhle und sagt zu seinen Getreuen im Priesterrock: „Ruhig, Leute; Ihr seht ja, was aus dem Gedanken geworden ist, der wie ein Riesenadler aus dem Haupte des deutschen Augustinermönches aufgestiegen war, uns alle mit seinem Flügelschlag betäubend: seine eigenen Söhne sind gekommen, haben ihm die Schwungfedern ausgerissen und sich an die Hüte gesteckt, einer den anderen angeifernd: ‚Ich bin sein echter Sohn, aber nicht Du!‘ Und jetzt, was sind sie jetzt noch? Ein dürftiger Haufen eifernder Pfaffen, die sich an ihren eigenen Worten berauschen, um sich glauben zu machen, sie wären wirklich noch etwas, wirklich noch eine Kirche, ein Körper mit eigenem Leben, während sie in Wahrheit nur davon noch leben, daß sie uns unsere uralte Weisheit abgeguckt haben, daß man die Herde nur zusammenhält durch den Stock, die Menschheit nur zusammenhält durch Zwang und Bann, Buchstaben-Dogma und Tradition. Ruhig — laßt sie noch ein Weilchen so weiterwursteln, dann kommen wir, eine einheitliche, mächtige, geschlossene Kraft, so kommen wir an und über sie her, eine Kraft, die immer gekonnt hat, was sie nie gekonnt haben: nach dem Ziele sehen, und das Ziel wollen, wollen und wollen!“ Unterdessen stehen in Polen die Polen, in Böhmen die Tschechen und sehen händereibend zu,

wie die Deutschen sich untereinander auffressen, und flüstern sich schmunzelnd zu: „Laßt sie nur machen. Wir haben von ihnen lesen, schreiben und denken gelernt — jetzt können wir von ihnen etwas noch viel Wertvolleres lernen, nämlich, wie man es nicht machen muß, wenn man ein Volk werden und bleiben will. Nur ein Weilchen noch weiter so, dann sind unsere Lehrmeister von gestern unsere Holzhauer, Diener und Hausknechte."

So sprechen unsere Feinde. Und wer etwa, in den deutschen Philisterschlafrock gehüllt, sich mit dem Philistertroste „es ist übertrieben" trösten möchte, den werden die Tatsachen über kurz oder lang eines anderen belehren.

Die Scharen, die ihm damals, im Frühling des deutschen Frühlingsjahres 1521 entgegenwallfahrteten und mit gefalteten Händen nachblickten, dem jungen Löwen von Wittenberg, als er auszog „auf sächsischem Rollwagen, den ihm der Magistrat von Wittenberg gestellt hatte" zur verantwortungsvollen Fahrt nach Worms, unerschrocken im Angesicht der Schrecken, die dem Ketzer drohten, „weil Gott einen wohl so toll machen kann" — wo sind sie hingekommen? Der stählerne Klang der Sprache, mit dem sich damals der deutsche Geist der Welt verkündete, der in dem Heldenlied aller Heldenlieder „Eine feste Burg ist unser Gott" zum Gipfel stieg, wohin hat er sich verflüchtigt? Was ist von ihm übrig geblieben? Nichts, etwas Schlimmeres als nichts, das Widerspiel von allem, was groß und herrlich darin war; statt der Löwenstimme des heiligen Zorns für eine große gemeinsame Sache das Hundegekläff des erbärmlichen Eifers für den eigenen Kirchturm und den verrammelten eigenen Hof; statt des stolzen Heldenliedes der süßlich-sentimentale Klingklang des Gesangbuches; statt des Kampfrufes, der dem Feinde draußen wie ein klirrender Fehdehandschuh entgegenflog, das zeternde Geschimpfe gegen den Bruder im eigenen Hause.

Ja — das ist uns geblieben — Gott weiß es und Gott

sei es geklagt — wie eine böse deutsche Eigenart ist es uns geblieben, das Seelen verbitternde, Kraft und Aufschwung lähmende, den Quell alles Schaffens, die Naivetät verschüttende, greuliche, nörgelnde Schimpfen! Wie ein fressendes Gift, dem von Giftkochern immer neue Nahrung zugeführt wird, so ist sie in der Seele unseres Volkes, die unmännliche Schwäche, die Krankheit, die schimpfende Nörgelei. Ungefährlicher, dem Anscheine nach, als die blutige Gewalttat, ist sie in Wahrheit gefährlicher als diese, denn gegen die Gewalttat lehnt sich die Selbsthilfe auf, und so erweckt sie eine Kraft; gegenüber dem nörgelnden Schimpfen gibt es nur schweigendes Aushalten, und so werden wir schwach und feige. Größeren Schaden, als der, welcher dem Menschen das Leben nimmt, tut der an ihm, der ihm das Leben vergällt. Wer zählt im geistigen Inventar unseres Volkes die zukunftversprechenden Persönlichkeiten, die durch Nörgelei zum Verstummen gebracht worden sind? Wer wundert sich, daß das deutsche Volk so rasch das Gedächtnis für seine großen Taten vergißt, wenn er hört und sieht, wie vor den Ohren dieses Volkes jede große Errungenschaft, weil sie die Mängel aufweist, die vom Menschenwerk untrennbar sind, hinweggeschimpft wird, als wäre sie nie gewesen? Mangel an selbstbewußtem Stolz dem Ausländer gegenüber — über diesen Kardinalfehler der Deutschen sind wir uns alle einig. Wie soll ein Mensch stolz sein können, wenn man ihm die Freude am eigenen Selbst nimmt?

Wehe den Häuptlingen zu Pferde! Wehe den Zwinglis und Melanchthons, die zur Vernunft reden, die vermitteln wollen! Der furor teutonicus reißt sie aus dem Sattel, der deutsche Radikalismus schimpft sie zu Tode.

Wächst kein Kraut gegen solches Gift? Gibt es keinen Helfer gegen solches Übel? Einen vielleicht, und er ist nahebei, aber er schläft; es gilt, ihn zu erwecken: In den Labyrinthen der deutschen Seele, Tür an Tür neben dem furor, wohnt dessen Bruder, ein ebenso wilder Geselle wie jener, ebenso

echter Sohn des deutschen Genius wie jener, der Fäuste hat, ganz ebenso stark wie jener, mit denen er aber nicht, wie der zornmütige Bruder es tut, das Gute erschlägt, sondern das Schlechte, Elende und Gemeine: das ist der mächtige, lachende Kerl, der deutsche Schalk.

Denn Deutschland war einstmals ein fröhliches Land. Es hat lachen können, herzhaft wie irgendein Volk, ja mächtiger als alle; man lese unsere alten Schwänke, man betrachte die Gestalten, die darin umgehen. Deutschland hat auch zu lächeln gewußt, harmlos wie ein Kind, tränenselig wie eine bräutliche Jungfrau — man lese unsere Volksmärchen, man lausche dem Gesang unserer Volkslieder. Wo ist das alles hingekommen? Über dem Gewieher der Großstädte, die importiertem Überbrettlwitz zujauchzen, hört man das Lachen des deutschen Landes nicht mehr. Über dem Arme-Leute-Geruch, der aus unserer sozial-naturalistischen, dem perversen Sexual-Parfüm, der aus unserer modernen Weiberliteratur dampft, hat sich das Lächeln aus dem Angesicht Deutschlands verloren; es hat Falten bekommen, die es früher nicht hatte, Runzeln, in denen Mißmut, Ängstlichkeit und Müdigkeit wohnt. Wenn das so weitergeht, wird es nächstens eine Heuchlermaske tragen. „Du sollst keinen Wein mehr trinken, du sollst nicht mehr lachen.“ Das wird unsere Devise sein.

Wenn er doch aufwachen wollte, der Schläfer, der mächtige lachende Kerl, der deutsche Schalk! Daß wir die Purzelbäume seines Geistes wieder sehen könnten, die ganze Völker zum Lachen bringen, sein Lachen wieder hörten, das vor ihm nur einer gelacht hatte, der göttliche Schalk, Aristophanes, daß unser Volk wieder ein freudiges Herz bekäme, das Lachen wieder lernte, das heilige Lachen über sich selbst, daß es sich daran gesund lachte und Nörgelei und Schimpferei und Verbitterung und Verbissenheit sich von der Seele lachte, daß es wieder mit frischen Augen in die Welt zu blicken und wieder begreifen lernte, daß der Mensch in die Welt gehört, weil er ein Ding

für sich, nicht nur weil er ein Teil der Masse ist, daß er Leiden und Freuden sich selbst bereitet, nicht aber auferlegt bekommt von dem Gespenst, das man ihm heute an alle Wände malt, der „Gesellschaft". Wird er immer weiterschlafen? Nie wieder auferstehen? Ist er tot? Tot kann er nicht sein, denn er ist ein echt geborener Sohn des deutschen Genius, und der Genius eines Volkes, das hundert Jahre, nachdem es den Dreißigjährigen Krieg verschluckt hatte, einen Goethe und Schiller zu gebären vermochte, stirbt nicht so leicht, stirbt nicht an einem Magenkatarrh! Denn eine Verstimmung des Magens sind die Leiden, daran wir leiden, nicht eine Erkrankung unserer Seele. Überall regen sich die Anzeichen, daß das Verständnis für diese Dinge erwacht, daß der deutsche Geist sich auf sich selbst zu besinnen anfängt, die Notlage erkennen lernt, in die falsche Priester und eigene Trägheit ihn gebracht haben, daß er sich in der Notwehr fühlt. Und das ist gut; in der Notwehr erst entfaltet der Deutsche seine Kraft. Das Bewußtsein erwacht, daß es die Quellen wieder aufzufinden gilt, aus denen nationales Leben quillt, um daraus die Kraft zu gewinnen, die Eigenheiten der so zart verzweigten deutschen Volksseele vor dem Erdrücktwerden durch den internationalen Geist der Großstädte zu erretten. Noch ist das Genie nicht gekommen, in dem der „mächtige, lachende Kerl, der deutsche Schalk", verkörpert wieder ans Licht trete; aber nicht verkennen und vor allem nicht unterdrücken soll man darum die Regungen und Bestrebungen, die zum Teil wenigstens geben möchten, was jener uns gewiß geben würde. Anerkennend begrüßen soll man daher Vereinigungen, wie eine solche sich vor nun etwa Jahresfrist in Thüringen, dem Lande voll eigener deutscher Art, unter jungen Schriftstellern mit der Absicht gebildet hat, uns eine Heimatkunst zu erwecken. Ich für mein Teil strecke ihnen die Hand zu, rufe ihnen „Glückauf!" Ich habe mir neulich in Weimar im Theater das Stück angesehen, das, aus ihrem Kreise hervorgegangen, dort zur Auf-

führung gelangt ist, Heinrich Sohnreys „Dorfmusikanten“, und indem ich dabei saß, habe ich zu meinem dramatisch-kritischen Verstande, der hier und da aufmucken wollte, gesagt: „Halt's Maul und störe mein Herz nicht! Denn mein Herz freut sich.“ Ja, ich freute mich, denn die Sache, auf die es ankommt, die Hauptsache ist in dem Stück: echtes, deutsches Lachen. Aus diesen drolligen Känzen, diesen Musikanten von Damsbrück lacht wirklich das thüringische, das herzige deutsche Land. Das ist Erdgeruch von heimatlicher Erde, — wie ein Händedruck treuherziger, deutscher Hand, so fühlt das ganze Stück sich an.

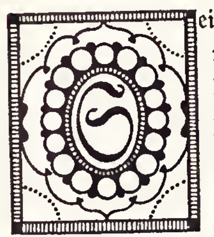
Ist das nun ein Anfang? Ist das ein Fenster, durch das man in die Zukunft hinaussieht? Verspricht das Wachstum und werdende Kraft? Fragen — Fragen — Fragen. Aber ich habe Talent zum Hoffen, also will ich hoffen. Also will ich den Jungen von der Heimatkunst noch einmal zurufen: „Geht Euren Weg weiter! Laßt Euch nicht irre machen durch Großstadtnörgler und Zeitungspapierliteraten! Am Ende des Weges, den Ihr geht, liegt das richtige Ziel. Wenn Ihr Kraft behaltet bis dahin, wenn Ihr es fertig bringt, daß Ihr das Herz Eures Volkes wieder freudig, das Antlitz Deutschlands, das geliebte, wieder lächeln macht, dann sollt Ihr bedankt sein und gesegnet, denn Ihr werdet dann einen Segen getan haben an Eurem Volke, Eurem Lande, an uns allen.“



Vandalen
Ein Wort in letzter Stunde

Der Tag 1904. Nr. 475.
Sonntag den 9. Oktober.




eit dem Juni 455 nach Christi Geburt genießen die Vandalen eines üblen Leumunds bei den Menschen. In den ersten Tagen jenes Monats nämlich meldeten die Hafenwächter von Ostia nach Rom: „Die Vandalen kommen! Ihre Schiffe liegen auf der Reede." Am nächsten Tage lagen die Schiffe nicht mehr auf der Reede, sondern am Ufer, und gelbhaarige, langarmige, langbeinige Männer stiegen daraus ans Land. An ihrer Spitze ging ein kleinerer, untersetzter, etwas hinkender Mann mit äußerst klugem Gesicht, das war Geiserich, Godegisels Bastardsohn, der Vandalenkönig.

Am nächsten Tage standen besagte gelbhaarige Männer bereits vor Rom, und in Rom brach sofort eine mordsmäßige Panik aus. Niemand dachte mehr an Verteidigung.

Der einzige, der den Kopf nicht verlor, war der alte Papst-Bischof Leo, der, wie er einige Jahre zuvor den Hunenkönig Attila von der Schwelle Roms gebannt hatte, jetzt auch dem Vandalenkönig entgegentrat und ihm vorstellte, wie ungebildet er sei, sich an der Hauptstadt der Zivilisation zu vergreifen. Mit einem listigen Lächeln im schlauen Gesicht hörte der untersetzte, etwas hinkende Geiserich ihn an, dann versicherte er ihm, daß Rom nichts weiter geschehen solle, nur vierzehn Tage lang wünschte er für sich und seine Leute Andenken aus Rom mitzunehmen.

Gegen eine solche Gemütsaufwallung war nichts zu sagen, noch weniger zu tun, und so nahmen sich denn die Vandalen aus Rom, nahmen viel, sehr viel, wie die Römer behaupteten, eigentlich alles. Das aber war eine Verleumdung, denn das Tempeldach des Jupiter Capitolinus zum Beispiel nahmen sie nur halb. Nachdem sie sich nämlich überzeugt hatten, daß das goldglänzende Dach, das sie für eitel Gold gehalten hatten, in Wirklichkeit nur vergoldetes Kupfer war, ließen sie,

nachdem sie es zur Hälfte abgedeckt hatten, die andere Hälfte liegen.

Im übrigen allerdings holten sie sich so ziemlich alles, was sie an Gold, Silber, Marmorstatuen, schönen Frauen, schönen Knaben, Stoffen und Geräten vorfanden, schleppten es auf ihre Schiffe, und auf ihren Schiffen führten sie es nach Karthago heim, von wo sie gekommen waren. Nachdem sie aber abgesegelt und die Römer wieder so weit zu sich gekommen waren, daß sie wieder schreiben konnten, sorgten diese dafür, da sie damals die Literatur von Europa, was man heute die Presse nennen würde, in Händen hatten, daß fortan alles, was man unter Mordbrenner, Räuber, Verwüster und Zerstörer begreift, unter dem Namen Vandalen ging.

Und daß diese sich gebildet benommen hätten, kann ja auch wirklich niemand behaupten.

Aus Karthago waren die Vandalen gekommen; geboren aber waren sie dort keineswegs. Geboren waren sie vielmehr als rechte, echte Germanen, sehr weit von da, in dem Lande, das zwischen Oder und Elbe liegt. Von dort hatten sie sich unter fortwährenden Kämpfen mit Langobarden, Goten, Markomannen, Sueven und Franken allmählich über den Rhein, bis Spanien hinunter und von dort nach Afrika hinübergeprügelt. In Afrika hatten sie alsdann ihr Königreich Karthago gegründet. In dem Lande aber, wo sie vorzeiten gesessen hatten, zwischen Elbe und Oder, ließen sich nach ihnen andere Germanen nieder, die sich ganz wesentlich von den ungebildeten Vandalen unterschieden, indem sie äußerst gebildet waren.

Die Hauptstadt dieses Volkes hieß Berlin, und in dieser Stadt Berlin bauten und stifteten die Könige des Volks mit Hilfe trefflicher Baumeister viele treffliche und schöne öffentliche Gebäude, die der Stadt zur Freude und Zierde gereichten.

Einer von diesen Königen hieß Friedrich, und weil er große Taten vollbrachte und ein wahrhaft großer Mann war,

wurde er von seinen Zeitgenossen Friedrich der Große genannt, und die Nachwelt bestätigte diese Bezeichnung.

Als dieser König, jung, herrlich, wie ein neuer Stern am Himmel seines Volkes aufging und 1740 zur Regierung gelangte, war eine der ersten, beinah die allererste seiner Taten, daß er seinen Berlinern ein Opernhaus errichtete. Ein genialer Baumeister stand ihm zur Seite, der hieß Freiherr von Knobelsdorff, und mit dessen Hilfe führte er im Herzen von Berlin, an dessen schönster Stelle, unweit des herrlichen Königschlosses, in dem er geboren war, ein Opernhaus auf, unter dessen Giebelfeld er, nachdem es vollendet war, die Inschrift setzte: Fridericus Rex Apollini et Musis. Jeder aber, der vorübergiug, Einheimischer und Fremder, sagte sich, wenn er das Haus ansah und die Inschrift las: „Die Worte sind wirklich der Ausdruck ihres Inhalts.“ Denn wenn Apollo und die Musen alles das bezeichnen, was dem Menschen als Großes, Schönes, Erhebendes und Erhabenes, mit einem Worte, als die Kunst vorschwebt, so war dieses Haus wahr und wahrhaftig ein edles, ein vollendetes Gefäß von alle dem.

Rings um das Gebäude her erhoben sich im Laufe der Zeiten andere, gleichfalls schöne und bedeutende Gebäude: das Palais des Prinzen Heinrich — die spätere Universität — die Hauptwache aus Schinkels Hand, dahinter die Katholische Kirche, zur Seite die Bibliothek. Schräg gegenüber, aus älterer Zeit her, ein Bauwerk von unsterblicher Größe, das Zeughaus des großen Andreas Schlüter. Und auf das Opernhaus, das der junge, große Friedrich gebaut, blickte in späteren Jahren das Denkmal hernieder, das dankbare Nachkommen dem alten Fritz errichteten. So stand es, dieses Königliche Opernhaus von Berlin, dessen Inneres, wenn man es betrat, einen Theaterraum darstellte, wie er bei seiner Vereinigung von Größe und Behaglichkeit reizender gar nicht gedacht werden kann, über dessen Bühne, die für große wie intime Aufführungen gleichmäßig

geeignet war, alles hingezogen ist, was das Musikdrama von Mozart bis zu Richard Wagner hervorgebracht hat, so stand und so steht es — wenigstens in diesem Augenblick noch — wie ein edler Schlußstein in einem schönen Schmuck, wie ein geschichtlicher Mittelpunkt in einem Kranze von geschichtlichen Erinnerungen. Die Stadt, in deren Herzen es steht, ist eine historische, das Volk ein historisches Volk. Noch jung, im Vergleich zu anderen Völkern, ist seine Geschichte, aber sie ist ihm tiefer in Leib und Seele gebrannt als anderen, denn jeder einzelne Mann baut und arbeitet daran mit seinen eigenen Knochen. Jeder einzelne Mann von diesem Volke muß Soldat werden, muß, wenn es Kriege gibt, in den Krieg mitziehen. An diesem Hause, wenn das Heer aus dem Felde heimkehrte, wurden die siegreichen Fahnen vorübergetragen, hier ging beim Wiedereinmarsch der preußischen Regimenter die Triumphstraße vorüber. Solche Mark- und Gedenksteine räumt man nicht vom Wege hinweg, auf dem die Geschichte eines Volkes schreitet, das tut man nicht, das darf man nicht, wenn man will, daß das Volk sich seiner Vorfahren, seiner Taten, seiner geschichtlichen Überlieferungen erinnert. Darum, wie eine Klammer, die dieses Haus für alle Zeit zusammenzuhalten schien, lag das Bewußtsein und Gefühl jedes einzelnen und der gesamten Bevölkerung darüber, daß es so erhalten, so stehen bleiben würde, da, wo es stand und steht, solange es eine Stadt Berlin, eine Hauptstadt des preußischen Volkes, ein preußisches Volk überhaupt geben würde. Jeden, der daran zu rütteln und zu ändern gewagt hätte, würde man wie einen pietätlosen Frevler von oben bis unten angesehen und mit einem berlinischen, nicht gerade sehr feinen, aber bezeichnenden Ausdruck gefragt haben: „Sie sind wohl nicht von hier?"

So war das alles und blieb es bis zum Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. Als aber das zwanzigste Jahrhundert ein paar Jahre alt geworden war — siehe — da

machte man die Entdeckung, daß von den Vandalen, die vor tausend Jahren zwischen Oder und Elbe gewohnt hatten, noch heute einige vorhanden sind, daß sie mitten im gebildeten Volke leben, das nach ihnen ihre Wohnsitze eingenommen hat. Eine uralte Familientradition muß diesen Vandalen gesagt haben, wie lustig das seinerzeit war, als ihre Vorfahren Rom auf den Kopf stellten, denn plötzlich fiel ihnen ein, an Berlin das nämliche zu tun, zu erklären, daß es mit dem alten Opernhause so nicht weiter ginge, und daß es hinweg müsse von seinem altehrwürdigen, historischen Standorte nach irgendeiner anderen Gegend von Berlin. Weil in Chicago ein Theater infolge unerhörter Vernachlässigung aller Sicherheitsmaßregeln abgebrannt war, wurde den angstvoll lauschenden Berlinern verkündigt, daß das alte Opernhaus wahrscheinlich auch morgen, spätestens übermorgen abbrennen würde. Einer von ihnen, ein besonders sinniges Gemüt, machte sogar den Vorschlag, das alte Haus in Brand zu stecken, damit man einmal praktisch einen regelrechten Theaterbrand beobachten und studieren könne, so ungefähr, wie man im wilden Westen von Amerika Eisenbahnzüge aufeinander hetzt und zusammenstoßen läßt, während man zur Betrachtung des interessanten Schauspiels Zuschauerkarten verkauft. Und da sich Berlin als zu philisterhaft erwies, um einen solchen Gedanken zu würdigen, baute man wenigstens, um dem Publikum allmählich den Anblick des geliebten Hauses zu verleiden, rings um dasselbe eiserne Galerien herum, durch die der herrliche Bau ungefähr das Aussehen einer Maschinenfabrik erhielt, aus der statt Drama, Musik und Kunst eiserne Zylinder, Dampfkessel und Blöcke hervorgehen. Und Berlin? Was sagte, was tat Berlin?

Erhob sich aus Berlin ein so allgemeiner, gewaltiger Schrei der Entrüstung, daß den Vandalen ein Schreck in die Glieder fuhr, daß sie merkten, daß man einem Volke nicht ungestraft an seine Heiligtümer tastet?

er den Hut vom Kopfe zog und hörte, wie er, zum Orchester sich verneigend, „Bravo Weber! Bravo, bravo Weber!“ hinunterrief. Vom alten Jähns geführt, gelang es mir sodann, am 18. Juni 1821 in dem völlig ausverkauften Hause doch noch einen Platz auf der Galerie zu erlangen, und von dort oben erlebte ich die ewig denkwürdige erste Aufführung des „Freischütz“; ich hörte die Donnerstimme der enthusiastischen Begeisterung, sah die geschwungenen Tücher wehen und die Zettel aus den oberen Rängen ins Parkett hinunterflattern, auf denen Huldigungen für Weber („Hierbleiben, Weber! Hierbleiben!“) und Spottverse gegen Spontini aufgeschrieben waren. Sechzig Jahre, nachdem sich das alles, lange vor meiner Geburt, zugetragen, umfing mich der Gluthauch jenes Abends.

„Und nachdem das alles vorüber und vorbei war,“ fuhr alsdann der alte Jähns in seiner Erzählung fort, „versammelten sich Weber und seine Freunde bei Jagor Unter den Linden, dem damals ersten Restaurant Berlins, zu einem Abendessen, das dem Meister von seinen Verehrern gegeben wurde.“

Auch hier hatte sich Jähns, der seinem Abgott auf Schritt und Tritt nachlief, Eingang zu verschaffen gewußt, natürlich nicht als Tischgenosse, sondern nur als Zaungast, als Zuschauer, der feststellen wollte, was sich da begeben würde. Es begab sich aber dies, daß unter den Festteilnehmern der Kammergerichtsrat E. T. A. Hoffmann an der Tafel saß. „Aus Niedertracht!“ erklärte der alte Jähns, als er mein erstauntes Gesicht sah. „Hören Sie weiter, was sich begab.“ Das, was sich weiter begab, war, daß gegen Ende des Abendessens besagter Kammergerichtsrat Hoffmann von seinem Platze aufstand, um den Tisch herumging und hinter Webers Stuhl trat. Dort holte er aus der Tasche seines Rockes einen Lorbeerkranz hervor und setzte ihn hinterrücks Karl Maria von Weber auf das Haupt. Ich wollte erwidern, daß ich darin keine Handlung der Feindseligkeit zu erkennen vermöchte, Jähns aber schnitt mir das

Wort ab: „Hätten Sie das Gesicht dieses Menschen dabei gesehen!“ donnerte er mich an, „das hämische, grinsende Gesicht! Spott und Hohn über Weber — das war's! das war's!“ Er bebte vor Grimm am ganzen Leibe, seine Hände ballten sich — ich habe kein Wort mehr gesagt. Für mich war E. T. A. Hoffmann ein längst verstorbener Mann gewesen, den ich nur aus seinen Schriften kannte. Plötzlich war er mir kein Toter mehr, sondern ein unmittelbar Gegenwärtiger, in Fleisch und Blut Lebendiger, lebendig geworden durch den alten Mann dort an meiner Seite, in dessen Augen und Ohren, in dessen Haß er weiterlebte. Ob Jähns recht gehabt, ob E. T. A. Hoffmann sich wirklich über Weber lustig gemacht hat, ich weiß es nicht, und darauf kommt es nicht an. Das Unvergeßliche, was jene Stunde mir hinterlassen hat, ist die Erinnerung an die merkwürdige Empfindung, wenn die bleierne Decke des Vergangenen und der Vergänglichkeit, die über uns liegt, sich für einen Augenblick lüftet.

* * *

Gäbe es solcher Augenblicke doch mehr! Wieviel reicher würde der Mensch sein, wenn es ihm möglich wäre, nicht nur im Bannkreise seiner Generation, sondern im Bereich der ganzen, der gewesenen und gegenwärtigen Menschheit zu leben! Eine Empfindung ähnlicher Art wurde mir neulich bereitet, als mich ein glücklicher Zufall Einblick in eine Äußerung gewinnen ließ, die vorzeiten, im Jahre 1824, Johann Heinrich Voß, der Übersetzer Homers, der Verfasser der „Luise“ und des „Siebzigsten Geburtstages“ über seinen großen Zeit- und Lebensgenossen Schiller getan hat. Die Äußerung ist im Verlauf einer mündlichen Unterhaltung erfolgt, darum wirkte sie so lebendig auf mich; sie dürfte noch ganz unbekannt sein, denn der, zu

man nicht gratuliert, sondern kondoliert. Und ich kondoliere ihnen dazu, aus ihrem eigensten, wohlverstandenen Interesse. Gerade von seiten der Höfe und Regierungen wird immerfort — und zwar mit Recht — über den immer weiter und breiter um sich greifenden Verfall nationalgeschichtlichen Bewußtseins im deutschen Volke geklagt. Endlich bietet sich eine Gelegenheit zu allgemeiner Betätigung an einer ernsten, nationalen Sache, an der sich, weil es keine politische ist, jeder Deutsche unmittelbar beteiligen kann. Das Erfreuliche tritt ein, weite Kreise nehmen aus eigenstem Antrieb Stellung zu der Frage; zu diesen Kreisen gehören die besten, im besten Sinn gebildeten Männer Deutschlands — und im Augenblick, wo sie sich ernsthaft, sachlich über die wichtige Frage beraten wollen, wird ihnen von obenher das Wort entzogen, die Beratung und der Mund verboten.

Wo leben wir, wenn so etwas geschehen kann? In Deutschland oder in Byzanz? Ist die öffentliche Meinung Deutschlands ein Hund, den man aus der Ecke hervorlockt, wenn es einem beliebt, daß er Zustimmung bellt, und den man mit einem Fußtritt in die Ecke zurückschickt, wenn es einem beliebt, daß er schweigt? Wissen die Herren da oben nicht, daß solche Dinge verstimmen, und daß aus solchen Verstimmungen die Millionen von „Mitläufern" hervorgehen, die bei Reichstagswahlen sozialdemokratisch wählen? Ist den Herren die Geschichte von dem dumm-habgierigen Bauern nicht bekannt, der, um augenblicklich ein paar Groschen zu verdienen, den Wald niederschlug, der ihn vor der Lawine schirmte, und den die Lawine im nächsten Jahre zum Bettler machte? Mit sorgenden Augen blicken sie auf den drohenden „Umsturz". Wissen die Herren wirklich nicht, was einen Staat einzig und allein vor dem Umsturz bewahrt? Daß es nicht die Polizei, auch nicht das Heer und die äußere Macht, daß es einzig und allein das Selbstbewußtsein freier Männer ist, die ihren Staat auf-

recht zu erhalten entschlossen sind. Wenn man aber Männer zu Gliederpuppen macht, dann sind es keine Männer mehr, dann handelt man wie der waldzerstörende Bauer, beraubt sich mit eigener Hand der eigenen Schutzwehr und sägt den Ast an, auf dem man sitzt.

Die Deutschen sind geduldige Menschen, und ich betrachte das als eine edle Eigenschaft. Wann werden die Deutschen „da oben" lernen, daß es eine frevelhafte Vergeudung der nationalen Kraft ist, wenn man die edlen Eigenschaften seines Volkes mißbraucht? Wann werden die Deutschen „da unten" lernen, daß, wer Geduld mit knechtischer Gesinnung verwechselt, entweder selbst zum Knecht oder aber zum Parteigänger derjenigen werden muß, die, weil ihnen dieses und jenes am deutschen Vaterlande nicht gefällt, das ganze Vaterland in die Luft sprengen möchten?

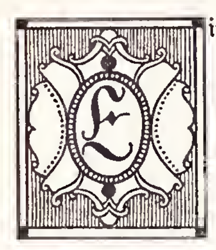




Brauchen wir ein Bayreuth des Schauspiels?

Die Woche 1904. Nr. 8. Den 20. Januar.





ine Erscheinung, über die ich mir oft den Kopf zerbrochen habe, weil die Literarhistoriker, denen dies eigentlich zukäme, es meiner Ansicht nach noch nicht zur Genüge getan haben, ist der Drang, der geradezu krankhafte, der deutschen Dichter und Schriftsteller zum Drama und Theater.

Die dramatische Kunst ist dem germanischen Genius nicht angeboren, denn im Widerspruch zu der modernen Theorie, die den Schwerpunkt der Dramatik in die charakteristische Ausarbeitung der Einzelgestalt verlegen will, muß daran festgehalten werden, daß ihr Lebensgesetz in der Fabel und in deren architektonischem Aufbau ruht. Dramatik ist die Kunst der mageren Linie, des straffen Umrisses, der symmetrischen Komposition. Der germanische Genius neigt instinktiv nach der entgegengesetzten Seite, zur breit ausmalenden Stimmung, zur weichen, satten Farbe, er liebt es, im einzelnen berauschenden Moment zu versinken und darüber den Gang der Haupthandlung zu vergessen. In der Natur des deutschen Menschen sind Eigenschaften, die den charakteristischen Eigentümlichkeiten des Dramatikers widersprechen: er ist nachdenklich beschaulich, statt impulsiv temperamentvoll; je tiefer seine Empfindung, um so lebhafter ist sein Bedürfnis, sie stumm in sich zu verbergen, während es für den Dramatiker eine Lebensbedingung ist, sie laut von sich zu geben; der Deutsche dichtet in sich hinein, der Dramatiker aus sich heraus. Und trotz alledem dieser Drang der Deutschen zum Drama und Theater!

Dichter, die in der Erzählung und lyrischen Dichtung mit Ehren grau geworden sind und sich einen ruhmvollen Namen erworben haben, achten ihre Erfolge auf diesen Gebieten gering, weil sie sehnsüchtig mit der dramatischen Dichtung liebäugeln; an ihrem Leben, das andern reich und glücklich erscheint, zehrt wie ein nagender Wurm der Gedanke, daß es ihnen auf der

Bühne nicht in gleichem Maße hat gelingen wollen. Junge Leute, denen kaum die ersten Kielfedern gewachsen sind, beginnen ihre literarische Tätigkeit sogleich mit weit ausholenden Dramen. Wie oft habe ich kopfschüttelnd vor solchen Anfängerarbeiten gestanden, die, von einer wahrhaft geistvollen Idee erfüllt, zu bedeutenden Dichtungen hätten werden können, wenn sie statt in dramatischer in episch erzählender Form verfaßt gewesen wären.

Manchmal, wenn ich diese Erscheinung betrachte, frage ich mich, ob sich in der deutschen Seele eine Änderung vollzieht, und ob diese vielleicht mit der Umgestaltung unserer politischen Verhältnisse, der Neubegründung des Deutschen Reiches, dem Eingreifen Deutschlands in die großen Weltbegebenheiten zusammenhängt. Denn zwei Künste gibt es, die auf das innigste und unmittelbarste von der politischen Entwicklung ihrer Nation beeinflußt werden, das sind die innerlich verwandten Künste der Dramatik und der Architektur. Jedenfalls ist es unverkennbar, daß dieser Sturmlauf auf Drama und Theater in den letzten Jahrzehnten seit 1870 seine stärkste Entwicklung erreicht hat, daß in dieser Zeit die dramatische Produktion ins Ungemessene angewachsen ist. Und eine ans Groteske streifende, den Mangel an dramatischem Instinkt bei zunehmendem dramatischen Drang in der deutschen Natur kennzeichnende Tatsache darf hier nicht übergangen werden, nämlich, daß beinah diese ganze nach der Bühne lechzende Generation gerade den deutschen Dichter, der wie eine Ausnahmeerscheinung in unserm künstlerischen Schaffen steht, der die dramatische Komposition in einer Weise zu beherrschen gewußt hat, wie sie vor ihm vielleicht nur bei den Meistern der großen griechischen Tragödie und Komödie vorhanden gewesen ist, daß sie Schiller nicht nur nicht versteht, sondern ihn geradezu verwirft.

Den letzten Gründen dieses Theaterhungers nachzuspüren, würde hier zu weit führen. Man kann ihn auf äußerliche

Weise daher erklären, daß das Drama vermöge seiner kürzeren und notwendigerweise einfacheren Fabel scheinbar ein leichter zu bewältigendes Problem darbietet als der Roman und die Erzählung, daß es, wenn es gelingt, größere Erfolge verspricht als diese. Man kann auch eine tiefere Erklärung dafür finden und darauf hinweisen, daß die menschliche Natur nun einmal mit dem Tantalusdrang behaftet ist, immer nach denjenigen Früchten zu verlangen, die ihr die unerreichbarsten sind. Das, worauf es hier ankommt, ist, das Vorhandensein dieses Drangs festzustellen und zugleich festzustellen, daß die Theatersucht jetzt auf das große, breite Publikum übergegriffen hat, und daß Deutschland gegenwärtig von einer Art von Theaterteufel beherrscht wird. Die Nachrichten über Erstaufführungen erscheinen in unsern großen Zeitungen unmittelbar neben den wichtigsten politischen Telegrammen, die Besprechungen darüber füllen ganze Spalten; es gibt dramaturgische Fachblätter, die nur für das Theaterinteresse vorhanden sind und davon leben. In unsern großen Städten tut sich ein Theater neben dem andern auf, in Berlin allein sind jetzt für das große Drama mindestens drei- bis viermal soviel Bühnen vorhanden, als es deren um 1879, die Zeit, als ich dramatisch hervorzutreten anfing, gab.

Und während wir jetzt schon unter einer Überfülle von Theatern seufzen, von denen eins dem andern Konkurrenz macht, tritt abermals eine groteske Erscheinung ein, es erhebt sich ein allgemeiner Ruf: „Wir haben nicht genug Theater! Es fehlt uns das eigentliche Theater, die Heimstätte für das große Schauspiel, wir brauchen ein Bayreuth für das Schauspiel!“ [1]) Es ist wirklich, abgesehen von allem andern, eine psychologisch

[1]) Luise Dumont plante damals für Weimar eine Musterbühne, die Weimar zu einem „Bayreuth des Schauspiels“ machen sollte. Die Redaktion der „Woche“ richtete an Wildenbruch die Bitte sich zur Sache zu äußern. Daraufhin erteilte er die obenstehende „Antwort.“ A. d. H.

wunderbare Wahrnehmung, wie die Willenskraft eines bedeutenden Menschen suggestiv auf die ganze Menschheit einwirkt!

Richard Wagner, dem sich die Welt in schäumender Wut entgegenwarf, um sein Schaffen zu lähmen, überwand den Widerstand, die Wut, den giftigen Hohn; auf dem Hügel zu Bayreuth errichtete er sein Festspielhaus und vollendete damit sein großes Lebenswerk. Was für ihn aber eine Vollendung und einen Abschluß bedeutete, wurde für die Nachgeborenen Anfang und Anstoß zu ungemessenen, unklaren, ungesunden Entwürfen, die sich jetzt in dem Ruf: „Ein gleiches Haus für das rezitierende Drama! Ein Bayreuth für das Schauspiel!" vereinigen.

Es fällt mir schwer, mich so schroff über eine Bewegung zu äußern, von der ich weiß, daß soviel gutes Wollen, soviel reiner Enthusiasmus, soviel von dem allen darin enthalten ist, was ich „die weisheitsvolle Torheit" der deutschen Natur nenne. Aber ich muß so sprechen, weil ich nicht anders darf. Eine Versündigung an meiner innersten Überzeugung wäre es, wenn gerade ich, den man vielleicht seiner Schaffens- und Gesinnungsart nach für einen Anhänger dieser Bestrebungen halten könnte, anders als abmahnend und warnend dagegen aufträte. Warnend und abmahnend — denn ich sage mir, daß diese unklaren Bestrebungen nicht nur zu einer zwecklosen Kräftevergeudung, sondern zu etwas noch Schlimmerem, nämlich dahin führen würden, daß das Publikum, über dem Ausschauen nach einem illusorischen Zukunftstheater, Sinn und Blick für die vorhandenen guten Theater verlöre. Ohne selbst etwas zu erreichen, würde man das, was wir besitzen, in der allgemeinen Wertschätzung herabsetzen und schädigen.

In Weimar soll das „Bayreuth des Schauspiels" errichtet werden.

Es ist charakteristisch und im guten Sinn charakteristisch,

wie jetzt Weimar allgemein zum Ausgangs- und Mittelpunkt für alle auf die Hebung deutschen Geisteslebens gerichteten Bestrebungen gemacht wird. Trotzdem muß ich sagen, daß ich in der Auswahl des Orts für einen solchen Zweck nichts weiter als ein idealistisch verschwommenes Projekt zu erblicken vermag. Das, was Weimar traditionell für uns bedeutet, hat mit modernen Theatergründungen nicht das mindeste gemein. Ich muß sagen, daß ich in dem ganzen Plan nichts weiter als eine mechanisch gedachte, dilettantenhafte Nachahmung des Bayreuther Musters zu sehen vermag. Dabei aber springen die Unterschiede zwischen dem ursprünglichen und dem nachgeahmten Bayreuth gleich derartig in die Augen, daß man in jenem sofort einen innerlich gesunden, in diesem einen lebensunfähigen Organismus erkennt.

Das Festspielhaus in Bayreuth ist nicht für das Musikdrama allgemein, sondern nur für die Werke Richard Wagners bestimmt — das „Bayreuth des Schauspiels" soll, wie sein Name andeutet, dem rezitierenden Drama großen Stils überhaupt geöffnet sein. Damit ist für jenes der Spielplan ein für allemal und ohne Wanken und Schwanken festgestellt, für dieses muß er erst gefunden werden. Denn der Umfang des rezitierenden Dramas ist ein großer. Was soll daraus gewählt werden? Wer soll die entscheidende Auswahl treffen? Und hier berühre ich den inneren Lebenskern der ganzen Sache.

Das Wagnerfestspielhaus verdankt seine Entstehung dem Entwurf, dem Willen und der Ausführung eines einzelnen Mannes, eines unnachahmlichen, eines Genies. Abgesehen von seiner dichterisch-dramatischen Kraft war Richard Wagner ein Mann von wahrhaft erstaunlicher dramaturgischer Begabung. Wer auch nur ein einziges Mal das Festspielhaus in Bayreuth betreten hat und damit in den Bann dieser Begabung geraten ist, hat das an sich erfahren; er hat ein derartiges Zusammenwirken von Bühne und Zuhörerraum, eine so mit allen Mitteln

bewirkte Steigerung des Aufnahmevermögens erfahren, daß sich ihm daraus ein Gesamteindruck ergeben hat, aus dessen zwingender Allgewalt niemand zu entrinnen vermag.

Wo ist nun der Mann, der für das „Bayreuth des Schauspiels“ alle diese Wunder vollbringen soll? Ist ein solcher Mann überhaupt vorhanden? Nein. Wer also und was wird an die Stelle des einen leitenden Kopfes, der einen genialen Persönlichkeit treten? Eine Mehrheit von Köpfen, ein Komitee, eine Vielheit von Persönlichkeiten, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach von mittelmäßigen.

Ein Komitee — indem ich dieses Wort ausspreche, schüttelt es mich. Diese traurige Pflanze, die so gräßlich gut auf dem Nährboden des deutschen Philistertums gedeiht! Dieses Allheilmittel, das sich aufdringlich überall da anbietet, wo man nicht mehr aus und ein weiß! Dieses erbärmliche Surrogat für das geniale Individuum! Drei oder vier Nullen tun sich zusammen, und weil sie sich zusammentun, bilden sie sich ein, sie wären eine Eins geworden! Und was noch viel schlimmer ist, das Publikum glaubt es ihnen nach! „Ein Komitee hat sich gebildet“ — andächtig lauschend vernimmt es alles, was Philister heißt. An drei oder vier Mittelmäßigkeiten hängt sich ein Dunstschweif von andern Mittelmäßigkeiten an, und ehe man sichs versieht, ist eine Clique, eine Partei, ist das fertig, was jedes individuelle Kunstschaffen lähmt und verpestet. Das Prinzip der Menge und Masse ist in das Gebiet übertragen, wo es absolut nicht hingehört, in das der Kunst.

Ein Komitee also wird sich bilden, um das „Bayreuth des Schauspiels“ zu errichten, und dann werden wir etwas erleben. Wir werden erleben, daß schon bei der ersten wesentlichen Frage, bei der Festsetzung des Repertoires, der Auswahl der Stücke, die gespielt werden sollen, die Köpfe aneinander geraten. Denn wo ist die Grenze, die gezogen werden, und wo die Autorität, die entscheiden soll? Das Publikum wird in den Streit mit

hineingerissen werden, und statt der beabsichtigten Bereicherung unseres dramatischen Lebens wird nichts weiter zustande kommen, als daß ein neuer Zankapfel unter die kläffenden Parteien geworfen wird.

Ich übergehe hierbei all die Fragen, die der Gegenstand noch mit sich bringt, zwischen denen man wie zwischen einem Spalier von Rätsel aufgebenden Sphinxen hindurch muß, bevor man an das Tor des Zukunftstheaters gelangt, die Frage, wo die Mittel herkommen sollen, um das Theater zu gründen, wo die Schauspieler und die Mittel herkommen sollen, die Schauspieler zu bezahlen, wo vor allem die Zuschauer herkommen sollen, die das Theater füllen und seinen Fortbestand ermöglichen? Ich übergehe sie, weil sie, so wichtig sie an und für sich sind, für mich, der ich den ganzen Gedanken im Prinzip verwerfe, nicht mehr in Betracht kommen. Für mich bleiben nur noch einige Erwägungen allgemeiner Art übrig, denen ich bei der prinzipiellen Bedeutung der Sache hier zum Schluß Ausdruck geben will.

Als einen Schaden für unsere dramatische Kunst betrachte ich das massenhafte Anwachsen von Theatern, wie es heute stattfindet. Es ist ein plumper Irrtum, wenn man annimmt, daß durch die wachsende Quantität von Stücken, denen dadurch der Zugang eröffnet wird, die Qualität unserer dramatischen Produktion gefördert wird. In den ganz großen Städten mag sich die Konkurrenz der Bühnen vermöge der in gleichem Schritt anwachsenden Massenhaftigkeit des Publikums bis auf einen gewissen Grad ausgleichen, für mittlere und kleine Städte muß sie zum Verderben führen. In mittleren und kleinen Städten reicht eben das Publikum nur für ein Theater aus. Ist dieses gut, so gibt es nur eine vernünftige Methode, nämlich die, daß man alle vorhandenen Mittel und Kräfte eben diesem Theater zuwendet. Läßt man daneben ein Konkurrenztheater entstehn, so läuft man Gefahr, das vorhandene gute Theater zu schädigen,

ohne daß man irgendwelche Sicherheit dafür gewinnt, daß das neuentstehende ebensogut oder gar besser wird. Statt des einen guten Theaters, das man besaß, besitzt man jetzt zwei minderwertige und damit einen chronischen Schaden. Daß das eine Theater nicht imstande ist, all und jede Sensation, die in Berlin, Wien oder Paris auf die Bretter kommt, zu bringen, das ist allerdings wahr, aber ich vermag darin kein Unglück zu erkennen. Die Sensation ist für den künstlerischen Sinn eines Publikums genau das gleiche, was eine überwürzte Speise für den menschlichen Magen, sie fördert die Schaulust und stumpft die Empfänglichkeit ab. Als den Beginn einer Wandlung zum Guten betrachte ich die Bewegung, die in Deutschland unter dem Namen „Heimatkunst" eine Wiedereinkehr unserer dramatischen Produktion bei den Grundelementen unserer Poesie, bei der nicht von Sensationen überheizten, wohl aber von tiefen Empfindungen bewegten Volksseele anstrebt [1]).

Ob diese Bewegung zum Ziel führen wird, das ruht in der Zukunft und ist ungewiß. Ganz gewiß aber ist eins, daß alle diese Leute, die jetzt wie Doktoren Eisenbart um die deutsche Dramatik wie um eine Kranke auf dem Siechenbett herumstehen und an ihr herumexperimentieren, ihr nicht zum Heil gereichen werden. Diese Jünglinge, die von einem unklaren, darum schädlichen Idealismus getrieben, vielleicht aber auch nur, um sich einen Namen zu machen, hochtönende Rundfragen bei namhaften Männern herumschicken und sie zu überflüssigen Antworten nötigen; diese Architekten, Kunstgewerbemänner usw., die, von der Bauwut besessen, wie brüllende Löwen danach ausgehen, irgendwo ein Theater zu erbauen. Ob ihre Bestrebungen wirklich dem Interesse am deutschen Drama und nicht vielmehr dem egoistischen Bedürfnis entspringen, ihr Licht vor der Welt leuchten zu lassen, ist mir zum mindesten zweifelhaft.

[1]) Vgl. oben den Aufsatz „Furor teutonicus" S. 345 f. A. d. H.

Jedenfalls aber bezeugt es eine an Wahnsinn grenzende Unkenntnis der Dinge, wenn sie ernsthaft glauben, daß mit einem unter Dach und Fach gebrachten Theaterbau schon ein lebenskräftiges Theater geschaffen sei. Ich verweise auf das Festspielhaus in Worms, das mit fürstlichem Aufwand für Volksschauspiele gegründet wurde und jetzt leer steht, weil der belebende Golfstrom ausblieb, das Publikum; ich verweise auf das Theater des Westens in Berlin, das von einem ausgezeichneten Baumeister im großen Stil für große Dramatik gebaut wurde und jetzt von leichten Opern und Operetten lebt. Und endlich diese Schauspieler und Schauspielerinnen, die plötzlich, nachdem ihnen die darstellende Kraft abhanden gekommen ist, den Beruf zum Bühnenleiter in sich entdecken und nun in Verbindung mit einem „Komitee" der oben geschilderten Art nicht nur Bühnen, sondern gleich „Musterbühnen" gründen!

Wie soll man denn das alles auffassen? Etwa als ernst gemeinte Bestrebungen, der deutschen dramatischen Kunst zu dienen und zu helfen? Ich für meine Person sehe nichts weiter darin, als den Versuch, unter dem Deckmantel einer großen Sache eigenen persönlichen Wünschen und Gelüsten Vorschub zu leisten. Dazu aber ist die große Sache des deutschen Volks, die deutsche dramatische Kunst, nicht da. Darum verwerfe ich all diese Unternehmungen, darum sage ich allen, die es ehrlich meinen, „arbeitet an euch selbst und an eurer Begabung, nicht als schellenlaute Toren, sondern als stille, ernsthafte Menschen!" Nicht durch neue schöne Theater wird der deutschen Dramatik geholfen, sondern durch gute neue Stücke.



Deutschland und Frankreich

Historisch-politische Meditation

Das
deutsche Volk.
Zeitschrift für natio-
nale Politik. Her-
mann Hillgers Ver-
lag, Berlin u. Leip-
zig 1909. Den
6. März.



Daß die Beseitigung der zwischen Deutschland und Frankreich bestehenden Mißstimmung [1]) von allen Deutschen gewünscht wird, glaube ich, der ich mir bewußt bin, deutsch zu empfinden wie nur einer, mit aller Bestimmtheit aussprechen zu dürfen.

Daß die Herstellung eines dauernd freundschaftlichen Verhältnisses zwischen beiden Nationen Europa und der Menschheit überhaupt zum Segen gereichen würde, versteht sich von selbst.

Daß und wie ich die Herbeiführung eines solchen Verhältnisses für möglich halte, will ich hier in wenigen kurzen Sätzen ausführen:

Ein Grundirrtum, in dem man sich, namentlich von französischer Seite, bei der Beurteilung des Verhältnisses zwischen Deutschland und Frankreich bewegt, ist, wie ich glaube, der, daß man den Krieg von 1870 gewissermaßen als das Ergebnis einer bösen Stunde und die infolge des Krieges eingetretene Losreißung von Elsaß-Lothringen als einen Willkürakt betrachtet.

„Wäre 1870," so folgert man, „Frankreichs äußere Politik

---

[1]) Dieser Aufsatz hat eine Geschichte. Geschrieben ward er Anfang August 1905 auf Grund einer durch den Direktor der Berliner Sternwarte Geh. Rat Wilhelm Foerster, vermittelten Bitte der damals in London ins Leben getretenen internationalen Organisation „Potentia". Doch gelang es damals nicht ihn unverkürzt in irgend einer der größeren deutschen Zeitungen zum Abdruck zu bringen. Erst im Frühling 1909 erfolgte dieser in der im Hermann Hillgerschen Verlage in Berlin erscheinenden Zeitschrift „Das deutsche Volk". Gleichzeitig erschien der Aufsatz in der „Täglichen Rundschau". Eine französische Übersetzung von Privatdozent Dr. Karmin-Genf erschien ebenfalls 1909 in der Pariser „Revue du Mois" (Mai 1909 Nr. 41). Neunhundert auf Veranlassung von Geh. Rat Foerster von dieser Übersetzung hergestellte Sonderabzüge wurden von der Pariser Vereinigung „Conciliation Internatiale" (Baron d'Estournelles de Constant) verbreitet. Für unseren Druck ward die Handschrift Wildenbruchs zugrunde gelegt. A. d. H.

geschickter geleitet worden, so wäre es nie zum Kriege gekommen — würde Elsaß-Lothringen zurückgegeben, so würde mit einem Schlage das freundnachbarliche Verhältnis zwischen beiden Ländern, wie es vor 1870 bestanden hatte, hergestellt sein."

Diese Art, die Dinge zu sehn, ist kurzsichtig, und so lange mit dieser Anschauungsart nicht endgültig gebrochen wird, ist an eine dauernde Verständigung zwischen beiden Ländern nicht zu denken. Der Krieg von 1870 ist nicht das Ergebnis eines bösen Augenblicks, eines Mißverständnisses oder dergleichen, sondern die elementare Explosion eines seit Jahrhunderten gehäuften Zündstoffes gewesen — ein freundnachbarliches Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland hat schon Jahrhunderte vor 1870 nicht bestanden und würde durch die einfache Zurückgabe von Elsaß-Lothringen nicht wiederhergestellt werden.

Jahrhunderte — denn so weit, bis auf Richelieu muß man zurückgehn, wenn man den Gang der Dinge richtig verstehen will, der schließlich zur Katastrophe von 1870 führte.

Daß Frankreich unter der Suggestion des großen Politikers zweihundert Jahre lang, vom siebzehnten bis ins neunzehnte Jahrhundert, dessen äußere Politik als die für Frankreich einzig mögliche angesehen hat, ihr beinah blindlings gefolgt ist, ohne sich zu sagen, daß auch die genialste Politik nur so lange vernünftig bleibt, als die Weltverhältnisse, denen sie angepaßt war, die nämlichen bleiben, das ist Frankreichs Schuld gegenüber Deutschland gewesen, das hat das Verhältnis zwischen beiden Nationen vergiftet und schließlich zu Frankreichs Unglück geführt. Denn Richelieus äußere Politik war bekanntlich ein Wettstreit, ein Wettstreit mit der Dynastie Habsburg, der er die unter Karl V. begründete Suprematie über den europäischen Kontinent zugunsten Frankreichs zu entreißen strebte.

Kämpfe, und zwar sehr energische, hatten ja schon zwischen den Vorgängern des von Richelieu geleiteten Ludwigs XIII. und Habsburg stattgefunden, dieses aber waren, um es so aus-

zudrücken, Kämpfe „von Fall zu Fall", durch besondere augenblickliche Umstände hervorgerufene, gewesen. Erst durch Richelieu wurde die Niederkämpfung Habsburgs System der französischen Politik. Und zur Erreichung dieses Zieles wurde ebenso systematisch ein Mittel gewählt, das durch die damaligen Verhältnisse an die Hand gegeben, Frankreich zunächst und auch noch für lange Folgezeiten ungeheuere Vorteile, in letzter Konsequenz aber den schweren Schaden von 1870 bringen sollte: Habsburg wurde aus Deutschland selbst heraus bekämpft. Wo sich im Innern Deutschlands Mächte und Elemente zeigten, die man als Habsburg feindlich behandeln konnte, wurden sie von Frankreich mit Geld, mit Waffen, mit allen erdenklichen Mitteln zum Widerstande unterstützt. Die Zustände Deutschlands machten eine solche Politik ja nicht nur möglich, sondern forderten sie gradezu heraus. Die Glaubensspaltung, die schon im sechzehnten Jahrhundert die gegen Karl V. kämpfenden Protestanten dahin gebracht hatte, daß sie drei deutsche Gebietsteile, die Bistümer Metz, Toul und Verdün, an Frankreich verkauften, um dessen Hilfe zu erlangen, war im siebzehnten Jahrhundert, zur Zeit Richelieus, zu dem Ungeheuer ausgewachsen, das den Wohlstand, die Kultur, das nationale Selbstbewußtsein, beinah die Sprache Deutschlands verschlang, das man den Dreißigjährigen Krieg nennt. Wenn Richelieu hiervon Gebrauch machte, wer will es ihm verargen? Die begabtesten Deutschen, wie ein Bernhard von Weimar, verlangten ja gar nichts Besseres als im Solde Frankreichs gegen die Kaiserlichen zu fechten. Wenn Frankreich eine Politik, die zu so handgreiflichen Resultaten führte, unbedenklich und unbedingt zur Richtschnur für sein ferneres politisches Verfahren machte, wer will sich darüber verwundern? Denn handgreiflich waren die Resultate wirklich: Der Wettstreit zwischen Habsburg-Österreich und Bourbon-Frankreich entschied sich in kürzester Zeit so ganz zugunsten des letzteren, daß schon wenige Jahrzehnte nach Richelieus Tod

die einstige Weltmacht Karls V. auf Ludwig XIV. übergegangen war. Und während Frankreich sich Schritt für Schritt zur Einheit zusammenraffte und zum Staate erwuchs, brach das Deutsche Reich wie eine große, überreife Frucht, die vom Baume gefallen und aufgeplatzt ist, aus allem staatlichen Verbande, wenn ein solcher überhaupt jemals vorhanden gewesen war, in allen Nähten reißend, auf. Daß der günstige Stand der Dinge links vom Rhein ganz wesentlich auf die traurige Lage des Landes rechts vom Rheine zurückzuführen war, lag auf der Hand; für die französischen Politiker, nicht nur für die unmittelbaren Nachfolger Richelieus, Mazarin und Ludwig XIV., sondern für alle, bis auf Napoleon I. und Napoleon III., wurde es daher zum Axiom, daß die Kraft und Größe Frankreichs in unmittelbarem Zusammenhange mit der Schwäche Deutschlands stände, daß Deutschland das Sprungbrett für Frankreichs Weltmachtstellung, und daß es deshalb die von der Natur gebotene Aufgabe jedes französischen Staatsmannes sei, Deutschland in dem Zustande von innerer Zerrissenheit zu erhalten, der es für jede eigene Lebensäußerung unfähig und für jegliche Einwirkung von seiten Frankreichs zugänglich machte. Beinah groteske Form nahmen die Verhältnisse unter Napoleon I. an, der die letzten Konsequenzen dieser Politik zog, und für den Deutschland, dessen Fürsten er wie Kartenkönige gegeneinander ausspielte, eigentlich nur noch die große „Entschädigungsmasse" war, an der er sich selbst schadlos hielt, wenn er Einbußen erlitten hatte, oder mit der er Löcher zustopfte, die er irgendwo in Europa gerissen hatte.

Ein solche, zweihundert Jahre lang konsequent festgehaltene Anschauung und durchgeführte Methode konnte nicht verfehlen, allmählich den breiten Massen der beiden einander gegenüberstehenden Nationen zum Bewußtsein zu kommen. Völker politisieren mit dem Gefühl, und so kam es, daß die Deutschen in den Franzosen diejenigen zu sehen anfingen, die jede Wunde

am Leibe Deutschlands noch weiter aufrissen, während die Franzosen sich an den Gedanken gewöhnten, daß die traurige politische Lage der Deutschen nicht die Folge äußerer Umstände, sondern das Ergebnis ihrer eigenen Art und ihres Charakters sei. Für den Deutschen wurde der Franzose „der Erbfeind“ — für den Franzosen der Deutsche eine tête carrée; jener haßte, dieser verachtete. Und wer diesen Ausdruck übertrieben findet, der lese in den Briefen Prosper Mérimées an Panizzi nach, wie jener, also ein geistig hochstehender Franzose, sich 1866 beim Ausbruch des Krieges über Preußen und Österreicher, als Menschen, geäußert hat.

Daß in der Natur des Deutschen, in seiner Eigenwilligkeit, seiner Stammeseifersüchtelei, seinem Mangel an Temperament, seiner Neigung zur Rechthaberei und religiös-konfessioneller Verbitterung, eine Menge Eigenschaften vorhanden sind, die den erbärmlichen Zustand der politischen Lage Deutschlands mit verschuldet haben, das kann ja freilich niemand in Abrede stellen; insofern also haben die Franzosen ganz richtig gesehen. Aber sie gingen in ihrer Mißachtung zu weit und gerieten dadurch in einen folgenschweren Irrtum: sie glaubten nämlich, die deutschen Menschen fühlten die klägliche Lage Deutschlands nicht, oder wenn sie sie fühlten, sie wären ganz zufrieden damit, verlangten nach keiner Änderung. Und hieran schloß sich, eigentlich ganz folgerichtig, der zweite Irrtum, der für Frankreich verhängnisvoll werden sollte: die Franzosen glaubten, daß derjenige deutsche Staat, der seit Friedrich dem Großen die Aufgabe überkommen und übernommen hatte, den dicken stagnierenden Sumpf der deutschen Weltlage aufzurühren, daß Preußen so verhaßt bei den anderen deutschen Stämmen sei, daß diese ihm unter keinen Umständen Heeresfolge leisten würden. Und diese beiden Annahmen waren falsch. Seitdem Deutschland vom Dreißigjährigen Kriege wieder zu sich gekommen ist — und dies ist ganz und voll erst im neunzehnten Jahrhundert

geschehen —, haben die Deutschen sich aus ihrer Zerrissenheit nach der Einheit, nach dem verloren gegangenen deutschen Kaiserreich zurückgesehnt. Die schmachvollen Unbilden, die Deutschland in der Zeit seiner Schwäche hat dahinnehmen müssen, sind stillschweigend ertragen, aber niemals vergessen worden. Niemals vergessen worden ist es, daß Straßburg und der Elsaß dem Deutschen Reiche von Ludwig XIV. mitten im Frieden, wider Recht entrissen worden ist. Und als nach dem Kriege von 1866 der Norddeutsche Bund unter Preußens Führung entstand, als die Deutschen sich dessen inne wurden, daß dieses Preußen, das ihnen bisher als der typische Ausdruck partikularistischer Selbstsucht erschienen war, eine großdeutsche Politik ergriff, schlug die bisher gegen Preußen gerichtete Stimmung um. Der feindselige Haß wich vor dem Bewußtsein, daß hier wirklich der Führer gegeben war, zu der ersehnten Wiedervereinigung Deutschlands zu gelangen, und die Folge davon war, daß im Juli 1870 Nord- und Süddeutschland geschlossen wie ein Mann auf dem Plane stand.

Daß die französischen Staatsmänner diese Wandlung in der deutschen Gemütsverfassung nach 1866 nicht erkannten, das war ihr verhängnisvoller Fehler, und wenn, wie es beinah den Anschein hat, noch heut bei einigen Franzosen der Glaube herrscht, daß die Deutschen die gegenwärtige Reichsverfassung eigentlich nur als eine ihnen von Preußen aufgezwungene empfänden, die sie am liebsten, sobald sich nur die Gelegenheit böte, wieder sprengen möchten, so ist das abermals ein Irrtum, der, wenn wirklich die Probe gemacht würde, abermals zu verhängnisvoller Ernüchterung führen würde. Denn die deutsche Einheit und das deutsche Kaisertum sind für den Deutschen keine Verstandes-Präparate, sie hängen zusammen mit den tiefsten Bedürfnissen seiner phantasiereichen Seele, sie sind der verkörperte Ausdruck seiner Sehnsucht, sein wertvollster Gefühlsbesitz. Und wie der Deutsche wohl das Vaterland, aber nie die

Heimat aufgibt, weil jenes mehr oder weniger gedacht werden muß, diese aber empfunden wird, so ist nicht daran zu denken, daß er jemals wieder die deutsche Einheit fahren ließe; denn ein Gefühl gibt der Deutsche eben nicht auf.

Wenn aber, wie gesagt, die französischen Staatsmänner die Wandlung in den deutschen Gemütern nach 1866 nicht erkannten, so war dies schließlich nur ein Fehler ihres diplomatischen Auges. Ein viel größerer, schwererer, ein fundamentaler Fehler war es, daß sie die Wiedervereinigung Deutschlands, die sie durch die Errichtung des Norddeutschen Bundes in die Wege geleitet sahen, als eine gegen Frankreich gerichtete Tathandlung ansahen, daß sie auch damals auf dem Richelieuschen „entweder Frankreich oder Deutschland" stehn blieben, statt den den Zeitverhältnissen entsprechenden Satz zu adoptieren: „Frankreich neben Deutschland."

Denn es kann gar nicht bestimmt genug ausgesprochen werden, daß die Wiedervereinigung Deutschlands keine Spur eines feindseligen Gedankens gegen Frankreich enthielt, daß sie nichts weiter war, als die natürliche Lebensäußerung eines großen Volks, das sich aus jahrhundertlanger, seinen Wünschen, seinen geistigen Fähigkeiten widersprechender Unwürdigkeit aufzuraffen entschlossen war. Darum habe ich die „patriotischen Beklemmungen" des Herrn Thiers, die dieser nach der Schlacht von Königgrätz empfand, nie begriffen. Ich habe aus seinen Worten nur entnommen, daß Herr Thiers bei aller Begabung doch nur ein Durchschnittsdenker war, der nicht begriff, daß damals für Frankreich der Moment zu einer fundamentalen Änderung seiner Politik gegenüber Deutschland gekommen war, daß, wenn Frankreich aus freiem Entschluß eine Freundeshand über den Rhein gestreckt hätte, schon damals eine ganz neue, segensreiche Welt-Konstellation ins Leben getreten wäre. Das neu geeinte Deutschland würde Frankreich aus eigenem Antriebe niemals angegriffen, würde ihm Elsaß-Lothringen niemals genommen haben — das

kann, das muß mit aller Bestimmtheit ausgesprochen werden. Erst 1870, als die Deutschen erkannten, daß Frankreich ihnen gegenüber immer noch das Frankreich Richelieus und Ludwigs XIV. war, daß es ihnen auch jetzt noch die Verwirklichung seines inbrünstigen Sehnens verwehren wollte, griffen sie zu den Waffen und gingen in den Kampf. Und wenn die Franzosen sich über den Ingrimm gewundert haben, mit dem die Deutschen sich in den Kampf stürzten, so mögen diese Ausführungen ihnen erklären, woher der Ingrimm kam. Wenn die Franzosen die Losreißung von Elsaß-Lothringen als eine übermäßige, räuberische Ausnutzung des deutschen Sieges betrachtet haben, so mögen diese Ausführungen ihnen sagen, daß nicht räuberischer Sinn es war, der die Deutschen getrieben hat, sondern daß sie aus dem Triebe der Selbsterhaltung genötigt waren, der Wiederkehr einer Politik den Riegel vorzuschieben, unter der sie zweihundert Jahre lang bis zur Vernichtung gelitten hatten.

So ist der Zustand geworden und entstanden, unter dem wir leiden. Denn daß die innere Entfremdung zweier zur gegenseitigen Ergänzung geschaffener, reich und tief begabter Nationen ein Leiden für sie selbst und die Menschheit bedeutet — wer wäre, der es nicht fühlt? Wenn aber die Frage aufgestellt wird, ob sich dieser unnatürliche Zustand ändern, Freundschaft zwischen den beiden verfeindeten Nationen herstellen läßt, so antworte ich darauf mit einem zuversichtlichen „ja" — und in dem Vorhergehenden glaube ich bereits angedeutet zu haben, auf welchem Wege die Verständigung zu erreichen ist. Nicht dadurch, daß das 1870 Geschehene und Geschaffene einfach aufgehoben und rückgängig gemacht wird; das würde zu nichts, höchstens zur Wiederkehr der früheren Übelstände, zu einem Wiedererwachen der Suprematie-Bestrebungen Frankreichs einerseits, des Mißtrauens Deutschlands andererseits, führen. Nach wie vor würden beide Nationen sich anstarren, wie Wilde, die nur auf den Ansprung des Gegners lauern und darüber Kultur-

menschen zu werden verpassen. Nein, sondern wenn nicht Waffenstillstand nur, sondern Friede, nicht äußerlicher Friede nur, sondern innerlicher, wahrer, produktiver zustande kommen soll, dann müssen beide Nationen zur Einsicht gelangen, daß die heutige Kulturwelt von einem anderen Begriff geleitet wird, als er noch 1870 der leitende war, und müssen freiwillig und ehrlich ihr Handeln danach einzurichten sich entschließen. Dieser heutige Begriff aber lautete dahin, daß der ehemalige Gedanke, wonach immer ein Volk in Europa an oberster Stelle stehen und die Hegemonie führen mußte, ein mittelalterlicher, veralteter, unbrauchbarer Gedanke geworden ist, und daß es heute zwischen den Völkern Europas kein Drüber und Drunter, sondern nur noch ein Nebeneinander gibt. Deutschland hat den Traum der europäischen Hegemonie auch geträumt, lange, fast so lange, als es „das Heilige Römische Reich Deutscher Nation" war. Es ist unsanft daraus geweckt worden und hat den Traum gründlich, fürchterlich gebüßt. Frankreich hat ihn von Richelieu bis zu Napoleon III. geträumt; 1870 ist es geweckt worden, und sein Erwachen war auch nicht sanfter Art. Wer aber dem lebendigen Tage leben will, darf nicht an nächtliche Träume zurückdenken. Deutschland ist jetzt wach und wird es bleiben; jeder Gedanke, daß es noch einmal in abgetane Gelüste zurückverfallen könnte, ist völlig ausgeschlossen. Möge Frankreich nun auch wach bleiben. Möge es das Geschehene geschehn sein lassen und heute nachholen, was es 1866 versäumt hat: die Hand zum Freundschaftsbunde über den Rhein herüberreichen. Noch ist es nicht zu spät dazu; die Hand würde angenommen und ehrlich, treu und dauernd festgehalten werden. Im Herzen der Deutschen wohnt kein Groll mehr gegen Frankreich. Im Gegenteil: die Unbilden, die sie von drüben erlitten, sind ihnen zu einem historischen Bewußtsein geworden, werden aber nicht mehr gefühlt. Wach dagegen und lebendig ist in den deutschen Herzen die Erinnerung an die befruchtenden Gaben geblieben,

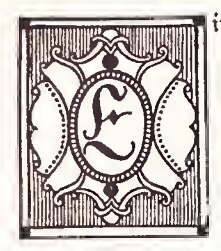
die ihnen, wie der Menschheit überhaupt, von Frankreich zuteil geworden sind. Niemals hat Deutschland vergessen, noch wird es vergessen, was es dem französischen Geiste verdankt; immer wird sich das Land der Reformation innerlich mit dem Lande verwandt fühlen, aus dessen großer Revolution die moderne Welt geboren wurde, und das jetzt mit unversieglicher Seelenkraft die große Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche durchführt.

Wer die Witterung für neue, allmählich sich gestaltende Welt-Konstellationen in sich trägt, dem kann es nicht entgehen, daß in unserer, nicht mehr nach binnenländischen, sondern nach ozeanischen Maßstäben rechnenden Zeit eine neue, große Gestaltung Europas, die man als „die Vereinigten Kontinentalstaaten von Europa" bezeichnen kann und schon bezeichnet hat, im langsamen, aber unabweislichen Werden ist. Noch ist nicht abzusehn, wann und in welcher Form dies mächtige Gebilde Leben gewinnen wird. Soviel aber läßt sich schon jetzt mit Bestimmtheit sagen, daß, wenn es einmal zustande kommt, der Weltfriede und damit die Menschheitskultur eine noch nie dagewesene Förderung erfahren wird. Mittelpunkt und Ferment dieses von gewaltigen, überseeischen Mächten umlagerten europäischen Kontinents zu werden, dazu sind Frankreich und Deutschland nicht nur berufen, sondern durch überwältigende Gründe geradezu gezwungen. Dazu ist es nötig, daß sie Freunde werden, daß sie sich vereinigen. Frankreich und Deutschland Freunde — und das große, segensreiche neue Kulturgebilde rückt seiner Verwirklichung einen mächtigen Schritt näher. Frankreich und Deutschland Feinde — und es weicht zurück und wird zum Schemen. Eine ungeheuere Verantwortung liegt auf der heutigen Generation beider Länder. Wird sie ihre Aufgabe begreifen? Wird sie ihr handelnd gerecht werden? Wer noch an das Wachsen und Zunehmen der heiligen Vernunft in Menschenseelen glaubt, kann auf die Frage nicht anders antworten, als mit „ja"!

Ein Wort an die Deutschen

Neue Freie Presse 1907.
Sonntag den 20. Ja-
nuar.





instmals, vor Jahren, unter Freunden, beim Wein kam das Gespräch, von Goethes: „Licht, mehr Licht“ ausgehend, auf letzte Worte Sterbender, und jeder von uns sollte dasjenige angeben, mit dem er dermaleinst dahinzugehen gedächte. Das meine war rasch gefunden: Ich habe Deutschlands Glück und Größe erlebt — ich sterbe glücklich.“

Wenn ich heute dahinginge — würde ich, könnte ich noch so sprechen?

Ja, ich habe das Volk, dem mein Leib und meine Seele gehört, mit allem beschenkt gesehen, womit das waltende Schicksal ein Volk beschenken kann: mit einer Fülle, beinahe Überfülle großer und bedeutender Männer; ich habe erlebt, wie es, von diesen Männern geführt, seinen tausend Jahre lang gehegten Sehnsuchtstraum zur Wirklichkeit machte, wie aus dem geographischen Begriff Deutschland eine machtvolle historische Tatsache, aus zerfetzten Lappen ein strahlendes Gewand, aus dem höhnenden Lächeln der Nachbarn der Seufzer der Ehrfurcht wurde. Ich habe erlebt, wie ein uraltes Volk wieder zum Jüngling wurde und mit Jünglingskraft Aufgaben angriff, deren Durchführung vorbildlich für die ganze Kulturwelt werden konnte und teilweise auch geworden ist. Eine Zeit Deutschlands habe ich mit angesehen, die an äußerer Machtentfaltung nur mit der Zeit des großen Sachsenkaisers Otto, an innerlichem Kraftaufgebot nur mit Deutschlands größtem Seelenaufschwunge, der Reformation, verglichen werden kann.

Und nun? Trotz alledem nicht mehr glücklich? Was damals geboren, geschaffen und gebaut wurde, ist das alles nicht mehr da? Steht das Deutsche Reich nicht als gebietende Persönlichkeit im Rate der Völker? Lese ich nicht in jeder Zeitung und statistischen Übersicht, wie seine Bevölkerung von Jahr zu Jahr sich vermehrt und seine Industrie erstarkt? Sein Handel

sich ausbreitet? Erfahre ich nicht täglich mit Augen und Sinnen, wie sein materieller Reichtum wächst?

Und doch nicht glücklich? Bin ich, den man früher seiner optimistischen Begeisterung wegen verhöhnte, zum Nörgler, Verkleinerer und schwarzseherischen Pessimisten geworden?

Nein, nein, nein -- und doch nicht glücklich!

So wenig glücklich, wie jemand, der einen Palast bewohnt, glücklich sein kann, wenn er weiß, daß die Familie, die das Prachtgebäude umschließt, die Familie, zu der er gehört, die er liebt, in den glänzenden Gemächern da drinnen am Siechtum daniederliegt.

Denn Siechtum lastet auf uns Deutschen!

Sei es ausgesprochen, weil es ausgesprochen werden muß!

Die Erscheinung, die in der deutschen Geschichte, dieser Leidensgeschichte, für mich die blutig-leidvollste ist, daß das wundervolle Unternehmen, das mit der Annagelung der Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg begann, ein Unternehmen geblieben ist, ein Anfangen, dem kein volles Gelingen, kein reifes, krönendes Werk folgte, diese Erscheinung wiederholt sich:

Geführt von einem bis in die letzte Ader von deutschem Lebenssaft durchtränkten Mann — Martin Luther hieß er — nahm Deutschland vor dreihundert Jahren einen Anlauf, als wollte es über die Wolken gehen und die ganze Menschheit in seinen Armen zum Himmel tragen. Und nachdem man eine Zeitlang selbstlos, mutig und gottbegeistert gewesen war, nachdem man eine Zeitlang den deutschen Seelenalb, die Lethargie von sich geschüttelt hatte, kamen all die zerstörenden, erstickenden, bösen, bösen Mächte wieder: von oben die Selbstsucht, die aus der reinen Bewegung Kapital schlagen wollte und sogar den einst so herrlich jungen, jetzt alt gewordenen führenden Mann in ihre Schliche verstrickte, von unten das schwarmgeistigwütende Aufbegehren, das aus Entknechtung, Zügellosigkeit, aus Freiheit

Zerstörung machen wollte, und in der Mitte, zwischen diesen Mühlsteinen von oben und unten zermalmt, der alte, schäbige, für eine Zeitlang vergessen gewesene deutsche Philistergeist, der nur Ruhe, nur Ruhe haben wollte und in seinem trägen Verlangen alles verlaufen ließ, bis daß alles verlaufen war.

Und alsdann, nachdem der römische, jetzt in ein Priestergewand verkleidete Imperator, von seinen sieben Hügeln ausspähend, erkannt hatte, daß der psychologische Moment gekommen, der furor teutonicus matt und müde geworden sei, von dorther einsetzend, mit aller kalten, römisch-juristischen Spitzfindigkeit ausgerechnet und ausgeklügelt, der eisige Gegenzug gegen die germanische Herzensüberwallung: die Gegenreformation. Und hier nicht ein unfertiges Unternehmen, nicht ein Anfangen ohne Ziel, sondern eine furchtbare Spitze, darauf gesetzt Ignaz Loyola, und ein schreckliches, krönendes Werk: der Jesuitismus.

So vor dreihundert Jahren.

Und nun, vor dreißig Jahren, geführt von einem bis in die letzte Ader von deutschem Lebenssaft durchtränkten Mann — Otto v. Bismarck hieß er — nahm Deutschland wieder einen Anlauf, dem die ganze Welt mit Staunen zusah: denn die Welt erkannte, daß sie sich geirrt hatte, wenn sie jahrzehnte- und jahrhundertelang des Glaubens gewesen war, der große Länderleib, der da in ihrer Mitte lag, wäre kein Organismus mehr, sondern nur noch ein Kadaver, so etwas wie ein großes Sammelbecken etwa, aus dem man, wenn man gerade einmal Durst hatte, trank, und in das man hineinspuckte, wenn man bei anderer Laune war.

Sie erkannte, daß in diesem großen, schweren, schwerfälligen Leibe alle die Jahrzehnte und Jahrhunderte lang eine Seele gewesen war, eine mächtige, dumpfe Seele, die ihre Dumpfheit leidvoll empfunden, sich aber nicht hatte helfen können, weil sie immer einen brauchte, der ihr „in den Sattel half", und die, weil dieser eine immer nicht kam und kommen wollte, nichts

weiter tun konnte, als die schweigenden Kräfte ihres Innern schweigend in sich aufzuspeichern.

Bis daß er endlich kam, dieser eine, dieser Otto v. Bismarck, und die ganze aufgespeicherte und ungeheure Seelengewalt hervorbrach in einem Ungewitter, das mit seinem Donner die Erde erschütterte und mit dem Leuchten seiner Blitze die Augen blendete.

Damals gab dieser Mann, der seinem Volke das Größte gegeben hatte, die Tat, ihm noch etwas, beinah ebenso Großes, ein Wort. Wie ein Vermächtnis gab er es ihm, damit seine Deutschen, wenn er einmal nicht mehr sein würde, ihnen zu helfen, seiner gewaltigen Seele gedenken könnten. Wie eine granitene Säule gab er es ihnen, aufgerichtet als Denkmal der Zeit, da sie jung und opfermutig, heldenhaft und groß gewesen waren:

„Wir Deutschen," sagte Bismarck, „fürchten Gott und sonst niemand."

Wer damals in Deutschland gewohnt, wer den Augenblick erlebt hat, als das Wort einschlug, dem klingen noch heute die Ohren von dem Sturme jubelnder Begeisterung, mit dem das ganze und gesamte deutsche Volk, Männer und Weiber, es empfangen und in die Herzen nahm.

Und warum jauchzten diese Menschen? Weil sie ahnten und fühlten, daß in diesem, aus allen tiefsten, besten Elementen der guten, großen, gottesfürchtigen deutschen Seele geborenen Worte eine Lehre enthalten war, die, wenn sie im deutschen Volke bewahrt blieb, dies Volk nie wieder zurücksinken ließ in das Elend und den Jammer vergangener Tage.

Diese Lehre, welche war sie?

„Ihr Deutschen," lautete sie, „werdet stolz und vertraut auf euch selbst!" „Ihr Deutschen," sagte das Wort, „lernt endlich begreifen, daß ihr alles in euch selbst besitzt, was dazu angetan ist, ein Volk selbständig zu machen. Daß ihr stark

seid und mutig von Leibe, wie irgendein Volk der Erde. Daß Gott in eurer Seele ist, das will sagen, daß ihr keines fremden Lehrmeisters bedürft, der euch predigt und sagt, wie und wo ihr zu gehen, was ihr zu tun und nicht zu tun habt; weil euer eigenes Herz euch zeigt, wo das Rechte und wo das Schlechte ist. Darum tut endlich das alte deutsche Erbübel ab und fürchtet euch nicht mehr! Besinnt euch eurer selbst und fürchtet euch nicht mehr vor Menschen und vor Gespenstern! Weil ihr euch vor Menschen gefürchtet habt, waret ihr schüchtern, und weil ihr schüchtern waret, habt ihr den Fremden umbuhlt, ihn über euch erhoben und euch wie Knechte vor ihm gebeugt. Weil ihr euch vor Gespenstern gefürchtet, habt ihr jedem Schreihals in eurer Mitte geglaubt, der euch ein verzerrtes Bild von eurem Selbst an die Wand malte und euch in die Ohren zeterte, daß ihr anders werden müßtet, und weil ihr auf euch selbst nicht vertrautet, habt ihr den fremden Pfaffen Einlaß gegönnt in das Allerheiligste eurer Seele, habt seinem unverstandenen Worte, gerade weil ihr es nicht verstandet, seinen dunklen Gebräuchen und Befehlen, auch wenn sie euch gegen den innersten Nerv des Gefühls gingen, williger gehorcht als der heiligen Stimme des alten Gottes, der in der Sprache des eigenen Herzens zu euch sprach."

Bismarck ist dahin. Große Männer werden den Völkern immer nur auf Zeit geliehen. Wie die Völker sie in ihrer Seele bewahren, darauf kommt es an.

Haben die Deutschen den Mann in sich lebendig erhalten, der sie hat lehren wollen, sich selbst zu wollen?

Haben sie sein Wort in sich nachwirken lassen, das ihnen das Fürchten aus der Seele nehmen und den Stolz dafür hineinpflanzen wollte?

Nein, sondern sie lauern und lauschen nach jedem Atemzuge, den ein feindseliger Nachbar herüberbläst. Sie beugen sich vor jedem Hetzkaplan, der ihnen „das ist der Wille

Roms" in die Ohren schreit, ohne die Gegenfrage zu wagen: „Was ist denn der Wille Deutschlands, meines Vaterlands?"

Darum, trotz alles äußeren Glanzes, trotzdem, daß ich höre, lebe und erfahre, wie Deutschland merkantil und finanziell wächst und wächst und wächst, bin ich nicht glücklich. Denn wertvoller als das Gold in den Händen ist der Stahl in der Seele, und die Seele der Deutschen, wie sie heute ist, ist ohne Stahl.

Große, ungeheure, den Lebensnerv unserer Nation berührende Fragen sind aufgerollt — und während die Antwort darauf in jedem normalen deutschen Gemüt und Verstand klipp und klar geschrieben steht, maßen sich zwei im Reichstage dominierende Parteien, Zentrum und Sozialdemokraten, das Recht an, die Frage nach ihrer allem deutschen Empfinden widersprechenden, alle deutschen Interessen schädigenden Art über den Kopf der Nation hinweg zu entscheiden.

Ein Volk, in dem so etwas möglich ist, befindet sich in einem Notstand. Ein Volk, das so etwas ohne einen Sturm der Entrüstung erträgt, der die Vaterlandsfrevler hinwegfegt, ist krank!

Ob er sich zeigen wird, der Sturm der Entrüstung, am Tage der bevorstehenden Wahl? Mißtrauische Stimmen gehen um. Mißtrauische Finger zeigen auf den deutschen Philister. „Glauben Sie zu wissen, wen er wählen wird? Glauben Sie, daß er überhaupt wählen wird?"

Der deutsche Philister, der nicht für und nicht gegen ist, die müde, zähe, lethargische Masse, die, wenn sie von den eisernen Kiefern eines Bismarck eine Zeitlang zerkaut und zermalmt worden, immer wieder kehrt, immer wieder alles erstickt, das ist der Fluch, der auf uns lastet.

Von der blutrünstigen Faust der Sozialdemokraten in Angst und Schrecken gejagt, sieht der Philister sich um, wo finde ich Schutz? Da ist die Polizei, da ist der orthodoxe

protestantische Prediger, aber besser und mächtiger als beide ist der Pontifex, der römische Imperator im Priestergewand. So flüchtet das verstörte deutsche Schaf zu ihm. Und so entsteht ein Zustand, daß ein von der Natur zur Selbstherrlichkeit geborenes, berufenes und ausgerüstetes, mächtiges Volk sich beschützen, gängeln und befestigen läßt von einer Schar von Hetzkaplänen, in denen jeder Gedanke, jeder Instinkt dem deutschen Denken und Fühlen entfremdet ist, die in jedes Feuer auf dem Erdenrunde hineinblasen, damit die Funken Deutschland ins Gesicht fliegen.

Ein Tag ist gewesen, ein bedeutungsvoller, die Auflösung des Reichstages.

Ein Hauch von neuem Hoffen geht seitdem durch die Herzen, die sich um Deutschland sorgen. Unsere Brüder drunten in Afrika sollten wir preisgeben — darauf kam es hinaus, was die genannten beiden Parteien uns zumuteten. Das geht gegen das deutsche Gefühl. Wenn das Gefühl in ihm wach wird, wacht der Deutsche zu dem Menschen auf, vor dem sich der Römer seinerzeit verkroch, weil er den furor teutonicus scheute.

Stehe auf, deutsches Gefühl! Stehe auf, deutsche Seele! Werde wieder lebendig, granitenes Wort des granitenen Mannes: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst niemand!"





Persönliche Ehre und deren Schutz

Die Woche 1907. Nr. 46. Den 16. November.



ut, es mag sein: Ehre beseelt mich vorzudringen. Wenn aber Ehre mich beim Vordringen entseelt? Wie dann? Kann Ehre ein Bein ansetzen? Nein. Oder einen Arm? Nein. Oder den Schmerz einer Wunde stillen? Nein. Ehre versteht sich also nicht auf Chirurgie? Nein. Was ist Ehre? Ein Wort. Was steckt in dem Wort Ehre? Was ist diese Ehre? Luft. Eine feine Rechnung! Wer hat sie? Er, der vergangenen Mittwoch starb. Fühlt er sie? Nein. Hört er sie? Nein! Ist sie also nicht fühlbar? Für die Toten nicht. Aber lebt sie nicht etwa mit den Lebenden? Nein. Warum nicht? Die Verleumdung gibt es nicht zu. Ich mag sie also nicht. Ehre ist nichts als ein gemalter Schild beim Leichenzug, und so endigt mein Katechismus."

Dieser Katechismus ist der Falstaffs, den Shakespeare in seinem Schauspiel „König Heinrich der Vierte" (Akt V, 1. Szene) also über „Ehre" philosophieren läßt. Und nachdem er seinen Katechismus zu Ende gebracht hat, erklingen die Trompeten, und im Feld von Shrewsbury stürmen die beiden Heinriche, Heinrich Monmouth, der Prinz von Wales, und Heinrich Percy, genannt der Heißsporn, aufeinander los, beide nur von dem einen und gleichen Drange beseelt, Ehre am anderen zu gewinnen, indem einer den anderen im Zweikampf erschlägt. Und Heinrich der Heißsporn fällt unter den Händen des künftigen Heldenkönigs Heinrich des Fünften.

Nie, solange Menschen denken, Gelehrte schreiben und Dichter dichten, ist ein ungreifbarer, unwägbarer Begriff, wie „Ehre" ihn darstellt, so meisterhaft als ein „Imponderabile" charakterisiert worden wie hier, wo Ironie, aus dem Munde eines Falstaff redend, alles das aufführt, was „Ehre" nicht vermag. Nie, solange Künstler in künstlerischer Gestaltung Menscheninneres zur sinnfälligen Darstellung bringen, ist das,

was Ehre vermag, ist die Gewalt, mit der dieses „Imponderabile“ auf Menschenseelen wirkt, mächtiger zur Anschauung gebracht worden als hier, wo Englands zwei herrlichste Helden, von Ehre getrieben, aufeinander losgehn, weil „zwei Sterne nicht in einer Sphäre kreisen“. — Nicht zwei Menschen, sondern zwei Menschenarten stehn sich gegenüber: Falstaff heißt die eine, Heinrich Monmouth und Heinrich Percy die andere. Jener mag die Ehre nicht, weil sie keinen Arm, kein Bein ansetzen kann; sie ist ihm Luft. Diese setzen um Ehre Leib und Leben ein, weil sie ihnen mehr als Leib und Leben, weil sie ihnen alles ist. Shakespeare als der große Dichter fällt keine Urteile; er erzählt Tatsachen und überläßt die beurteilende Schlußfolgerung uns. Die Tatsache, die er uns hier erzählt, ist die, daß Ehre in der Seele eines Falstaff, d. h. eines Schufts, ein lächerliches Nichts, in der Seele eines Heinrich, d. h. eines herrlichen Mannes, der Antrieb zu selbstaufopfernder Größe ist.

Die Schlußfolgerung, die sich daraus ergibt, erscheint mir deutlich.

Aber Shakespeare hat im sechzehnten Jahrhundert geschrieben; seine Anschauungen und Empfindungen sind nicht mehr die unsrigen; nicht wahr? Nur merkwürdig, daß, so oft sein „König Heinrich der Vierte“ und in dem Stück die geschilderte Szene auf der Bühne erscheint, der Streit um die Ehre, der darin verhandelt wird, uns berührt, als wäre es eine Verhandlung aus unseren gegenwärtigen Tagen. Ist das nur die Macht des großen Dichters, die es fertigbringt, daß ein Begriff, der eigentlich abgestorben in uns liegt, künstlich noch einmal zu einem Scheinleben erweckt wird, ungefähr wie ein galvanisierter Froschschenkel, der noch einmal aufzuckt, obgleich er schon längst tot ist? Schwerlich; denn ziemlich zu gleicher Zeit mit Shakespeare haben in einem anderen Lande, in Spanien, andere große Dichter, Lope de Vega und Calderon, geschrieben,

in deren Stücken oftmals über Ehre gesprochen und verhandelt wird, und der Ehrbegriff dieser Romanen — das läßt sich nicht leugnen — ist für uns eine abgetane Sache, mit der unser Gefühl nichts mehr gemein hat.

Was ergibt sich daraus? Daß das Wort „Ehre", wie es in Shakespeares, des germanischen Dichters, Brust widerhallte, auch in unserer noch erklingen muß, auch in uns noch nicht tot sein kann, sondern eine lebendige Macht in unserer Seele bedeuten muß.

Und so steht es: Ehre, wie der germanische Mensch sie empfindet, ist im Gegensatz zur Auffassung des lateinisch-romanischen, für den sie einen konventionellen Begriff bedeutet, eine Sache des Gefühls, darum sprechen wir von „Ehrgefühl". Weil aber das Gefühl das Element ist, aus dem sich alles Seelenleben des Germanen nährt, und weil Gefühl das eigentlich Unsterbliche in der germanischen Natur ist, so muß ein Bewußtsein, das aus diesem unseren Lebensquell hervorgeht, ein Bestandteil alles Edelsten und Besten sein, das in uns ruht, so muß es etwas sein, das unser Inneres heiligt, und daraus ergibt sich uns die Notwendigkeit, dieses Heiligtum unseres Lebens nicht veralten, nicht verkommen, nicht uns fortnehmen zu lassen durch Mächte, die ihm entgegenstehn, sondern es in uns fest und aufrecht zu erhalten mit allen Kräften, die uns zu Gebote stehn.

Ehre — Ehrgefühl — aus dem Gesagten folgt, da es sich um ein Ungreifbares, Unwägbares handelt, wie schwer es fällt, beides mit knappen Worten zu definieren. Eine Flamme ist Ehrgefühl, ein stetig loderndes Feuer, und unsere Seele der Altar, auf dem das Feuer brennt. Ein unser ganzes Sein und Wesen durchdringendes Bewußtsein, daß es neben den geschriebenen Gesetzen des Gesetzbuches und des menschlichen Verkehrs ein ungeschriebenes Gesetz gibt, dem wir uns ganz so unweigerlich zu beugen haben wie jenen. In unserm eigenen

Innern ist es, dieses ungeschriebene Gesetz, uns angeerbt mit unserem germanischen Blut; der Richter, der aus ihm heraus das Urteil findet, ist unser eigenes Ich; wir selbst sind Richter über uns selbst.

Ein in der sinnlich-körperlichen Welt absolut nicht wahrnehmbares, nur in unserer Vorstellung vorhandenes Etwas, das ist Ehre. Falstaff lacht bei dem Gedanken, daß er sich von einer Vorstellung den Weg soll vorschreiben lassen; aber auch wer kein Falstaff ist, fühlt die ungeheure Schwierigkeit, die darin liegt, den Geboten einer solchen zu folgen. Denn furchtbar schwer ist es für den Menschen, ohne einen Buchstaben, der ihm Richtung, ohne eine Autorität, die ihm Halt gibt, sich selbst zu befehligen, gewissermaßen sein eigener Gott zu sein.

Es hat Zeiten in der Geschichte gegeben, wo dem Menschen diese Aufgabe erleichtert wurde. Das waren die, wo ungeheure Bewegungen über die Welt hereinbrachen, die dem einzelnen nicht Macht noch Zeit ließen, sein Seelenleben nach eigenem Ermessen zu gestalten und zu führen, sondern ihn zwangen, mit all seinem Denken und Empfinden an der Bewegung teilzunehmen, indem er dafür eintrat oder dagegen. Solche Zeiten waren die der großen Glaubensumwandlungen, der Umwälzungen, die sich Revolutionen nennen, der großen Kriege, in denen Völker für ihre Nationalität aufstanden. Diese Zeiten waren vom Gedanken beherrscht, vom Gedanken, der so mächtig in die Erscheinung trat, daß sogar in den Massen das Gefühl für die Gewalt einer Vorstellung, einer Idee, für das Ideale erwachte. Solche Zeiten waren die Fest- und Feiertage in der Entwicklung der Menschheit.

Fest- und Feiertage aber vergehen rasch. Auf einen Feiertag in der Woche kommen sechs Wochentage. Ein breiteres und zäheres Dasein als der Feiertag hat der Alltag. Alltagsgesinnung aber blickt nicht hinauf, sondern hinunter, fliegt nicht zum Himmel, sondern kriecht an der Erde. Alltagsgesinnung

ist das Gemeine. Darum, wehe dem Volk, in dem nur noch Alltagsgesinnung herrscht! Und wehe dem einzelnen, der davon satt wird.

In einer Zeit nun, wo kein Gedankensturm die Menschheit emporträgt, wo kein großes religiöses Gefühl den Seelen der Menschen hilft, über den Jammer der Alltäglichkeit ins Ewige zu blicken, wo findet sich die Macht, und welche ist es, die den Menschen davor bewahrt, im gemein Materiellen unterzugehen, und die ihm verkündet, daß es Dinge gibt, die man nicht mit Händen greifen, nicht mit Augen sehen kann, und die trotzdem Güter darstellen, Güter von unberechenbarem Wert, weil sie uns empfänglich erhalten für große Empfindungen und im Zusammenhang erhalten mit dem Geist, dem Ernährer alles Seins? Sie findet sich da, diese Macht, und es ist das, wovon wir hier sprechen, Ehre und Ehrgefühl.

Ehre, wie ich als germanischer Mensch sie fühle und verstehe, ist also nicht ein nach gesellschaftlichem Übereinkommen festgelegter, was man so nennt konventioneller Begriff, nicht ein bestimmten Ständen und Berufsarten gewissermaßen wie ein Rock anhaftender Charakter, Ehre ist das jedem einzelnen innewohnende, ihm im Blut geborene bewußte Gefühl, daß er als Mensch verantwortlich ist für sein Denken und Tun, verantwortlich für sich selbst, vor sich selbst; daß in seinem Innern ein Spiegel ist, vor dem keine Schminke standhält und kein gefärbtes Haar, ein Richter, dessen Urteil, wenn es verdammt, eine derartige Verdammung bedeutet, daß nicht der Zuspruch einer ganzen Welt dagegen hilft, wenn es freispricht, eine derartige Reinigung bedeutet, daß nicht der von der ganzen Welt auf uns geworfene Schmutz zu beflecken vermag.

Um ein solches Bewußtsein, eine Ehre, wie diese Auffassung sie schildert, in sich zu tragen, dazu, das begreift sich, muß das Menscheninnere ausgebildet und entwickelt werden; denn es ist ein Inhalt, der ein stählernes Gefäß verlangt, um ihn zu bergen.

Da aber, wo solche Ehre in einer Menschenseele wohnt, da entsteht der Edeltypus der Menschheit: der stolze Mensch, die selbstherrliche Individualität.

Diesen Menschheitstypus in seinem jungen Nachwuchs zu entwickeln, durch Lehre und Schule mit aller Sorgfalt und Anstrengung heranzuzüchten, das ist meines Erachtens die erste, oberste, wichtigste Aufgabe des Staats. Eine Nation, in der dieser Typus verkümmert und erlischt, ist dem Marasmus verschrieben, und keine Macht der Erde hilft ihr davor, daß sie abstirbt und zum Teufel geht. Das sollten meiner Ansicht nach wir Deutsche uns ganz besonders gesagt sein lassen.

Ein Gefühl, ein instinktives wenigstens, von dem Wertbesitz, den „Ehre" für die Menschheit darstellt, lebt in allen. Daher die unwillkürliche Frage: „Was kann man tun, um sie vor Angriff zu wahren? Wie schützt man die Ehre?"

Ein Blick auf das eben Gesagte muß zu der Erkenntnis führen, daß die Frage, wenn sie in dieser Art gestellt wird, falsch gestellt wird. Ehre, als das Allerinnerlichste des Menscheninnern, ist absolut unzugänglich für jeden Draußenstehenden. Nur ein einziger kann die Ehre eines Menschen wirklich angreifen, wirklich schädigen, eben der Mensch selbst. Welcher Fremde kann mein Bewußtsein beeinträchtigen? Wenn mein Bewußtsein mich rein spricht, so mag eine ganze Meute von Lästerern und Verleumdern gegen mich losschreien — ich darf, ich werde sie verachten, und Verachtung schweigt. An dem Maße, wie jemand schweigend zu verachten vermag, erkenne ich das Maß von Stolz, das in ihm ist, und daran wieder seinen Wert. Umgekehrt — wenn niemand mich angreift, kein Mund sich gegen mich auftut und der Richter in meinem Innern, die Ehre, mich verurteilt, so bin ich verloren. Alle Tage lesen wir in den Zeitungen von Selbstmorden, die niemand zu erklären weiß. Alle möglichen Erklärungen werden gesucht: Krankheit, plötzlich ausgebrochener Irrsinn — noch eine andere Erklärung

gibt es: der Richter da drinnen, der die Dinge kennt, die draußen niemand kennt, der furchtbare Richter, die Ehre, hat gerufen, hat verurteilt, und der Verurteilte hat verborgene Tat gesühnt.

Aber wenn es auch wahr ist, daß die Ehre an sich von niemand da draußen angegriffen werden kann, gegen niemand Schutzes bedarf, so ist es doch ebenso unleugbar wahr, daß wir alle Tage, alle Stunden wütende, gehässige Angriffe gegen die gerichtet sehen, in deren Innern man das Vorhandensein von Ehre und Ehrgefühl argwöhnt. Sie sind nicht ausgestorben in der Welt, die Falstaffs; im Gegenteil, vermöge der viel stärkeren Zeugungskraft allen niederen Gezüchts gegenüber den edlen Arten sind sie auch heute noch viel zahlreicher als die Nachkommenschaft eines Heinrich Monmouth und Percy. Solange die Erde steht, wird aber der Zwiespalt klaffen zwischen Falstaffsart und Heinrichsart. Der liederliche Prinz Heinz konnte ihm gefallen, dem Sir John, weil er Vornehmes gemein und zu seinesgleichen werden sah; den heldenhaften König Heinrich, der aus dem wüsten Jungen herauswächst, versteht und begreift er nicht mehr. Allem aber, was er nicht begreift, ist Falstaff instinktiv ein Feind, das verhöhnt und verunglimpft er. Sir Walter Blunt, der sich bei Shrewsbury für seinen König totschlagen läßt, verhöhnt er wegen seiner „grinsenden Ehre“, Percy, den toten Helden, sticht er noch einmal ins Bein.

Und heute? In unserer dekadenten Zeit? Brauchen wir nach denen zu suchen, denen das selbstherrliche Individuum, der stolze Mensch, denen alles Heldenhafte ein Dorn im Auge und ein Greuel ist? Der Humor Falstaffs fehlt, seine Galle aber ist überreichlich da. Diese Bewegungen, die halb unterirdisch unter unserer Zeit dahingehen, nur von Zeit zu Zeit in grellen Stichflammen aufschießend, diese antimonarchische, diese antimilitaristische, man blicke ihnen doch ins Herz: sind es wirklich nur Bewegungen gegen Einrichtungen und Institutionen?

Nein, es ist der dumpfe Haß der Masse gegen alles, was überragende Individualität heißt.

Wer das nicht glauben will, der sehe sich an, wie der nämliche Haß gegen jeden aufschießt, der bisher der breiten Masse angehört hat und nun das Haupt darüber erhebt und ihr nicht mehr angehören will, der nicht mehr nur Bestandteil der Masse, sondern Einzelwesen sein, nicht mehr den von der Masse diktierten, sondern den in seinem Innern ungeschrieben vorhandenen Gesetzen, seinem individuellen Ehrgefühl, folgen will. Denn wenn ich oben gesagt habe, daß Ehre nicht ein einem bestimmten Stande oder Beruf anhaftender besonderer Charakter sei, so brauche ich hier nicht weiter auszuführen, daß Ehre und Ehrgefühl, unabhängig von Stand und Rang und Würde, in dem gesellschaftlich Letzten so gut wohnen kann wie in dem gesellschaftlich Ersten.

Nun also die praktische Frage: soll diesen Angriffen deshalb, weil sie ja die wirkliche Ehre der Angegriffenen nicht treffen können, nur mit der stummen Waffe des Stolzes, mit schweigender Verachtung begegnet werden? Praktische Fragen müssen praktisch beantwortet werden, denn wir leben in einer praktischen Welt. Darum ist meine Antwort die, daß eine solche Methode die denkbar verfehlteste wäre. Diese Angriffe richten sich nicht gegen die Einzelpersönlichkeiten als solche, sondern die Einzelpersönlichkeiten werden angegriffen, weil die Masse in ihnen Vertreter eines ihr instinktiv feindlichen Prinzips, des individualistischen, erkennt. Der terroristische Kampf, der heute mit Hetze und Verleumdung geführt wird, hat ein furchtbar bewußtes Ziel: er will die stolze Persönlichkeit beseitigen, in der er den tragenden Balken in unserem heutigen Staats- und Menschheitsgebäude erblickt. Wird dieses Ziel erreicht, wird der Edeltypus der Menschheit vernichtet, dann ist es meiner tiefsten Überzeugung nach, mit dem, was wir unsere Kultur nennen, zu Ende.

Ich habe oben von Zeiten gesprochen, in denen es für den einzelnen ohne weiteres zur Pflicht wurde, Stellung zu nehmen zu der Bewegung, die in der Zeit die Welt durchbrauste. Wir sind heutigestags nicht mehr weit von solchen Verhältnissen entfernt. Es steht nicht mehr in der Willkür des einzelnen, verläumderische Kränkungen vornehm zu ignorieren, es wird von Stunde zu Stunde mehr zur nationalen Pflicht, ihnen entgegenzutreten. Denn wir dürfen uns nicht länger verhehlen, daß wir in Deutschland unter einer Art von geistiger Seuche, einem Klatsch- und Verleumdungsfieber leiden, dem ein Ende gemacht werden muß, wenn es unsere Volksseele nicht in der Wurzel vergiften soll. Welche Waffen stehen dem Angegriffenen zu Gebote? Das Gesetz und die Selbsthilfe. Das Gesetz, das durch den Mund des Richters spricht, kann Sühne schaffen, schafft sie aber nicht immer und nicht immer in genügendem Maß, denn unsere Gesetze strafen Beleidigung zu gelinde. Kränkung und Beleidigung sind Dinge höchst persönlicher Natur; wie tief das Seelengewebe des Gekränkten durch die Beleidigung verletzt ist, das ganz zu beurteilen, ist eigentlich kein Richter imstande. Er urteilt über eine kaltgewordene Wunde; in dem Gekränkten aber wühlt der heiße erste Augenblick, als der Schlag empfangen wurde. Begreiflich daher und tief in unserem germanischen Empfinden begründet, daß der Beleidigte, wenn irgend möglich, sich mit eigener Gewalt Sühne zu verschaffen sucht. In gewissen Ländern kauft er sich zu dem Zweck eine Hundepeitsche oder einen Revolver, lauert dem Beleidiger irgendwo auf und haut oder schießt ihn nieder. Das deutsche Temperament verfährt ruhiger und geordneter: es fordert den Gegner zum Duell.

Wer heute, indem er dieses Wort auch nur in den Mund nimmt, nicht sogleich in ein Lamento ausbricht, gerät in Gefahr, daß er für einen mittelalterlichen Barbaren, für einen Verteidiger von Mord und Totschlag ausgegeben wird.

Zuzugestehen ist natürlich, daß es für unser Bewußtsein etwas anderes als vor zweihundert, vielleicht auch noch vor hundert Jahren bedeutet, einen Menschen zu töten. Aber man höre endlich mit der heuchlerischen Unwahrheit auf, einen Mann, der dem Gegner mit der Waffe entgegentritt, indem er sich gleichzeitig unter ganz gleichen Bedingungen dessen Waffe preisgibt, einen Mörder oder Totschläger zu nennen. Wir Deutsche, deren Altvordere im gerichtlichen Zweikampf etwas Heiliges, ein Gottesgericht erblickten, sind wir denn wirklich so von unserer Stammesnatur abgekommen, so dekadent geworden, daß wir gar nicht merken, wie dieses aus der breiten Masse gegen das Duell sich erhebende Geheul aus eben der Bewegung herrührt, die ich oben gekennzeichnet habe, der schlimmen, aus der feindseligen Bewegung gegen alles Heldenhafte, Mannhafte und Stolze?

Ich bin jetzt 62 Jahre alt. In diesen 62 Jahren habe ich manchen Mann kennen gelernt, der einem Gegner im Zweikampf gegenübergestanden hat. In diesen 62 Jahren habe ich erfahren, daß diese Männer, wenn man sie nicht angreift, unendlich viel gütiger, milder gegen ihre Mitmenschen, unendlich viel weiter davon entfernt waren, ihren Nebenmenschen ohne Veranlassung wehe zu tun als jene, die keinen Augenblick Bedenken trugen, ihren Mitmenschen durch giftiges Wort bis ins Mark zu verletzen, und die nachher „aus heiliger Scheu vor dem Leben des Nächsten“ den Zweikampf verweigerten.



Björnstjerne Björnson der Dramatiker
Einige Gedanken

März, Halbmonatsschrift
für deutsche Kultur
1907. 1. Dezem-
berheft.

ST



as sind nun bald fünfunddreißig Jahre her[1]). Ich lebte damals in Frankfurt an der Oder. Frankfurt an der Oder ist keine große, keine kleine, es ist eine Mittelstadt, eine preußische Beamten- und Militärstadt. Zu den Beamten gehörte ich auch; ich war Referendar am Kreisgericht. Wenn ich mit den Akten fertig war, beschäftigte ich mich damit, meinen Familienangehörigen Sorge zu machen, indem ich Gedichte schrieb. Und weil ich dieser Neigung nicht widerstehen konnte, ging ich fast alle Abende ins Theater, um mir Anregung zu holen. Die Anregung aber war nur mäßig, in dem Theater wurde nicht allzu gut gespielt, und das, was gespielt wurde, war noch weniger gut. Was bekam man auch damals, unmittelbar nach Deutschlands Wiederaufgange, auf deutschen Bühnen zu sehn. Übersetzungen von französischen Ehebruchsdramen; Stücke von deutschen Verfassern, die den Franzosen nachmachten; dazwischen hier und da ein dramatisierter Roman von der Birch-Pfeiffer, der die theatralische Familienkost darstellte. Und mitten in all dieser Frivolität, Banalität, die wie ein erbärmlicher Widerhall aus der dramatischen Werkstatt Deutschlands auf den ehernen Glockenton antwortete, mit dem die Weltgeschichte über die Erde geschritten war, las ich an einem Wintertage, am Theaterzettel angekündigt: „Ein Fallissement, Schauspiel in vier Akten von Björnstjerne Björnson".

Den Namen hatte ich noch nicht gehört; und er klang so seltsam, so fremd. Das Stück mußte ich sehn, und ich sah's.

Am Abend nach der Vorstellung war ich mit meinen bei-

[1]) Der Aufsatz ward auf Veranlassung des Herausgebers des „März" zu Björnsons 75. Geburtstag — 8. Dezember 1907 — geschrieben. A. d. H.

den alten Freunden zusammen, mit denen ich so ziemlich alle Abend zusammen war, dem Uhrmacher Adolph Balzer, dem wundersamen, unbehilflichen Mann, in dem tief, tief verborgen ein Künstler steckte, und dem Doktor Stange, der ein Gelehrter hatte werden wollen, statt dessen aber, weil Epilepsie dazwischen trat, nur ein verdorbener Gelehrter und Bureauvorsteher am Kreisgericht geworden war, und die nun beide lange tot sind. Mit denen also saß ich, nachdem wir das „Fallissement" gesehen hatten — denn die beiden gingen auch so ziemlich jeden Abend ins Theater — zusammen, und ich erinnere mich, wie alle drei merkwürdig still und schweigsam waren. Warum? — Weil wir das Gefühl von Menschen hatten, die von einem Erlebnisse kommen, einem neuartigen, großen. Alsdann, nach langem Schweigen, sagte der Uhrmacher Adolph Balzer: „Björnstjerne Björnson — was ist denn das nur für ein Landsmann —?" Worauf der gelehrte Doktor Stange, der sich immer verpflichtet fühlte, Unkenntnis scharf zu rügen, „aber Adolph" sagte — und er sagte es vorwurfsvoll — „hast du denn nicht gelesen, daß das Stück aus dem Norwegischen und daß es ein Norweger ist?" Und nachdem er diese Rüge erhalten hatte, senkte mein alter Freund, der Uhrmacher, seinen großen Kopf und sagte, wieder nach längerem Schweigen: „Das müssen merkwürdige Menschen sein, diese Norweger."

In der Nacht kam ich nach Haus. Mein Haus lag an der Oder; dicht am Bollwerk. Unmittelbar unter meinen Fenstern ging der Strom und der Strom ging mit treibendem Eis. Das war ein düsteres, gewaltiges Bild. Und indem ich in dies gewaltige Bild hinaussah — wie kam es nur? — war plötzlich alles wieder lebendig vor mir, was ich den Abend im Theater gesehen, gehört, erlebt hatte, das mächtige Stück, die neue Welt; so lebendig, als wäre da etwas innerlich Verwandtes gewesen zwischen dem dumpfen Getön der krachenden Schollen, die stromhinunter dem unendlichen Meer entgegentrieben,

und der Seelensprache dieses Stücks, in dem sich die Menschen aneinander gerieben hatten, wie da draußen das klirrende Eis sich rieb, und über dem sich schließlich doch etwas auftat, wie ein stilles, heiliges Gebiet, in dem sich die Leidenschaften beruhigten, die Kämpfer versöhnten: das große Reich der unendlichen Gerechtigkeit. Wie hatte er gesagt, der Uhrmacher Balzer: „Das müssen merkwürdige Menschen sein, diese Norweger.“ In ihm steckte ein Künstler, der nur spärlich zu sprechen, aber tief zu fühlen wußte; darum hatte er das Rechte getroffen. Merkwürdige Menschen, und der merkwürdigste von ihnen, der wunderbarste vielleicht, dieser Björnstjerne Björnson, dieser Mann, dieser Dichter, dessen Werk da an mir vorübergeschritten war, und indem es vorüberschritt, all das Salongelispel und Gewitzel, das jetzt als die Sprache der deutschen Dramatik galt, mit seinem Donnerlaut niedergebrüllt, all die künstlich ausgedachten, ausgeklügelten, erbärmlichen Konflikte, die jetzt als die Handlung der deutschen Dramatik galten, mit dem Gange seines einfachen, aus dem elementaren Menschenleben genommenen Dramas in Grund und Boden gestampft hatte.

Fünfunddreißig Jahre sind es her, seit ich an dem Abend aus meiner dunklen Stube in den treibenden Strom hinuntersah, heute, nach fünfunddreißig Jahren gelange ich dazu, diesem Manne, diesem Dichter, diesem Björnson zu sagen, was mein Herz an dem Abend für ihn gefühlt, wie er mein Herz und meine ganze Seele erfüllt und hingenommen hat. Nach fünfunddreißig Jahren — das ist spät, nicht wahr? Aber es schadet nichts, denn er ist ja noch da, daß ich's ihm sagen kann; und tiefe Gefühle sind wie edler Wein, sie werden nicht schlechter durch langes Lagern, vorausgesetzt, daß sie einmal ganz, aber wirklich ganz lebendig waren. Und das sind sie gewesen — wahrhaftig. Noch heut, indem ich dieses schreibe, sitze ich wieder zu Frankfurt im Theater, fühle den mächtigen Luftstrom, der wie der Atem des Nordpols aus dem Stück

mich anwehte, mich und uns alle, die wir zu ersticken begannen in der Gründer- und Spekulantenatmosphäre, die wie ein Miasma Deutschlands Seele zu betäuben anfing, höre wieder den Ton, den ich seit Friedrich Schiller nicht mehr von der deutschen Bühne vernommen hatte, die Stimme des heiligen Zornes, die Stimme eines Mannes, in dem der Dichter aufstand, in der Gestalt, wie Gott den Dichter für die Menschheit gewollt hat: als Prophet. Als einer, der nicht paktiert, nicht Kompromisse schließt, sondern „das ist recht und das ist unrecht" sagt, der nicht mit spitzen Fingern einen kleinen Vorgang aus dem Menschenleben herausangelte, um ein Theaterstück daraus zu machen, sondern der ein Drama aufbaute, weil er ein Ausdrucksmittel brauchte für den mächtigen Inhalt seiner Seele, für das ganze Menschentum, das ihn erfüllte, und kein besseres, stärkeres Ausdrucksmittel dafür fand, als das Drama, mit seinen Vorgängen, seinen Worten und Gestalten. Ja — seine Gestalten! Noch heut, indem ich dieses schreibe, steht er wieder vor mir, wie an dem Abend vor fünfunddreißig Jahren, der immer geschickte, gewandte, kluge, immer glatte, nach außen lächelnde Großhändler Tjälde, dem ich hinter seinem lächelnden Gesicht den kalten Angstschweiß von der Seele triefen sah. Noch heute der Advokat Berent, die stählerne Richtergestalt, und die furchtbare Szene, in der er an jenem das „Harakiri" vollzieht, ihm die Wahrheit, wie ein diamantenscharfes Messer in den Leib setzend, und ihn aufschneidend, langsam, von unten nach oben, bis daß jenem die Seele als ein heulender Schrei zum Halse hinausfährt, und er vor ihm liegt, ein zerbrochener Mensch. „Schießen Sie — Sie hören dann nur einen Krach — und darauf haben Sie ja doch schon lange hingearbeitet!" Wer seiner Gestalt, dem Geschöpf seiner Phantasie ein solches Wort in solcher Situation, vor der Mündung des auf ihn gerichteten Revolvers in den Mund legen kann, in der Art, wie es in dieser Szene geschieht, daß man nicht

eine Theaterprahlerei vernimmt, sondern dem Manne, der es ausspricht, glaubt, so wie ich ihm an dem Abend geglaubt habe, ihm noch heute glaube, der muß die stählerne Seele, aus der das Wort kommt, aus eigener Seele in sich tragen, selbst ein Advokat Berent sein! Alle Kompromißdramatiker würden der Szene und dem Wort klüglich aus dem Wege gegangen sein — „man würde dir doch nicht glauben; würde sagen, du renommierst". Dieser Björnson ist ihr nicht aus dem Wege gegangen, weil er wußte, daß Berent so tun, so sprechen würde, weil seine eigene, große, naive Seele ihm das sagte. Es werden heutzutage so komplizierte Methoden gesucht, um Wert und Unwert eines Dichters, eines Künstlers kritisch festzustellen, — und doch gibt es eine so einfache, daß es die einzige sein sollte: Laßt mich sehn, was der Mann für Gestalten in sich trägt, laßt mich hören, wenn er ein Dichter, laßt mich sehn, wenn er ein Bildner ist, ob seine Gestalten wirkliche Bestandteile seines eigenen Innern sind, ob ich an sie glauben muß. Nun — diese Methode auf Björnstjerne Björnson angewandt: ein Advokat Berent, das haben wir eben gesehn, ist also in ihm, ein Mann von der Art jener, an denen Lug und Trug sich selbst zu Tode rennen, wie Mücken und Fliegen sich in die Flamme des Lichts stürzen und darin sterben müssen, und ein Mann zugleich, der, nachdem er den Lügner zum Geständnis gezwungen, sich neben ihn setzt: „Ist es denn nicht etwas Schönes, sein gutes Gewissen wieder zu erlangen . . .?"

Nun gehen wir weiter. Der Advokat Berent hat die Szene verlassen — statt seiner kommt eine Frau, die Gattin des Bankrottierers, Frau Tjälde. Und es kommt der Auftritt, das Gespräch zwischen Mann und Frau, zwischen dem Mann, der immer so klugen Kopfes und dummen Herzens, und der Frau, die immer so unklugen Kopfes und so weisheitsvollen Herzens gewesen ist. Diese Frau Tjälde, vor der, wenn sie

ihren gottverlassenen Mann zum Beten in die Kniee niederzieht, wir selbst niederknieen, weil wir uns beugen vor dem, was heilig in der Menschheit ist, dem an seiner Liebe dahinsiechenden, in seiner Liebe unzerstörbaren Weibe, die immer stumm geblieben ist, weil der schrecklich viel redende Mann ihr zu reden unmöglich machte, die das ganze Unheil hat werden, wachsen und kommen sehn, und es in sich geschlossen hat, in ihr armes, schwellendes Herz, bis daß jetzt endlich, endlich, endlich die Stunde kommt, wo dieses von Verzweiflung überfüllte Herz sich zu Worten auftut. Und diese Worte — nicht Anklage, nicht Zorn, nicht heulendes Geschrei, sondern nur tief zitternde, leise Klage, und Liebe, Nachsicht, Vergebung auch noch in diesem Augenblick! Diese Frau also, dieses milde Edelgeschöpf, hat er auch in seiner Seele besessen, dieser Björnson; auch sie, wie der unerbittliche Advokat, ist ein Bestandteil seines eigenen Innersten gewesen, sonst hätte sie nicht so überzeugend zu uns sprechen, so greifbar leibhaftig vor uns erscheinen können. Solche Strenge und solche Milde, solcher Sturm und solches sanfte Wehen, solche Kraft zum Zerschmettern und Bereitwilligkeit zum Wiederaufrichten, erbarmungsloses Gericht und weisheitsvolles Verstehn, das alles wohnt vereinigt in seiner Brust? Wahrhaftig, von mächtiger Spannweite muß diese Brust sein! Und über Frau Tjälde geht mein Blick hinaus — da begegnen mir deren Seelenschwestern: Frau Kamma Riis im „Neuen System“, Frau Inge, Halvard Gjälas Weib, in „Zwischen den Schlachten“, da begegnet mir, nicht ganz ihre Schwester, aber doch ihre Verwandte, Frau Falk in „Leonarda“ und endlich und vor allen Frau Klara Sang in „Über unsere Kraft“.

Alles reife, nicht mehr junge, vermählte Frauen. Soll damit gesagt sein, daß das jungfräuliche Weib, das Mädchen in ihm nicht wohnt? Indem ich dieses niederschreibe, ist mir, als käme ein Lachen und Hüpfen auf mich zu, wie das silberhelle Plätschern junger Ströme, die sich von schneebedeckten

Bergen stürzen; da blicken Walburg und Signe aus dem „Fallissement“ zu mir auf, diese mit dem Edelrot der Scham auf den Wangen, das ihr kindisches Gesicht zum Frauengesicht werden läßt, jene mit dem stolzen Blick in den Augen, der sich endlich in so schöner Demütigkeit auf die erfrornen Hände des verachteten Buchhalters Sannäs heftet. Da kommt aus dem „Neuen System“ das arme Kind, die holde, gequälte Karen auf mich zugewankt und endlich die süße, kleine Törin, Laura, die „Neuvermählte“, die so lange Zeit braucht, um zu besitzen, was ihr schon lange gehört, die es endlich durch ihr „volles, gutes Herz“ erlernt, das wie ein Blumenduft über ihre Lippen quillt, „jetzt wünschte ich, wir wären allein“; und das ihr im nämlichen Atemzuge den zweiten Wunsch zuflüstert: „Wenn ihr jetzt reiset, wollte ich euch bitten, Mathilde mitzunehmen“. Mathilde, die gefürchtete Freundin — als ich dies Stück kennen lernte, habe ich erfahren, was es bedeutet, wenn uns das Herz im Leibe lacht. Gestalten, alle diese, wie aus Nordlandseis modelliert, auf die die heiße Sonne der Erfahrung erst ein geraumes Weilchen niederstrahlen muß, bis daß sie warm und weich werden, die aber dann, wenn sie einmal geschmolzen sind, sich in tiefe, von duftenden Ufern umkränzte Seen verwandeln, durch deren durchsichtigen Kristall man hinunterblickt bis in das tiefe, reiche, keusche Herz. Rührend alle, dennoch in zweiter Reihe erst neben jenen anderen zu nennen, jenen gereiften, nicht mehr jungen, vermählten Frauen, in deren Schilderung, wie ich es empfinde und verstehe, dieser Björnson die große Pflicht des großen Dichters erfüllt hat, indem er Bekenntnis ablegte, Bekenntnis, wie sich in seiner Seele das Verhältnis von Mann und Weib, das Fundamentalgesetz der Menschenwelt spiegelt, indem er Antwort darauf gab, ob dieses Verhältnis für ihn eine Harmonie oder Disharmonie bedeutet. Wir leben in einer Zeit, die ihre Aufgabe darin erblickt, alte Menschheitswerte umzuwerten. Nicht allen ist die Kraft ver-

liehen, „mit dem Hammer zu philosophieren“; aber diejenigen die zu schwach dazu sind, laufen wenigstens hinterdrein; wenn sie nicht zu entwurzeln vermögen, so können sie doch benagen; wenn der alte Baum sie gar zu mächtig überragt, so können sie doch, einer dem anderen auf die Schultern gestellt, von seinen Zweigen einen und den anderen abrupfen.

Von all den großen alten Werten derjenige, der heute am schärfsten in der Bresche steht, von all den einstmals heiligen Bäumen derjenige, in dessen Zweigen heut am wütendsten gerissen und gebrochen wird, ist die Ehe. Wer zählt und nennt die lieblichen Ausdrücke, mit denen sie bedacht wird? „Die vertragsmäßig festgelegte Lebenslüge“, „das kirchlich geweihte Versprechen auf wechselseitige Heuchelei“, „die in System gebrachte Versklavung des Weibes und Vertrottelung des Mannes“. Und nun, inmitten dieser von der Parteiwut gezeichneten Karikaturen die reinen Gestalten der Björnsonschen Ehefrauen! Gegenüber diesen zeternden Angriffen dies löwenmäßige Eintreten für die gelästerte Einrichtung in seinen Stücken! Ein Eintreten, das zwischen den Zeilen gelesen werden muß, weil es sich nicht in Auseinandersetzungen über die Ehe und deren Wert, nicht didaktisch, sondern künstlerisch nur in der Darstellung ihrer Resultate äußert. Diese Frauen die neben Männern einhergehen, die ein Leben lang keine Zeit für sie gehabt haben, die von ihren Männern über die Achsel angesehn, lieblos, kaum mehr äußerlich höflich behandelt, wie ein überflüssiges Gerümpel auf die Seite geschoben werden, und die das alles mit brechendem, aber schweigendem Herzen ertragen, die trotz allem aushalten und festhalten, weil sie wissen, daß sie festhalten müssen, weil sie wissen, daß sie nicht überflüssig sind, sondern daß einmal eine Stunde kommen wird, wo dieser selbstsichere Mann nicht mehr sicher, sondern wankend sein, und sie brauchen, furchtbar brauchen wird, weil er auf der ganzen unermeßlichen Welt nichts, aber auch gar nichts mehr haben wird, als nur

sie, seine arme, übersehene, verachtete Frau. Und die nun, wenn die böse Stunde kommt, wirklich da sind, so ganz mit all dem stumm aufgespeicherten Schatz ihrer Liebe für ihn da sind, daß der elende Mann, der zum Bettler geworden, weil er alles verloren hat, was er sich selbst zu geben vermochte, plötzlich vor einem neuen, ungeahnten, ungeheueren Reichtum steht, der ihm dargebracht, ihm geschenkt wird, ohne Entgelt, ohne Verlangen nach Lohn, nur so, aus Liebe, so daß dem Manne die Augen aufgehen für alles, was er besessen, aber nicht mehr gesehn hat, für seine Kinder, die er nun wiedererkennt, für seine Familie, die er nun wieder fühlt, für sein Haus, das aus einer öffentlichen Bank wieder ein Heim geworden ist — wir leben in einer Zeit, wo aus Norwegen neben Björnstjerne Björnson noch ein anderer großer Spielmann nach Deutschland herabgestiegen ist, Henrik Ibsen. Ihm laufen die Frauen nach, wie seinerzeit die Kinder von Hameln dem Spielmann, der erst die Ratten, dann sie selbst zum Tore hinaus ins Wasser lockte. Wenn die Frauen von heutzutage, statt bloß noch Intellektwesen sein zu wollen, wirklich noch wären, wozu die Natur sie gemacht hat, Gefäße des tiefen, großen, geheimnis- und weisheitsvollen Lebensgefühls, dann würden sie nicht auf Henrik Ibsen, sondern auf Björnstjerne Björnson blicken und der Lehre lauschen, die seine Frauen ihnen verkünden.

Nie mit Augen habe ich den Mann gesehn, von dem ich hier spreche, nur aus seinen Dramen habe ich mir seine Züge gestaltet. Blicke ich in diese Züge, so erscheint mir das Bild eines „Verkünders“, eines von der eigenen, stürmischen Seele im Sturm dahingenommenen Menschen. Eine einzige Sprache gibt es, die das Wesensantlitz dieses Mannes mit einem Worte zu schildern vermag, die herrliche Sprache, die deutsche, die ihn einen „eifernden“ Mann nennen würde.

„Ja, wir lieben dieses Land“, so fängt sein Vaterlandsgesang an — „ja, wir lieben diesen Mann“, so kann man, so muß man

von Björnstjerne Björnson sagen, wenn man von ihm spricht. So muß man — denn es gibt Menschen, die man nur versteht, wenn man sie liebt. Das sind die naiven, die immer kindhaften Menschen, die Menschen, wie Björnstjerne Björnson einer ist.

Immer noch einmal muß ich zu dem Abend vor fünfunddreißig Jahren zurückkommen; noch eine Erscheinung muß ich verzeichnen, die mir an dem Abend auffiel: während für gewöhnlich im Frankfurter Theater mittelmäßig gespielt wurde, spielte man, indem man das „Fallissement" gab, gut. Tat man's wirklich oder schien es mir nur so? Möglich wäre es, daß es nur eine Täuschung war, daß man nicht besser spielte als gewöhnlich, daß aber irgendeine Macht vorhanden war, die mir Spiel und Inszenierung und alles gut erscheinen ließ. Was für eine Macht war das? Es war das Stück selbst; ich erfuhr an dem Abend, daß es Stücke gibt, die sich von selbst spielen, und daß das „Fallissement" zu ihnen gehört. Nicht alle Dramen sind von dieser Art; auch den größten Dramatikern gelingt nur zuweilen solch ein Werk, das seine Vorgänge wie im Wirbel zusammenraffend und gleichzeitig steigernd emportreibend, uns Zuschauer in seinem Wirbel mit fortreißt, bis daß wir, wie aus wachem Traum zu uns kommend, plötzlich auf dem Gipfel stehn, von dem aus wir den zurückgelegten Weg und die Lande ringsum überschauen. Nicht immer gelingt es, zumal da nicht, wo eine Seele tätig ist, die immerfort mit solchen Zyklopenlasten arbeitet wie diese Björnsonsche Seele. Da geschieht es dann manchmal, daß diese sich wider das straffe Gesetz der Dramatik aufbäumt, das Gefüge der „rundgeschlossenen" Handlung als eine Fessel empfindet, und über den zielbewußten Gang der Vorgänge hinausspringt, weil dieser Gang ihr wie ein Schneckengang erscheint, weil sie die Fülle der Gestalten, die sich in ihr drängen, den Reichtum der Gedanken, die ausgesprochen sein wollen, in dem engen Rahmen nicht ausatmen, nicht zu Wort kommen lassen kann. Wer

dürfte leugnen, daß dieses bei Björnstjerne Björnson manchmal geschehen, daß seine Seele mit seinen Stücken manchmal durchgegangen ist? — Aber es ist ein Unterschied, ob solches Abweichen vom dramatischen „Richtgang“ aus Armut geschieht, oder aus übergroßem Reichtum. Da wo letzteres, wie bei Björnson, der Fall ist, da gewinnt die dichterische Persönlichkeit, was das geschlossene Werk verliert. Da kann es sich dann ereignen, daß gerade aus diesem Überwuchern der Persönlichkeit Werke entstehen, die nach einem andern Maßstab betrachtet werden müssen als dem bühnentechnischen, weil sie keiner dramatischen Gattung angehören, sondern eine Art für sich darstellen, etwas Einziges; und solch ein Werk ist Björnstjerne Björnsons „Über unsere Kraft“. Daß dieses Werk in Deutschland so tiefen Eingang, so begeisterte Liebe gefunden hat, das hat mich auf Deutschland stolz gemacht. „Laßt mich sehn, was der Mann für Gestalten in sich trägt, und ob es Bestandteile seines eigenen Innern sind,“ so habe ich gesagt, — nun denn — wer einen „Pfarrer Adolph Sang“ in sich trägt, der muß selbst von denen sein, von denen belebender Hauch ausgeht, wie von Adolph Sang, bei dessen Eintritt Klara Sang, seine Frau, Jasmin zu atmen glaubt — „Jasmin! Das ist er — nun bin ich gleich ruhig — welch ein Glück!“ Wer ein Verhältnis wie das zwischen diesen beiden Eheleuten glaubhaft zu machen weiß, in dem muß „Mann und Weib“ das Urelement aller organischen Natur lebendig gewesen sein, als das, was es ist, als das große, ewige, nie mit dem Verstand zu ergründende, nur mit dem Gefühl, dem reinen, keuschen, zu ahnende heilige Gesetz einer heiligen Weltordnung. Ja — wenn ich gesagt habe, daß Gott den Dichter als den Propheten für die Menschen gewollt hat, so ist das Gespräch, in welchem Klara Sang zu ihrer Schwester Hanna von Adolph, ihrem Gatten, spricht und ihr den Mann beschreibt, so ist dieser Mann selbst, dieses heilige Kind, so ist dieses ganze wunderbare,

wundervolle Stück ein Beweis für meine Worte. Hier spricht ein Dichter von der Art jener, deren Haupt sich im Dunkel verbirgt, die zu Anbeginn der Zeiten Mythologien dichteten, einer, der uns dichtend das Geheimnis der Welt erraten läßt. Jasmin — hätte Björnstjerne Björnson nichts anderes geschaffen und vollbracht, als dieses eine, daß er uns den Mann, der uns glaubhaft werden soll, mit einem Schlage leibhaftig, sinnfällig greifbar gemacht hat, indem er ihn gewissermaßen umduftet sein ließ von seiner eigenen Persönlichkeit, so würde ich aus diesem einen einzigen Zuge den großen Dichter, den großen Künstler in ihm erkannt haben. — Denn das Kennzeichen eines solchen ist und bleibt der Instinkt; derjenige Mensch ist ein großer Dichter, ein großer Künstler, in dem Seele und Sinn so mächtig, so über das Maß des gewöhnlichen Menschen gesteigert ineinander gehn, daß eine Kraft daraus entsteht, von der der gewöhnliche Mensch nichts weiß — der divinatorische Instinkt. Als Michelangelo sein Bild malte, sein unsterbliches, die Erweckung Adams durch Gottvater, wußte er vom Vorhandensein der elektrischen Kraft nichts; nun betrachte man das Bild, sehe nun, wie Gott-Vaters Zeigefinger sich Adams Zeigefinger entgegenreckt, und wer fühlt und sieht und erkennt nicht mit einem Schlage, wie Michelangelo zwei Jahrhunderte, bevor er der Menschheit sichtbar wurde, den elektrischen Funken divinatorisch instinktiv in sich getragen und zur Darstellung gebracht hat? Großer, wilder Michelangelo! Großer, wilder Björnstjerne Björnson! Der du das Urgeheimnis dessen, was wir „Persönlichkeit" nennen, aus der Abgrundsnacht, in der es verborgen ruhte, heraufgeholt und den abstrakten Begriff in künstlerischem Bilde auszusprechen gewußt hast!

Was haben die Erklärer an diesem „Über unsere Kraft" nicht herum erklärt, gedeutelt, gefragt! „Was hat er mit dem Stücke sagen, was hat er damit beweisen wollen? Daß es Wunder, oder daß es keine gibt? Daß dem Menschen die

Kraft zerbrechen muß, der Wunder tun, an Wunder glaubt und glauben machen will?" Törichte Fragen, und ein verfehltes Tun! Der große Dichter will überhaupt nie etwas beweisen. Alles was er will und tut, ist dies, daß er Tatsachen erzählt, Tatsachen, die er aus seinem Innern als Gewißheiten schöpft. Die Schlußfolgerung daraus zu ziehen überläßt er uns. Die Tatsache, die Björnstjerne Björnson in diesem seinem Werke vor uns hinstellt, ist, meines Erachtens, die, daß es Menschen geben kann und gibt, die so über den Durchschnitt der Menschheit hinausragen, wie dieser Pfarrer Adolph Sang es tut, daß es Verhältnisse zwischen Menschen geben kann und gibt, die so den konventionellen Menschenverkehr überragen, wie das zwischen Adolph Sang und Klara, seiner Frau es tut. Diese Tatsache ist durch das Stück als eine unwiderlegliche Gewißheit vor unsere Augen gestellt.

Unsere Sache nun, die Schlußfolgerung daraus zu ziehn und dafür zu sorgen, daß es die richtige sei. Diese Schlußfolgerung aber, welche ist es? Es ist die, daß es ein Irrtum ist, überall da, wo uns etwas entgegentritt, was über die sogenannte „Natürlichkeit" hinausgeht, immer gleich von „Wunder" zu sprechen. Ein Irrtum, weil auf der irrigen Anschauung beruhend, als wäre diese „Natürlichkeit", die ja doch nichts anderes ist, als das Leben, das wir leben, das wir atmen, das uns umkleidet und umgibt, das leibliche und seelische, als wäre es ein erforschtes und erkanntes Ding, gewissermaßen ein abgeschlossenes Rechenexempel, innerhalb dessen alles stimmt und klappt, und außerhalb dessen es nichts Vernünftiges gibt. Diese Auffassung, aus der schließlich die schlimmste aller Weltanschauungen, die triviale hervorgeht, ist ein Irrtum, weil in Wahrheit diese „Natürlichkeit", dieses unser Sein und Leben ein Geheimnis, ein ungeheueres, unergründetes, vielleicht nie zu ergründendes ist. In unsichtbaren Tiefen ruht das Urfeuer, das unser Dasein und das Leben der Welt nährt, und wir, das

heißt die große Masse der Menschheit wandeln auf der Decke, welche dieses Urfeuer bedeckt, nach Art von Fliegen umher, die über ein Menschenhaupt wandern. Von den Gedanken, die in dem Haupte lodern, weiß die Fliege nichts, nur, daß es einen angenehm erwärmten Wandelboden für ihre Füße darstellt, dessen ist sie sich bewußt. Uns vor dieser Fliegenbeschränktheit zu bewahren, dazu sind die großen Werke der großen Dichter und Künstler da, die wie Lichtfunken aus dem unsichtbaren Urfeuer herausspringen. Darum, weil sie unser Bewußtsein im Zusammenhang erhalten mit dem Urelement alles Lebens und Seins, darum sind die großen Dichter und Künstler die Befruchter der Menschenseele, ihre Nährer und Wohltäter.

Solcher Großen sind immer nur wenige gewesen und seltene. Zu diesen Wenigen und Seltenen zähle ich den Mann, von dem ich hier spreche, diesen Norweger, diesen großen Björnstjerne Björnson, den Dichter.



Karl Frenzel
Zu seinem achtzigsten Geburtstag
• 6. Dezember 1907 •

Deutsche Rundschau.
34. Jahrgang. Heft 3.
Dezember
1907.





lte Menschen — das Alter hat zwei Gesichter, ein finsteres und ein lichtes, ein schlimmes und ein gutes. Und freilich — solch ein alter Acker, über den das Leben achtzig Jahre lang die Pflugschar geführt hat, wie kann es eigentlich anders sein, als daß die Furchen, die ihm gerissen wurden, sich nach und nach zu Höhlungen vertiefen, abgründigen, zu Spalten, auf deren dunklem Grunde, wie in Gletscherspalten, der Haß lauert, Haß gegen die Jugend, das Leben, gegen alles, was mit zielstrebendem Fuße darüber hinweggeht?

Denn das Alter weiß ja nur zu wohl, was es von der Jugend zu leiden hat! Wenn wir Ohren hätten, „das Gras wachsen zu hören", dann würden wir auch hören, wie es stirbt. Der Lebensprozeß, der sich wahrnehmbar für unsre Augen, unvernehmbar für unser Gehör vollzieht, würde uns vernehmbar werden. Das Aufbrechen des Keimes im Erdenschoße, das prickelnde Brausen im steigenden Saft, das Jauchzen und Jubilieren im Treiben der Blüte, im Schwellen der Frucht, das alles würden wir hören. Aber neben dem allen auch den andern großen, den dunklen Laut, den Generalbaß der Natur, das grollende Seufzen des sterbenden Seins, die Stimme des Welkens und Vergehens.

Es bleibt nun einmal, solange wir an die Bedingungen unsrer Mutter, der Erde, geknüpft sind, allen Friedensaposteln zum Trotze dennoch wahr das alte Wort des alten Heraklit, daß Kampf der Vater aller Dinge ist. Nur aus dem Tode von etwas Altem wird neues Leben geboren. Kein grünes Baumblatt im Frühling, ohne daß im Herbst vorher die alten Blätter vergilbend zu Boden geraschelt wären. Kein wogendes Kornfeld im Sommer, ohne daß der Acker im Herbst zuvor ein kahles Stoppelfeld geworden wäre, dem der Pflug die Eingeweide hat aufreißen müssen, damit er empfänglich für neues Leben werde.

Und nun — solch ein alter Acker, an dem die Pflugschar vorübergeht, weil sie weiß, daß es doch nichts mehr nützen würde, wenn sie ihn bestellte! Der so oft getrieben hat, daß er nicht mehr treiben kann! In den man keine Saat mehr streut, weil man weiß, daß seine Krume zu alt, zu kalt, zu steinern geworden ist, um junge Saat zum Leben zu erwärmen, der brach liegen muß, weil er nichts mehr kann, als brach liegen. Ist es zu verwundern, wenn er mit scheelen Augen auf das junge Nachbarfeld blickt, das in tausend Ähren prangt? Wenn er den Lerchen, die sich tirilierend emporschwingen, „haltet den Schnabel" zuruft? „Haltet den Schnabel, einfältige Vögel, die ihr meint, euer Gesang wäre das erste Lied am ersten Tage, während ich weiß, der ich an achtzigmal dreihundertfünfundsechzig Tagen euere Vorgänger habe singen hören, daß das Lerchenlied vor achtzig Jahren ganz ebenso erklang, wie es heute klingt?" Und endlich — der Mensch, der den ganzen tragischen Weltvorgang da draußen in sich selbst wiederholen, ihn nacherleben muß in seiner Seele, der kleinen Welt! Nicht als unbewußt elementaren Kampf, sondern mit Bewußtsein und mit all der grimmen Bitterkeit, die aus dem Bewußtsein des Leidens kommt. Der alternde Mensch, der Schritt für Schritt und Tag nach Tag sich die Würze des Lebens entschwinden sieht, die Macht, die er besessen und geübt hat, die Frau ihren Reiz, der Mann seinen Geist. Denn wie kein Blatt am Baume anderswo entsteht, als an der Stelle, wo zuvor ein älteres sich verdorrend gekrümmt hat, so kein Gedanke im Reiche der Geister, der sich nicht einem andern, der vor ihm gedacht worden war, auf die Schultern stellte. Und ob das immer sanft und glimpflich, ob es auch nur mit konventioneller Höflichkeit geschieht? Den Teufel auch! Der Stein da droben, der den Giebel krönt, was fragt er nach dem, der in der Tiefe das Fundament trägt? Und wenn nun das, was da drunten liegt, kein fühlloser Stein, sondern ein Wesen voll der Fähigkeit zum Denken, zum Fühlen,

wenn es ein Mensch ist, der das alles einmal besessen und gekonnt hat, was jetzt die da über ihm besitzen und können, der es nicht mehr ausüben kann aus dem elenden, mechanischen Grunde, weil er zu alt geworden, ist es anders möglich, als daß dieser Mensch, dieser alte, mit scheelen Augen zu dem Gebäude aufblickt, das sich prahlend „die Welt“ nennt, während er doch weiß, daß „die Welt“ in das Haus gehört, in dem er einmal jung war? Anders möglich, als daß er sich mit finsterer Verbissenheit in die Erinnerung vergräbt, weil nur in seiner Erinnerung die wahre, die echte Welt lebt, während diese neue, diese junge ihm falsch und schlecht und unecht ist? Wer sieht und fühlt die unbewußte Geringschätzung, mit der Jugend auf Alter blickt, wer hört und versteht das verhaltene Gähnen, mit dem Jugend den Erzählungen des Alters lauscht, und wundert sich, wenn das Alter die Geringschätzung der Jugend mit Ingrimm, ihr Gelangweiltsein mit Verachtung vergilt? wenn es die Jugend befeindet, verlästert und haßt? Nein, ihr Friedensapostel, bevor ihr dem Menschen euer „Waffen nieder“ aufzwingen wollt, ändert die Grundbedingungen der kämpfenden Natur, denen der der Natur unterworfene Mensch unterworfen ist!

Aber indem ich dieses schreibe, stockt mir die Hand; ein großes Auge sieht auf mich herab, das Auge der Menschheit: „Ist es nur der Mechanismus, und die unbewußt elementare Natur, die mir gebietet? der ich gehorche? Weißt du von der Gott-geborenen Seele im Menschen nichts, die ihn widerstandsfähig macht gegen Fleisch und Blut, die sein Auge zur Erkenntnis öffnet, daß es hinwegzuschauen lernt über Eintag und Augenblick in den weisheitsvollen Zusammenhang der ewigen Dinge, wo sich das versöhnt, was dem Eintag und Augenblick unversöhnlich erschien? wo Werden und Vergehen zu der großen Harmonie zusammentönen, aus der das geheimnisvolle Wort „Leben“ erst herausklingt? Und indem ich dieses höre, kommt

mir eine Ahnung, daß das Alter des Menschen doch vielleicht etwas andres sein möchte als nur die Schlacke am feurigen Leibe der Menschheit, als nur der Neidblick der Unkraft, der sich an die strotzenden Glieder der Kraft hängt und ihr die Freudigkeit aus dem Herzen saugt; eine Ahnung, daß im Gegensatz zu diesem allen der alte Mensch etwas Köstliches für den jungen bedeuten möchte, eine Vorratskammer, aus welcher dieser Stab und Werkzeug holen kann, wenn er nicht weiter weiß, ein klar geläuterter Wein, an welchem sich dieser Erquickung trinken kann, wenn der heiße Weg ihm gar zu heiß macht. Er kann es sein, der alte Mensch — nicht daß er es immer wäre. Bedingung steht voran, daß in dem alten Leibe die Seele jung und wach geblieben und nicht verkümmert sei unter dem vielen Bitteren, das ein langes Leben über den Menschen ausgießt. Bedingung, daß diese seine Seele nicht auf der dürren Halde des Egoismus nur zur Weide gegangen sei, sondern sich genährt habe von den großen Dingen, die die dumpfe Sehnsucht aller und die Nahrung der erlesenen Geister sind. Da aber, wo diese Bedingungen sich erfüllen, geschieht dann etwas Schönes: da verwandelt sich der geringschätzige Ausdruck im Auge der Jugend in den warmen Blick der suchenden Liebe, da ist kein verhaltenes Gähnen mehr, wenn der Alte spricht, sondern andächtiges Lauschen; und wenn ein neuer Jahresring sich um den alten Stamm zusammenschließt, da kommen sie alsdann, die Jungen, Starken, die Lebendigen, und „wir haben dich noch", rufen sie ihm zu, „und wollen dich behalten, weil wir einen brauchen, der nicht im Tale drunten steht, wo die Parteien, wo wir stehen, sondern darüber, auf überschauender Warte, die Kenntnisse und Erfahrungen unter ihm gebaut haben, der uns Rat erteilen kann von seiner Weisheit herab, Belehrung, Tadel und Preis. Und ein solcher, den wir brauchen lieber Alter, der bist du!"

Dieser Ruf geht heute durch Deutschland. Ein Baum

steht unter uns, um den ein neuer Jahresring sich schließt, Karl Frenzel, unser lieber Alter, der am 6. Dezember achtzig Jahre alt wird.

Vor zehn Jahren, zu seinem siebzigsten Geburtstage, habe ich ihn begrüßt. In den zehn Jahren seitdem bin ich ihm nicht ferner gerückt, sondern näher. Ich habe verfolgt, was er in der Zeit geschrieben hat, ich habe ihn kennen gelernt in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Berliner Zweigniederlassung der großen Wohltätigkeitsanstalt, der Schiller-Stiftung, ich bin mit ihm in Vereinigungen zusammengekommen, zu denen nur seine vertrautesten Freunde Zutritt fanden. Ich kann über ihn aussagen als Zeuge. Das was ich zu sagen habe, ist dies: das Erdreich in diesem Acker ist nicht versteint, die Seele in diesem Leibe nicht müde, das Herz in diesem Manne nicht bitter geworden.

Und doch sind bittere Dinge in dieser Zeit über ihn hingegangen.

Wir haben uns gewöhnt, wir Menschen, vielleicht um uns eine Art von Scheuklappen vor den Lebensbeschwerden zu schaffen, gewisse böse Dinge mit sanfteren Bezeichnungen zu nennen: der Wundarzt spricht von „Beseitigung eines Gliedes", der Zahnarzt, daß er einen Zahn „entfernen" will, wenn er uns nachher den Leib zerschneidet und den Kiefer bricht. So sprechen wir davon, daß „im Alter sich das Leben allmählich vom Menschen ablöst". Was bedeutet das, in die Sprache der Wahrheit übersetzt? Verlust bedeutet es, Schmerzen bis ins Mark. Es besagt, daß gute Gefährten und Kameraden, die mit uns waren, plötzlich nicht mehr an unsrer Seite sind, daß Tätigkeiten, die wie ein pünktliches Uhrwerk neben uns hergegangen sind, die Räder still stehen lassen, so daß wir ihr belebendes Surren nicht mehr hören; daß Gewohnheiten, die uns treu gewesen sind, wie ein warmer Hausrock, uns mit einem „ich mag nicht mehr" verlassen. Und zwei Verluste solcher

Art, zwei schwere, hat der alte Mann in dieser Zeit zu verzeichnen gehabt: Am 20. Juni 1903 ist Berta Frenzel von ihm gegangen, um zu sterben, die ihm mehr als vierzig Jahre eine gute Ehefrau gewesen war. Im Jahre 1905 hat Frenzel die Tätigkeit von sich gelegt, deren er Jahrzehnte und Jahrzehnte lang gewaltet, die ihn zu einem Führer im Geistesleben Deutschlands gemacht hatte: die Feuilletonredaktion der „National-Zeitung".

Berta Frenzel — ich habe sie erst kennen gelernt, als sie keine junge Frau mehr war, als von der „madonnenhaften Schönheit", dem goldschimmernden aschblonden Haar, den blauen Augen, die ihr von denen nachgesagt werden, die sie in ihrer Jugend gekannt haben, nur die blauen Augen noch geblieben waren. Aber auch damals noch, als diese Augen sich zum ersten Male auf mich richteten, war etwas Strahlendes, Beherrschendes darin, der Ausdruck einer Natur, die mit dem Leben fertig zu werden verstand; wenn ich sie mit einem Worte charakterisieren soll, es waren tapfere Augen. Und das erklärt sich, denn die Frau war die Tochter eines tapferen Mannes, des alten Invaliden-Hauptmanns Schmack.

Seltsam, wie das Leben zusammenführt — lange, lange bevor ich auch nur ahnte, daß es eine Berta Schmack in der Welt gab, und daß aus dieser nachher Berta Frenzel geworden, habe ich ihren Vater gekannt, der im Berliner Kadettenhause, zur Zeit, als ich dort Kadett war, den Unterricht im militärischen Planzeichnen erteilte. Alle meine Lehrer sind mir in der Erinnerung geblieben, kaum einer so lebendig wie der alte Schmack. Und wer hätte sie auch vergessen können, die beinah abenteuerliche Erscheinung? Die lange, hagere, eigentlich klapperdürre Gestalt im verschlissenen blauen Uniformrock, die, wenn sie sich bewegte, die Gliedmaßen so schlenkernd warf, daß sie an eine wandernde Windmühle erinnerte. Auf dem hageren Leibe ein Kopf, den halblanges eisgraues Haar umhing, beinah wie ein

alter Künstlerkopf anzuschauen — von dieser in ihm verborgenen künstlerischen Ader hat jedenfalls die Tochter geerbt, die sich unter der Leitung des Landschafters Eschke zu einer nicht unbedeutenden Malerin entwickelt hatte, als sie Karl Frenzel heiratete —, und aus dem knochigen Gesicht sprang eine gewaltige Nase hervor. Bedeckt — richtiger gesagt überdacht war dieses alles, Gestalt, Kopf und Gesicht, von einer Mütze, die noch an die militärische Tracht aus der Zeit Friedrich Wilhelms III. erinnerte: der Schirm hing bis auf die Nase herunter, und der Teller war von riesigem Umfang. Diese Mütze war ein Gaudium für uns Kadetten, und nicht die Mütze allein, ein Gaudium war uns der ganze alte Schmack. Unsre Leistungen im Planzeichnen befriedigten ihn nur sehr mäßig, und er gab uns das mit unzweideutiger Deutlichkeit zu verstehen. Er war sackgrob. Aber seine Grobheit war polternd, nie bösartig; sie hat niemals weh getan, im Gegenteil, wir freuten uns an ihr. Freuten uns und buchten mit Entzücken die drastische Erklärungsart, mit der er uns die Theorie des Bergstrichzeichnens klarzumachen versuchte: der Bergstrich deutet bekanntlich die größere oder geringere Steilheit des Abhangs durch stärkere oder schwächere Schattierung, durch größere oder geringere Länge an. Der Gedanke, der dabei zugrunde liegt, ist, daß er den Lauf des Wassers versinnbildlicht, das von der Höhe zur Tiefe fließt. Darum ist die wesentliche Bedingung, daß die Bergstriche senkrecht auf den Horizontalen stehen, die das Profil des Berges bezeichnen. In grimmigen Zorn nun geriet der alte Schmack, wenn er bei der Ausführung unsrer Kunstwerke die Bergstriche nicht gehörig senkrecht gezeichnet sah: „Ihr Botokuden! Werdet ihr es euch denn niemals merken? Wenn ein Hund gegen den Stein oder die Hausecke p . . ., wie läuft das Wasser? bergauf? oder nach der Seite? Herunter läuft es! senkrecht herunter.“ Das war ein unsterbliches Wort für uns geworden, und unsterblich auch unser Vergnügen.

Aber so sehr wir über ihn lachten, den alten Schmack, eins war an ihm, worüber wir nicht lachten: das war das eiserne Kreuz, das ihm am schwarz-weißen Bande aus dem Knopfloche hing. Im Freiheitskriege hatte er sich das geholt, mit Einsatz seiner Knochen; das wußten wir; und wußten, daß er im Felde wegen Tapferkeit vom Unteroffizier zum Offizier gemacht worden war; und daß so etwas in der preußischen Armee etwas ganz Seltenes, Außerordentliches bedeutet, das wußten wir auch.

Die Tochter dieses Mannes also war Berta Schmack-Frenzel, die zur Zeit, als ich ihr näher trat, nicht mehr jung, die einstmals aber jung und schön gewesen war, und die sich mit Karl Frenzel kennen gelernt hatte am 10. November 1859 an Friedrich Schillers hundertjährigem Geburtstag. In seiner Bankettrede zum siebzigsten Geburtstage Frenzels hat Julius Rodenberg in reizvoller Weise die Gesellschaft geschildert, die sich nach der Grundsteinlegung von Schillers Denkmal in Berlin zu einem Festmahl in der Französischen Straße zusammengefunden hatte, und hat beschrieben, wie die beiden jungen Menschen sich bei der Gelegenheit zum erstenmal gesehen haben, um sich nicht wieder zu verlieren. Von symbolischer Bedeutung ist es mir immer erschienen, daß der Bund der beiden sich an dem Tage geknüpft hat, der dem Andenken an den Großen geweiht war, der dem deutschen Volke seine große Heilslehre, die Lehre vom Idealismus verkündet hat. Denn ein ideales Zusammenkommen war es, als der mit Glücksgütern nicht gesegnete junge Journalist, der die mager besoldete Stellung eines Gymnasiallehrers soeben mit der auch nicht glänzend dotierten Tätigkeit als Redakteur an Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ vertauscht hatte, sich die Tochter des bitter-armen alten Invaliden-Hauptmannes holte, und ein ideales Zusammensein war es, das diese beiden in mehr als vierzigjähriger Ehe gelebt haben, in einer Ehe, in der sie nicht nach Geld und äußeren

Ehren ausblickten, nicht nach Gunstbezeugungen irgendeines Mächtigen fahndeten, sondern in der sie, zwei wahrhaft freie Menschen, sich selber Haus- und Lebensgesetz schrieben, sich einzig beugend vor dem, was sie als das Heilige erkannt hatten, dem wahrhaft Guten, Schönen, dem wahrhaft Wahren.

Seit dem 20. Juni 1903 ist es still geworden in den traulichen Räumen an der Dessauer Straße. Von zweien ist nur einer noch da, ein alter, nicht veralteter, ein einsamer, nicht vereinsamter Mann. Er hat Gesellschaft, wird immer Gesellschaft haben: die großen Angelegenheiten der Welt, mit denen er sein Leben lang verkehrt hat, sind heute noch bei ihm und um ihn her. Wie er es früher getan hat, sieht er ihnen heute noch ins Gesicht, musternd läßt er sie an sich vorüberziehen. Wenn ihre Gesichter leidenschaftlich sind, das seine bleibt leidenschaftslos; wenn sie verworren sind, sein Auge ist klar. Dinge der äußeren und inneren Politik, der Kultur, der Literatur, insbesondere der dramatischen, der sein Herz heute noch gehört, wie vor fünfzig Jahren. Damals, als ich hörte, daß er das Feuilleton der „National-Zeitung" niedergelegt habe, überlief mich ein Schreck. Die Erfahrung kam mir in Erinnerung, die ich so manches Mal an Beamten, an Männern gemacht habe, die an eine bestimmte, fest geordnete Tätigkeit gebunden gewesen waren: Aufrecht und ausdauernd, solange sie, wenn auch bejahrt, dem Amte und dem Berufe angehörten, klappten sie zusammen, sobald sie dessen ledig wurden. Der Mechanismus der Gewohnheit hatte für sie aufgehört, die mächtige Stütze des Menschen. Der alte Beamte, den die Uhr zur festgesetzten Stunde täglich ins Bureau ruft, empfindet es ja wie eine Pflichtversäumnis, ausspannen zu sollen und zu sterben. Dazu hat er erst Zeit, wenn sich die Akten für ihn schließen. Und wie der Beamte, so der Redakteur. Nicht ohne Besorgnis gab ich darum acht, was und wie es nun mit dem alten Redakteur werden würde, der nicht mehr zur Redaktion ging —

meine Besorgnis war ohne Grund. Die „National-Zeitung“ ist ihrem lieben Alten treu geblieben, und er seiner Zeitung. Treue — von allen Eigenschaften der Deutschen die edelste, von allen Gewalten die unsichtbarste und zugleich mächtigste.

Der treibende Wasserstoß ist sie im ruhigen Strom, den man eigentlich nicht sieht, und dem auf die Dauer nichts widersteht, die in Tatkraft sich umsetzende Sonnenwärme des Herzens, aus der die Wirkungen stammen, die das Staunen der fremden Nationen wecken, wenn sie nicht begreifen, wo die Erfolge Deutschlands herkommen. Festhalten können an einem Gedanken, einem Gefühl, einem im Herzen gehegten ersehnten Ziel durch Jahre, Jahrhunderte, durch Tag und Nacht und Freude und Leid: das ist Glaubenskraft, ist Religion, und darum ist das deutsche Volk das tragende Volk der Religion. Ein in diesem Sinne religiöser, von seiner Überzeugung nicht abirrender, in seinen Gefühlen nicht erkaltender, seinen Freunden anhänglicher treuer deutscher Mann, das ist der Mann, von dem ich hier spreche. Wer die „National-Zeitung“ in den Jahren gelesen hat, als Karl Frenzel ihr Feuilleton leitete, der weiß, daß ich nicht übertreibe, wenn ich sage, daß sie die Stätte war, wo alles sich begegnete, was Reife und Erlesenheit im deutschen Geistesleben hieß. Kaum ein Name von literarischer Bedeutung, der nicht in ihren Spalten zu großen Fragen das Wort ergriffen hätte, und wenn man diese Worte gelesen hatte, wußte man, daß man nicht eine Partei hatte sprechen hören, sondern die Sache selbst. Der erlauchte Kreis hat sich gelichtet; von den einstigen Mitarbeitern Frenzels sind kaum einige noch vorhanden. Aber die geistige Tradition dieses Kreises, die Angelegenheiten der Welt nicht durch das Brillenglas einer Richtung und Partei, sondern sie so anzusehen, wie sie sich ausnehmen, wenn man, über Richtung und Partei stehend, mit den Dingen selbst verkehrt, ist in ihm, dem Überlebenden, lebendig geblieben. Wer die „National-Zeitung“

seit dem Tage, da Karl Frenzel das Feuilleton niederlegte, weiter und in ihr seine Aufsätze gelesen hat, wird mir recht geben. Was mich betrifft, so ist mir diese Wahrnehmung nie lebendiger zum Bewußtsein gekommen als in diesem letzten Sommer, als ich in der Nummer vom 7. Juli 1907 seinen Aufsatz über den Peters-Prozeß in München und in der vom 14. desselben Monats seinen Artikel „Vatikan und Wissenschaft" kennen lernte. Wieviel habe ich zur Zeit des genannten Prozesses über den Mann und seine Sache gelesen, und alles, was ich las, war nur „für" oder „wider" Karl Peters. Der einzige, der wirklich über dem „Für" und „Wider" stand, der erkannte, daß es sich hier um ganz etwas andres als um den Streit über eine Persönlichkeit, daß es sich um einen elementaren Vorgang, um den Zusammenstoß zweier entgegengesetzter Pole in der Menschennatur handelte, war Karl Frenzel. Er, und soweit ich weiß, er allein, hat es ausgesprochen, daß der Name Karl Peters nicht eine Individualität nur, sondern einen Typus deckt, einen Menschentypus, der in der Eroberungsgeschichte der Menschheit unter anderm Gesicht schon oftmals dagewesen ist und wiederkehren wird, „solange es Rassen gibt, die zum Herrschen, und solche, die zum Dienen geboren sind". Der Mann, der diese mannhaften, durch keinen sentimentalen Seitenblick verschiefften Worte niederschrieb, stand, als er es tat, mitten in seinem achtzigsten Lebensjahre. Und in demselben Alter stand derselbe Mann, der acht Tage später in seinem Artikel „Vatikan und Wissenschaft" mit Glut und Mut und Siegeszuversicht der Jugend gegen „die geistige Knechtung des deutschen Katholizismus durch das Papsttum" in die Schranken trat. „Seit dem Beginn der Gegenreformation im letzten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts steckt der römische Pfahl im Leibe Deutschlands. Alle Anstrengungen der Aufklärung und der Kultur, die allmähliche Verschmelzung der verschiedenen Stämme zu einer einheitlichen Nation sind nicht imstande gewesen, ihn zu

entfernen; wenn jetzt der Vatikan selbst durch seine Maßregeln gegen die deutsche katholische Wissenschaft die Axt an ihn legt, geht uns die Hoffnung seines Falles auf. Immer mehr deutschen Katholiken muß es einleuchten, daß es für sie, auch wenn sie sich noch so löblich unterworfen haben, keinen Platz im Schatten des Vatikans gibt, und daß ihre Wissenschaft dort heute und in alle Zukunft hinein, wie zu den Tagen Reuchlins und des Erasmus, als Ketzerei gelten wird. Sie wollen keine Protestanten sein, aber dem päpstlichen Bannfluch verfallen sie doch." — Wer Worte zu schreiben vermag, wie Karl Frenzel sie zum Peters-Prozeß geschrieben hat, den nenne ich einen nur seiner Überzeugung gehorsamenden, einen innerlich, d. h. einen wahrhaft freien Mann. Wessen Seele sich in Worten ausspricht, wie die soeben aus seinem Vatikan-Artikel angeführten es sind, in dessen Seele ist Deutschland mit all seinen besten Elementen, mit seiner Auflehnung gegen Geistesunterdrückung, seinem Glauben an den endlichen Sieg des Lichts lebendig, der ist lebendig mit den Lebendigen, jung mit dem jungen Geschlecht. Und weil wir uns in einer Zeit befinden, in der wir solcher innerlich freien, innerlich lichten Männer mehr vielleicht bedürfen denn je, darum ist es keine willkürliche Voreingenommenheit, keine Verstiegenheit persönlichen Gefühls, sondern die aus den Tatsachen entquellende Wahrheit, wenn ich sage und ausspreche, daß heute am achtzigsten Geburtstage dieses Mannes alles, was jung und stark und gesund ist in Deutschland, die Hand nach ihm ausstreckt und „bleibe bei uns" ihm zuruft, „bleibe bei uns, du lieber mutiger alter Karl Frenzel, denn wir brauchen dich noch lange! Noch lange!" —

Weimar, im Oktober 1907.

Alt-Berlin

Berliner Lokal-Anzeiger 1908. Nr. 200.
Sonntag den
19. April.





lt-Berlin und altes Berlin[1]) — dazwischen ist ein Unterschied. Gibt es überhaupt ein altes Berlin? Ich meine, solch einen alten, granitenen Kern, dem man ansieht, daß die übrige Stadt langsam, Glied für Glied, Ring um Ring daraus heraus-, darum herumgewachsen ist? Ich kenne keinen. Höchstens die alte Marienkirche mit ihrer einstigen Umgebung — durch die jetzigen Umbauten ist auch das alles charakterlos modernisiert — und die an der Spree gelegenen alten Teile des königlichen Schlosses. Die Wurzeln Berlins strecken sich eben nur in die Jahrhunderte, nicht in die Jahrtausende, wie die von anderen Großstädten. Aber ein Alt-Berlin, ja, das ist vorhanden. Eine Stadt von Gebäuden, die, wenn auch nicht sehr alt, so doch älter als wir, sich über uns Heutigen emporrecken, wie die Köpfe von Leuten,

---

[1]) Die Redaktion des Berliner Lokal-Anzeigers leitete unter der Überschrift „Zur Neuentdeckung des alten Berlin" diesen Aufsatz mit folgenden Worten ein: „Rastlos ist die neue Zeit über das alte Berlin hinweggeschritten. Aus der kleinbürgerlichen Beamten- und Garnisonstadt ist die strahlende Metropole geworden. Aber wie immer der Glanz des gewaltigen Gemeinwesens leuchten mag — mit stiller Wehmut denken wir der heimlichen Winkel und Gassen Alt-Berlins, die heute schon zum großen Teil der Spitzhacke zum Opfer gefallen sind. Was aber noch geblieben ist von dem Berlin unserer Vorfahren, das haben wir festzuhalten getrachtet, indem wir die ersten und besten Kenner des verschwindenden Berlins gebeten haben, uns die heimlichen Plätze mit ihren architektonischen und landschaftlichen Schönheiten, mit ihren persönlichen und geschichtlichen Erinnerungen zu schildern. Es liegen uns wertvolle Beiträge vor von Reinhold Begas, Geh. Rat E. Friedel, dem Königl. Tiergartendirektor Freudemann, Friedrich Haase, Prof. Johannes Böse, Stadtbaurat Hoffmann, Otto Sommerstorff und Prof. Georg Voß, die wir in zwangloser Folge veröffentlichen werden. Heute geben wir unserem vaterländischen Dichter Ernst von Wildenbruch als dem ersten das Wort."

die sich über Dinge unterhalten, die sie noch mit eigenen Augen gesehen, am eigenen Leibe erlebt haben, während wir Heutigen nur vom Hörensagen noch etwas davon wissen und aus Büchern.

Dieses Alt-Berlin, das ist die Gegend, die man überblickt, wenn man vom Friedrichsdenkmal hinübersieht nach dem Schloß, und wenn man die Gedanken nach rechts und nach links weitergehen läßt bis an den Gensdarmenmarkt, jetzt Schillerplatz, zur Rechten und bis an die Ebertbrücke zur Linken. Das ist das Berlin der preußischen Geschichte, des Großen Kurfürsten, seines Sohnes, des ersten Königs, Friedrichs des Großen und unseres alten Kaisers Wilhelm. Die Gegend, die jetzt so vergnügt dreinschaut, weil ihr Herzstück ihr erhalten geblieben ist, das eine Zeitlang so gefährdet war, das Opernhaus. Neulich bin ich wieder einmal darin gewesen. Als ich an meinen Platz kam, war es mir, als wenn der schöne, liebe Raum mir zunickte: „Du hast auch für mich gesprochen[1]) und manche Unannehmlichkeit dafür einstecken müssen. Aber tut nichts — du warst mir auch Dank schuldig. Erinnerst du dich? Bald zwanzig Jahre sind es nun her — wie ich damals deine Quitzows in meine Arme genommen habe, in meine purpurwarmen. — In einer Loge saßest du mit deiner Frau, erinnerst du dich? Und mit euch saßen eure Freunde, der große Chirurg von Bergmann und seine Frau, und außerdem noch ein Offizier, der von Quitzow hieß. Nach dem zweiten Akt wurde dir schwül, denn du glaubtest, das Stück fiele durch. Nachher kam es anders. Entsinnst du dich?“ Ja, du altes, liebes Haus, ich entsinne mich.

In diesem Alt-Berlin weiß ich leidlich Bescheid. Das Verdienst ist nicht groß, denn der Bezirk ist nicht groß. Trotzdem — ob alle Berliner, wenn sie nach gewissen Straßen und

---

[1]) Vgl. oben den Aufsatz „Vandalen“.

Punkten in dem engen Bezirk gefragt würden, ohne weiteres Auskunft zu geben imstande wären? — Es gibt Straßen in diesem Alt-Berlin, die eigentlich nie genannt werden, in denen man, wenn man hindurchgeht, beinahe vergißt, daß man in Berlin ist; stille, verborgene Winkel mitten im Weltgerassel der Millionenstadt.

Manchmal, wenn ich in einer Droschke, von den Linden kommend, zwischen Kronprinzen-Palais und Kommandantur um die Ecke bog, um zum Werderschen Markt zu gelangen, habe ich bemerkt, wie die Fußgänger, die das Vorüberfahren der Droschke abwarten mußten, schier erstaunt nach dem Schilde der Straße aufblickten, in die ich einbog. „Niederlagstraße — wer geht denn da entlang? Wer kennt denn die?"

Ich freilich kenne sie von früher her sehr gut, ich und noch manche andere, z. B. mein alter Freund Richard Kahle, der einstige Hofschauspieler, und alle, die mit ihm und mir vorzeiten das Französische Gymnasium besucht haben. Denn hinter der noch heut vorhandenen alten, altmodischen, simplen Hoftür, die sich unmittelbar neben der Gartenmauer des Kronprinzlichen Palais in der Häuserflucht öffnet, lag damals das, was jetzt so stolz am Reichstagsufer emporstrebt, das Französische Gymnasium.

Ob es sehr erfreuliche Erinnerungen sind, die mich bewegen, wenn ich an der alten, altmodischen Hoftüre vorübergehe? Meistens muß ich an den alten Geßner denken, unseren Lehrer im Griechischen und Deutschen, der nun schon lange da drunten auf der Asphodill-Wiese wandelt, und an seine Ratlosigkeit, wenn er meine deutschen Aufsätze korrigierte. An Marggraf denk' ich, den gefürchteten Ordinarius von Ober-Tertia, den alten Chambau, mit dessen Sohn ich befreundet war und der an der Ecke der Dorotheen- und Neustädtischen Kirchstraße in der „Maison d'Orange" wohnte. Fournier kommt mir wieder, unser Religionslehrer, dessen später durch eine Ohrfeige so be-

kannt gewordene Hand wir schon damals kennen zu lernen Gelegenheit hatten: Mein Nebenmann sollte ein geistliches Lied hersagen, der Hintermann sagte vor, und dem Hintermann wieder dessen Hintermann. Plötzlich stand Fourniers mächtige Gestalt neben dem Hintermann:

„Souffleur soufflé, qui mérite des soufflets" — und — quatsch — kam die Ohrfeige herunter. Alle kommen sie mir wieder, die Lehrer, die Schulgenossen, die Gesichter, die ich einstmals sah. O Leben des Menschen, nebelnder Ozean, in dem die Erinnerung wallt — wenn wir immer die Kraft besäßen, das Vergangene in uns lebendig zu erhalten, wieviel reicher würden wir sein! Aber daß wir immer nur mit halber Seelenkraft leben, das ist unser Elend. Ein Nachmittag kehrt mir wieder, ein Winternachmittag, ein grauer, halb schon finsterer, als wir um 4 Uhr aus dem Unterricht kamen, der des 27. Januar 1859: Als ich an den Ausgang der Niederlagstraße kam, war der ganze Platz vor dem Palais des Kronprinzen schwarz von wimmelnden Menschen.

„Was ist denn los?"

„Unser Kronprinz hat 'nen Jungen bekommen, den ersten!"

Und nun gings „hurra, hurra!" hinauf, bis daß sich oben eine Tür öffnete und einer auf den Balkon hinaustrat und nickte und grüßte und lächelte, wie ich nur einen Menschen, solange ich lebe, habe lächeln sehen, der, welcher damals „unser Kronprinz", später „unser Fritz" hieß. Und daß da etwas geboren war, was später einmal ein Kaiser, unser Deutscher Kaiser Wilhelm II. sein würde — ob das an dem kalten, beinah schon finstern Januar-Nachmittag 1859 jemand gedacht hat? —

Aber von der Niederlagstraße hatte ich ja eigentlich gar nicht sprechen wollen, sondern von ganz einer anderen. Darum nehmen wir jetzt die Beine unter den Arm und wandern über den Zeughausplatz auf die andere Seite hinüber, am Zeughaus entlang. Hier müssen wir aber schon wieder haltmachen, schon

wieder ist etwas, das mir gefällt und das ich liebe: die alten bronzenen Pfähle rings um das Zeughaus und zwischen den Pfählen die alten eisernen Ketten. Gott im Himmel, wie sie ausgeschliffen sind, die Kettenglieder! Wovon denn nur? Nun, davon — weil seit sechzig Jahren und solange ich überhaupt denken kann, die Berliner Jungen und Mädchen auf den Ketten sitzen und sich schaukeln, sich schaukeln. Die blassen, mageren, ach, manchmal so verhungerten kleinen Gesichter, wie sie leuchten vor Vergnügen! Hinter ihnen, wie ein Berg aufsteigend, das herrliche, alte Gebäude! Ist's nicht, als wenn ein Schmunzeln über seine Wände hinginge: „Seid fröhlich, ihr Kleinen, ihr Kinder meines lieben Berlin! So viel Ernsthaftes, Mächtiges, Furchtbares habe ich da drinnen zu bewahren, an euerem Anblick will ich mich erholen, an euerem Anblick erfahren, wie die schwersten Dinge der Erde, eherne Pfähle, eiserne Ketten, sich in Anmut verwandeln, wenn die Phantasie der Menschen darüber herkommt, in Gestalt eines spielenden Kindes."

Nun am Kupfergraben gehen wir weiter.

„Am Kupfergraben" — wie mir der Name gefällt! Wieviel besser als diese erfindungslosen, modernen Straßenbezeichnungen mit ihren aus der Landkarte hergeholten Städtenamen, die so gar nichts, gar nichts sagen! Und indem wir weitergehen, summen mir aus meiner Kinderzeit die Verse durch den Kopf, die man mir als Text für das Retraite-Signal nannte:

„Soldaten stehn am Kupfergraben,
Wollen Traktamente haben.
Geduld. Geduld. Geduld."

Jawohl, nur etwas Geduld noch, gleich sind wir da, wohin ich führen wollte. Hinter dem Gießhause sind wir schon vorbei. Links öffnet sich die Dorotheenstraße, aus der die Bäume des Kastanienwäldchens herüberwinken. Dann zur

Linken wieder ein Haus, ganz für sich stehend, ein altes, schönes, außergewöhnlich schönes Bürgerhaus, beinah wie ein bürgerlicher Palast anzusehen. Dem Professor Magnus hat es gehört, und jetzt nach seinem Tode befindet es sich, soviel ich weiß, noch im Besitz seiner Familie. Den Professor habe ich nicht gekannt, wohl aber seinen Bruder, den Maler Magnus, der seinerzeit die ganze Berliner Generation der dreißiger und vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in trefflichen Porträten auf seiner Leinwand verewigt hat. Ein Bild meiner Mutter ist darunter, und um dieses Bildes willen habe ich den Maler Magnus geliebt. Den Professor, wie gesagt, habe ich nicht gekannt; seine Familie kenne ich ebensowenig. Aber ohne sie zu kennen, schätze ich sie hoch. Warum? Weil sie das alte, schöne Haus ganz so gelassen haben, wie es war, so unverändert in seinem prunklosen, bürgerlichen Stolz, so recht ein Schmuckstück von Alt-Berlin. Ein Garten ist dahinter, ein ganz großer. Niemals bin ich darin gewesen, nur die Gartenmauer habe ich von außen gesehen; und wenn ich die grünen Baumwipfel drüben nicken sah, war mir das genug. Und an dieser Gartenmauer, um die Ecke des Magnusschen Hauses links herumbiegend, gehen wir nun entlang, und plötzlich verstummt und verhallt hinter uns der Lärm, alles wird still. Wir sind in der Straße, zu der ich führen wollte, in der Bauhofstraße.

Nun aber gerate ich in Verlegenheit. Denn nun, nachdem ich so die Aufmerksamkeit geweckt habe, erwartet man jedenfalls, daß ich von etwas ganz Besonderem berichten werde, das diese Bauhofstraße enthält, irgendeiner Merkwürdigkeit, einem hervorragenden Gebäude. Und von dem allen habe ich gar nichts zu sagen. Alles, was sich unserem Auge bietet, ist eine alte, ganz einfache, schmale Straße — Gasse müßte man richtiger sagen — die in sanfter Krümmung vom Kupfergraben zu dem Platze führt, wo die große Büste des Philosophen Hegel steht,

der nach diesem der Hegelplatz heißt. Schmucklose, altmodisch-niedrige Häuser zur Rechten, eine lange, lange, beinahe die ganze Straße entlang ziehende Gartenmauer zur Linken, das ist alles.

„Das ist alles? Und um das zu sehen, dazu führen Sie uns den weiten Weg?"

Ja, aber meine Herrschaften, die Stille, die tiefe, weltabgeschiedene Stille, mitten in Berlin, während von dort drüben, jenseits der Spree, wie das Ächzen einer ungeheueren Maschine, das Getöse des Berliner Geschäftslebens herübermurrt, ist das nichts? Ist das nicht beinah wie ein Stück Märchen in der Wirklichkeit? Und dort auf der Seite, zu Ihrer Linken, die Gartenmauer, mit dem großen, alten Einfahrtstor! Daß man inmitten von Berlin, im versteinerten Kern der Stadt, aus den Fenstern seiner Wohnung grüne Baumwipfel über einer Gartenmauer nicken sehen, sich hinter der Mauer ein grünes Garten-Paradies träumen kann, ist das nichts? Die ganze alte Gasse, ist sie nicht malerisch? Fragen Sie nur Albert Hertel, meinen Freund, den Maler, ob sie ihm malerisch erschienen ist, die alte Bauhofstraße damals, als er sie für Gottfried aquarellierte.

„Aber nun bitte — nun bitte — etwas Ordnung in Ihren Bericht — Albert Hertel hat die Bauhofstraße gemalt, die Berliner Bauhofstraße? Für wen? Für Gottfried Keller? Für den Schweizer? Was hat denn das alles für einen vernünftigen Zusammenhang?"

Ja, sehn Sie, meine Herrschaften, wahrscheinlich hat die lange Wanderung mir den Kopf etwas heiß gemacht. Also daß Gottfried Keller, der Schweizer und große deutsche Dichter, einstmals vor Jahren, als er noch der junge Keller, der „grüne Heinrich" war, in Berlin studiert hat, das wissen Sie ja wohl? Und daß er hier, der alten Gartenmauer gegenüber, in der Bauhofstraße gewohnt hat, wußten Sie das auch? Wenn nicht, so erfahren Sie es jetzt. Gern ist er in Berlin gewesen, mit

Liebe hat er daran gedacht, das hat er mir selbst noch erzählt, als ich vor Jahren in Zürich in der „Meise“ abends beim Wein mit ihm zusammengesessen habe. Denn Berlin hat ihm ein herrliches Geschenk gemacht, seine schönste Erzählung „Romeo und Julia auf dem Dorf“ hat er in Berlin geschrieben. Nun kam der 19. Juli 1889 heran, und das war der siebzigste Geburtstag dieses Gottfried Keller. Da taten sich einige seiner Verehrer, zu denen außer Mommsen, Erich Schmidt, Paul Schlenther, Otto Brahm und anderen auch ich gehörte, zusammen und berieten, was für ein Zeichen unserer huldigenden Gefühle wir dem Manne darbringen sollten. Und auf meinen Vorschlag wurde beschlossen, ihm ein Andenken an sein altes Berlin zu stiften, in Gestalt von zwei Aquarellen, die Albert Hertel malen sollte, eines den Tegeler See darstellend, den Keller in seinen Gedichten besungen, das andere die Bauhofstraße, in der er gewohnt hatte.

Albert Hertel also malte die Bilder; sie wurden wunderschön. Die beiden Bilder packten wir ein und schickten sie nach Zürich. Und daß wir das Rechte getroffen, dem großen Dichter eine große Freude bereitet hatten, das erfuhren wir, als wir später hörten, daß Keller, als er zum Sterben kam, sich auf seinem letzten Lager die zwei Bilder hat reichen lassen, sie in den Händen gehalten und lange, lange, leise murmelnd, darauf niedergeblickt hat.

Und nachdem ich so des großen Gottfried gedacht habe, will ich noch von einem andern Großen erzählen, der auch in diese Geschichte hineinspielt, von unserem Moltke, der ja damals noch unter uns wandelte:

Die Bilder sollten mit einer Widmungsadresse abgeschickt und die Adresse von allen unterzeichnet werden, die sich an dem Geschenk beteiligten. Nun war uns bekannt, daß Gottfried Keller ein Bewunderer Moltkes war; wir sagten uns, welch eine Freude es für ihn sein würde, wenn er in der Liste derer,

die ihn verehrten, auch dessen Namen verzeichnet fände. Also beschlossen wir, denn wir wußten, daß Moltke ein belesener Mann und Freund der Literatur war, den Versuch zu wagen. Ich hatte die Ehre, dem Feldmarschall persönlich bekannt zu sein. Mit der Liste, in welcher die oberste Zeile offen gelassen war, verfügte ich mich zu ihm ins Generalstabsgebäude. Moltke saß, als ich bei ihm eintrat, in einem Zimmer nach dem Königsplatz hinaus, in einer Fensternische, vor einem kleinen, braunen Tisch. Auf dem Tische lag sein großes, rotseidenes Schnupftuch; der Militär-Überrock, den er trug, erinnerte an die Überlieferung vom Uniformrock des alten Fritz, der bekanntlich sehr abgetragen und immer mit Schnupftabak bestreut gewesen sein soll.

Ich trug ihm die Sache, um die es sich handelte, und unsere Wünsche vor — wie groß aber war mein Schreck, als ich vernahm, daß Moltke von Gottfried Keller absolut nichts wußte! Nicht seine Werke nur, sein Name sogar war ihm völlig unbekannt. Ein anderer würde mich daraufhin kurz abgewiesen haben, der alte Moltke aber war nicht nur ein großer, sondern auch ein wohlwollender Mann. Er gestattete daher, daß ich ihm die Bedeutung des Dichters kurz auseinandersetzte und mir die Erlaubnis ausbat, ihm von der Buchhandlung, die damals Kellers gesammelte Werke herausgab, ein Exemplar derselben zustellen zu lassen.

Darauf, als ich mich empfehlen wollte, überlegte er:

„Die Sache hat Eile?“

„Ja, sein Geburtstag ist ja schon nächstens.“

Eine abermalige Pause.

„Sie haben die Liste bei sich?“

Ich hielt sie in der Hand.

„Also — auf Ihre Empfehlung hin“ — er saß am Tische, die Feder in der Hand — „wohin soll ich schreiben?“

„Ganz oben Exzellenz, als erster.“

Und im nächsten Augenblick, in schlanken, prachtvollen

Schriftzügen, stand zu Häupten der Liste, als erster Verehrer Gottfried Kellers der Generalfeldmarschall Hellmut von Moltke verzeichnet.

Mächtig hat er sich gefreut — wir erfuhren es später — der Gottfried von Zürich, als er an der Spitze seiner Berliner Verehrer diesen Namen las. Berlin hatte ihm zum zweiten Male ein Geschenk gemacht. Jetzt aber, da sie beide dahin sind, wandelt mich manchmal die Frage an, ob sie sich „da drüben" begegnet sein mögen, der große Gottfried und der große Hellmut, und ob jener etwa bei der Gelegenheit erfahren haben mag, wie in Wirklichkeit die Sache zustande gekommen ist. Aber es beruhigt mich ein Gedanke: beide waren hier auf Erden schweigsame Leute; sie werden sich auch „da drüben" keine langen Geschichten erzählen. Und dann — Sorgen um Jenseitiges haben Zeit, bis daß man mit den diesseitigen fertig ist. Und mich beschäftigt die Sorge um meine alte Bauhofstraße, daß sie bleiben möge, wie sie war und heut noch ist. Die Gartenmauer, das ist für mich die Bauhofstraße — daß sie erhalten bleibe, wenigstens so lange noch, als ich lebe, das gebe Gott!



Zeitgenossen über Zeitgenossen

Das literarische Echo.
Halbmonatsschrift 1908.
Heft 15. 1. Mai.
Sp. 1039—44.

ST





ergänglichkeit — trotz aller kulturellen Verfeinerung und Verästelung unserer Leiden und unseres Leid-Empfindens ist und bleibt sie doch „der erste, älteste der Flüche", die auf der Menschheit ruhen. Nicht, daß wir, jeder einzelne von uns, mit offenen Augen und bewußten Sinnen der dunklen Tatsache entgegensehen müssen, daß einmal all dieses „Sichselbstempfinden", dieses „Liebe- und Freundschafts-Empfinden", dieses bei allem „Bangen" doch so süße „Hangen und Verlangen" übergehen wird in einen Zustand, für dessen leere Unfaßbarkeit wir nur die leere Bezeichnung des „Nichtseins" haben, nicht dies ist's, was sie unserem Gefühle schrecklich macht. Denn wer wäre so nimmermüde, daß ihn nicht einmal der Gedanke an den Schlaf wie ein kühler Hauch anheimelnd umfäuselte? Etwas anderes ist's, was sie unheimlich erscheinen läßt, was sie zum Gespenst macht, unter dessen hohlen Augen wir erstarren würden, wenn der holde Lebensleichtsinn uns an ihren Augen nicht vorbeisehen ließe: das ist die Wahrnehmung, wie eine Menschengeneration einer Erdschicht gleich sich auf die andere, die vorhergehende legt, wie die vorhergehende unter der gegenwärtigen versinkt, nachdem die vor-vorhergehende unter ihr versunken war. Daß das Gewesene für den Menschen wirklich ein Vergangenes sein muß, wenn er in der Gegenwart leben will, dieser grausame, lautlose, unablässige Kampf zwischen dem Gestern und Heut, dem Einst und Jetzt, zwischen dem, was unter der Erde, und dem, was darauf und darüber ist, dieses Behaltenwollen und nicht Behaltenkönnen, das ist das Schicksal der Menschheit, das wir Vergänglichkeit nennen, und dieses Schicksal hat wirklich etwas vom Fluch. Einmal, als die Lebensflamme in ihnen sprühte, in den Millionen und Milliarden, die da unten liegen, hat jeder von ihnen das naive Gefühl gehabt, „das ist nun für immer so und hört nie auf." Wir,

die wir lebend über sie dahingehen, sind klüger als sie, wir wissen, daß es aufgehört hat. Und indem wir es achselzuckend bestätigen, tun wir gerade so wie sie, und unser unbewußtes Gefühl sagt uns, „das ist nun für immer so und hört nie auf“ — bis daß die neue Erdschicht kommt und uns zudeckt. Wie eine Wüste, deren Ausdehnung kein Horizont umfängt, deren Tiefe kein meilentiefer Schacht ausmißt, liegt es um uns und unter uns, das ungeheure, unermeßliche Feld, das sie bedeckt, die alle, die einstmals so waren, wie wir heute sind, die so gelacht und geweint, gewünscht und gewollt haben wie wir, deren jeder einzelne die ganze Welt in sich zu tragen, ganz etwas für sich, ganz ein anderer, als der neben ihm Hergehende zu sein gemeint hat, bis daß er, Staub beim Staube, mit all den anderen zu stummer, namenloser Erdschicht geworden ist.

Namenlos —? Aber freilich, wie die Pyramiden aus der Lybischen Wüste, so ragen aus dem stummen Lande der Vergangenheit einzelne Namen auf, Namen von Männern, von Frauen, von Menschen, die wirklich anders als die neben ihnen hergehenden waren, mächtigeren, größeren Wollens, heißeren Lebens voll, so mächtig, daß ganze Jahrhunderte gewissermaßen zusammengeschrumpft sind, um nur ihren Namen sichtbar zu lassen, daß wir uns in ihrem Jahrhundert nur zurechtfinden, indem wir uns an *ihre* Namen halten. Das sind jene, welche einen neuen Wert in die Welt gesetzt, der Menschheit ein Geschenk gemacht haben, ein Geschenk, bei dessen Empfang die Menschheit gemerkt hat, daß das Weltgesicht, das bis dahin so furchtbare, unverständliche, plötzlich um einen Zug milder, verständlicher geworden ist, jene, welche einen neuen Glauben gebracht haben, die Religionsstifter und großen Weisen, welche eine neue Ordnung für das Zusammenleben der Menschen ersonnen haben, die Staatenbildner, welche eine uns quälende Frage gelöst haben, die großen Gelehrten, und endlich die,

welche der Menschheit ein großes Glück beschert haben, indem sie ihr ein Gedicht schenkten, in Worten oder Tönen, ein Kunstwerk, ein gebautes oder gemeißeltes oder gemaltes, die Dichter, Musiker und bildenden Künstler. Und nun, wie in unbewußtem Widerstand gegen das erdrückende Gesetz der Vergänglichkeit, sehen wir die Menschheit bemüht, diese Einigen, diese Wenigen, Vereinzelten herauszuholen aus der toten Wüste, die all die anderen bedeckt, ihnen wieder Leben einzuhauchen, damit sie teilnehmen am Leben derer, die über ihren Gräbern wandeln, als wenn die Menschheit sich selbst beweisen wollte, daß Sterben und Vergehen nur Schwächezustände seien, die überwunden und zur Unsterblichkeit umgewandelt werden können, wenn die Seele stark genug ist, Unsterblichkeit zu wollen. Darum kommen sie nun, wie fleißige Ameisenscharen kommen sie, die Geschichtschreiber, die Theologen, die Philologen, die Männer der exakten Wissenschaft, die Literarhistoriker, Musikschriftsteller und Kunsthistoriker, das Skelett des dahingegangenen Großen, seinen Namen holen sie hervor und studieren seinen Lebensgang, durchforschen, durchackern, durchstöbern seine Werke, tragen alles zusammen, häufen es auf, bis daß so etwas wie ein wirklicher Körper, ein pulsierender, atmender Organismus entsteht. Und das Buch, das alsdann zutage tritt, den Namen des Wiederauferweckten an der Stirn, verkündet der Welt: Da habt ihr ihn! Er ist wieder da! Und ich habe ihn wieder lebendig gemacht! Wieviel Gutes, Prächtiges, Schönes ist in den Büchern dieser Art enthalten. Aber der große Tote, ist er wirklich wieder da? Der Körper, der ihn umkleidete, der Geist, der in ihm wirkte, war er wirklich so, wie das Buch ihn schildert? Ist das Buch wirklich seine neuerstandene Persönlichkeit? Oder ist es, aller Vorzüge unerachtet, nicht doch nur ein Reflex? Das Spiegelbild, in dem die große Persönlichkeit aus dem Auge des Buchverfassers wiederkehrt? Kein Vorwurf soll damit ausgesprochen werden, sondern nur eine Tatsache, die Tat-

sache, daß keine Reflexion, auch keine aus Reflexion und Phantasie geborene Intuition uns die sinnliche Wahrnehmung zu ersetzen vermag. Wer zählt die Bücher, die über Goethe geschrieben sind und geschrieben werden? Und in jedem sieht er anders aus als im anderen, weil jedes von einem anderen geschrieben ist, und das Spiegelbild bei jedem Verfasser ein anderes war. Ganze Seiten geistvollster Konjektural-Biographik werden manchmal aufgewogen durch eine einzige Äußerung aus dem Munde eines Zeitgenossen, eines Menschen, der mit dem großen Toten noch lebendig, Mensch neben dem Menschen, gewandelt ist, ihn noch von Angesicht gesehen, den Klang seiner Stimme gehört, sein Sichhaben noch sinnlich in sich aufgenommen hat. Äußerungen solcher Art, auch wenn sie nebensächliche Vorgänge betreffen, wirken manchmal wie ein Blitzlicht, das Persönlichkeiten und ganze, jetzt im Dunkel begrabene Epochen erhellt, indem sie uns in Leiden und Freuden, Feindschaften und Freundschaften vergangener Menschen, in die innere Geschichte der Dinge hineinblicken, hineinfühlen lassen, während wir, historisches Material zusammentragend, nur noch äußere Geschichte, nur noch Umriß statt Farbe zu geben vermögen.

* * *

Ein Vorgang aus meinem eigenen Leben sei hier wiedererzählt, der das verständlich machen möge, was ich verständlich zu machen mich bemüht habe.

Jedermann kennt die wütenden Kämpfe, in denen die Berliner Musikwelt gegeneinander tobte, nachdem im Juni 1821 Karl Maria von Webers „Freischütz“ am hiesigen Schauspielhause zur ersten Aufführung gelangt war. Zu den Gegnern des Werks gehörte bekanntlich auch E. T. A. Hoffmann, der gegen Weber für Spontini Partei nahm. Ich verehrte

Weber, ich liebte Hoffmann, aber beide waren, längst gestorben, bevor ich geboren wurde, historische Persönlichkeiten für mich geworden, und eine historische Tatsache, die keine individuellen Leidenschaften mehr erweckt, auch der Kampf zwischen ihnen. Da begegnete mir eines Tages im Hause meines verstorbenen Freundes Max Jähns[1]) dessen Vater, der Musiker und Musikschriftsteller, der Biograph und leidenschaftliche Anhänger Webers, Friedrich Wilhelms Jähns, der beide Männer noch aus eigener lebendiger Anschauung gekannt hatte. Das Gespräch kam auf besagten Kampf, und nun erlebte ich etwas Merkwürdiges: Kaum daß ich den Namen Hoffmanns genannt hatte, so erfaßte etwas wie ein Krampf, ein Wutkrampf den alten Mann; sein schönes, für gewöhnlich so freundliches Gesicht verfinsterte sich, seine Augen rollten, seine lange Gestalt reckte sich; „o dieser Hoffmann,“ stöhnte er, „dieser Mensch, dieser Mensch! Lassen Sie sich erzählen.“ Er nötigte mich auf einen Stuhl neben sich und erzählte. Und das, was ich da vernahm, ist mir, obschon es zum Teil unfreiwillig drolliger Art war, als ein ernsthaftes Erlebnis unvergeßlich geblieben. Denn ich erfuhr damals das Übergewicht, mit dem eine aus eigener sinnlicher Anschauung hervorgehende Erzählung jede, auch die lebendigste schriftliche Berichterstattung übertrifft. Menschen und Dinge, die für mich nur noch historische gewesen waren, wurden mir zu unmittelbar gegenwärtigen, an deren Freund- und Feindschaften ich Anteil nahm, als lebte ich mitten darunter und darin. An der Hand des alten Jähns, der 1821 noch ein Knabe gewesen war, schlich ich mich zu den Proben des „Freischütz“ ins Schauspielhaus, beäugte aus dunkler Ecke die zierliche Gestalt Karl Maria von Webers, der am Dirigentenpult die Proben leitete; ich sah den Intendanten Grafen Brühl am Schluß der Probe an die Rampe der Bühne treten, sah, wie

[1]) Vgl. oben den Aufsatz „Max Jähns“ S. 197 ff. A. d. H.

er den Hut vom Kopfe zog und hörte, wie er, zum Orchester sich verneigend, „Bravo Weber! Bravo, bravo Weber!“ hinunterrief. Vom alten Jähns geführt, gelang es mir sodann, am 18. Juni 1821 in dem völlig ausverkauften Hause doch noch einen Platz auf der Galerie zu erlangen, und von dort oben erlebte ich die ewig denkwürdige erste Aufführung des „Freischütz“; ich hörte die Donnerstimme der enthusiastischen Begeisterung, sah die geschwungenen Tücher wehen und die Zettel aus den oberen Rängen ins Parkett hinunterflattern, auf denen Huldigungen für Weber („Hierbleiben, Weber! Hierbleiben!“) und Spottverse gegen Spontini aufgeschrieben waren. Sechzig Jahre, nachdem sich das alles, lange vor meiner Geburt, zugetragen, umfing mich der Gluthauch jenes Abends.

„Und nachdem das alles vorüber und vorbei war,“ fuhr alsdann der alte Jähns in seiner Erzählung fort, „versammelten sich Weber und seine Freunde bei Jagor Unter den Linden, dem damals ersten Restaurant Berlins, zu einem Abendessen, das dem Meister von seinen Verehrern gegeben wurde.“

Auch hier hatte sich Jähns, der seinem Abgott auf Schritt und Tritt nachlief, Eingang zu verschaffen gewußt, natürlich nicht als Tischgenosse, sondern nur als Zaungast, als Zuschauer, der feststellen wollte, was sich da begeben würde. Es begab sich aber dies, daß unter den Festteilnehmern der Kammergerichtsrat E. T. A. Hoffmann an der Tafel saß. „Aus Niedertracht!“ erklärte der alte Jähns, als er mein erstauntes Gesicht sah. „Hören Sie weiter, was sich begab.“ Das, was sich weiter begab, war, daß gegen Ende des Abendessens besagter Kammergerichtsrat Hoffmann von seinem Platze aufstand, um den Tisch herumging und hinter Webers Stuhl trat. Dort holte er aus der Tasche seines Rockes einen Lorbeerkranz hervor und setzte ihn hinterrücks Karl Maria von Weber auf das Haupt. Ich wollte erwidern, daß ich darin keine Handlung der Feindseligkeit zu erkennen vermöchte, Jähns aber schnitt mir das

Wort ab: „Hätten Sie das Gesicht dieses Menschen dabei gesehen!" donnerte er mich an, „das hämische, grinsende Gesicht! Spott und Hohn über Weber — das war's! das war's!" Er bebte vor Grimm am ganzen Leibe, seine Hände ballten sich — ich habe kein Wort mehr gesagt. Für mich war E. T. A. Hoffmann ein längst verstorbener Mann gewesen, den ich nur aus seinen Schriften kannte. Plötzlich war er mir kein Toter mehr, sondern ein unmittelbar Gegenwärtiger, in Fleisch und Blut Lebendiger, lebendig geworden durch den alten Mann dort an meiner Seite, in dessen Augen und Ohren, in dessen Haß er weiterlebte. Ob Jähns recht gehabt, ob E. T. A. Hoffmann sich wirklich über Weber lustig gemacht hat, ich weiß es nicht, und darauf kommt es nicht an. Das Unvergeßliche, was jene Stunde mir hinterlassen hat, ist die Erinnerung an die merkwürdige Empfindung, wenn die bleierne Decke des Vergangenen und der Vergänglichkeit, die über uns liegt, sich für einen Augenblick lüftet.

* * *

Gäbe es solcher Augenblicke doch mehr! Wieviel reicher würde der Mensch sein, wenn es ihm möglich wäre, nicht nur im Bannkreise seiner Generation, sondern im Bereich der ganzen, der gewesenen und gegenwärtigen Menschheit zu leben! Eine Empfindung ähnlicher Art wurde mir neulich bereitet, als mich ein glücklicher Zufall Einblick in eine Äußerung gewinnen ließ, die vorzeiten, im Jahre 1824, Johann Heinrich Voß, der Übersetzer Homers, der Verfasser der „Luise" und des „Siebzigsten Geburtstages" über seinen großen Zeit- und Lebensgenossen Schiller getan hat. Die Äußerung ist im Verlauf einer mündlichen Unterhaltung erfolgt, darum wirkte sie so lebendig auf mich; sie dürfte noch ganz unbekannt sein, denn der, zu

dem sie getan wurde, war kein allgemein bekannter Mann. Vielleicht verlohnt es sich, sie hier wiederzugeben, zumal sie nicht nur ein Urteil über Schiller enthält, sondern zugleich charakteristisch für den Beurteilenden, für Johann Heinrich Voß selbst ist. Der Mann, zu dem sich Voß über Schiller ausgelassen hat, war der 1803 zu Neumarkt in Schlesien geborene, 1875 zu Breslau als Appellationsgerichtsrat verstorbene Geheime Justizrat Wilhelm v. Boguslawski. Im Nachlaß seines Sohnes, des vor zwei Jahren verstorbenen Generals v. Boguslawski, des rühmlichst bekannten Militärschriftstellers, mit dem mich enge Freundschaft verband, hat sich ein Büchlein vorgefunden, ein Kalender für das Jahr 1824, in dem Wilhelm v. Boguslawski, sein Vater, tagebuchartige Eintragungen über seine Erlebnisse gemacht hat. Es geht daraus hervor, daß er im genannten Jahre, nachdem er soeben das Referendarexamen bestanden hatte, mit einem Freunde, Wollank, über den Genaueres nicht gesagt wird, von Berlin, wo seine verwitwete Mutter lebte, nach Heidelberg gereist ist. Unter dem 10. April, Sonnabend, findet sich der Vermerk: „Abreise nach Heidelberg, ins Weite! — Lebt wohl!“ Ganz im Geiste der damaligen enthusiastischen Zeit und der Natur Wilhelm v. Boguslawskis entsprechend, der von der Familienüberlieferung als ein außerordentlich kunst- und literaturliebender Mann geschildert wird, sind die weiteren Aufzeichnungen über den Fortgang der Reise gehalten, die unter dem 20. April als „Reise nach Delphi“ bezeichnet wird. Man darf hieraus den Schluß ziehen, daß den beiden Abenteurern von Anfang an die Absicht vorgeschwebt hat, in Heidelberg den berühmten Johann Heinrich Voß aufzusuchen, der dort seit 1805 als Universitätsprofessor wirkte, nachdem er vorher in Jena Tür an Tür neben Goethe und Schiller gelebt hatte. Allem Anschein nach hatten sich die jungen Leute, um ihr Eindringen bei dem ihnen völlig fremden, dreiundsiebzig Jahre alten Herrn irgendwie erklärlich zu machen,

eine Frage ausgedacht, deren Beantwortung sie von Voß erbitten wollten. Aus der Schilderung des Besuches, die Wilhelm v. Boguslawski in seinem Tagebuche hinterlassen hat, geht hervor, daß er ihnen Auskunft darüber geben sollte, wer und was unter dem „Mädchen aus der Fremde“ in Schillers Gedicht dieses Namens zu verstehen sei.

Also gerüstet traten beide am Mittwoch, 30. Juni 1824, bei Johann Heinrich Voß an, und was nun weiter erfolgte, soll Boguslawski mit eigenen Worten erzählen:

„Wir ließen uns bei dem alten Voß anmelden und wurden angenommen. Er empfing uns an der Tür, nahm die Schlafmütze ab und setzte sie wieder auf. Dem Äußeren nach ein alter, ehrwürdiger Mann, etwa wie der Pfarrer von Grünau in der ‚Luise‘ in seinem kattunenen Schlafrock. Ich trug ihm unsere Sache vor. Er nahm mein Exemplar von Schillers Gedichten, las das in Rede stehende und die beiden letzten Verse davon laut, entschied nun, das Mädchen sei die Dichtkunst, ohne sich aber weiter über den Sinn des Gedichtes auszusprechen, meinte aber, die Schilderung wäre freilich etwas unvollständig. Durch einige Fragen von uns dahin geleitet, fing er an, von Schillers Leben zu erzählen. Er sagte, schon in Schillers frühester Erziehung hätte es gelegen, und auch in dem beschränkten Kreise, worin er gelebt, daß ihm die Menschenkenntnis fast ganz gemangelt habe. Alles habe er aus sich selbst, aus seiner gewaltigen Phantasie schöpfen wollen, daher oft das Überspannte, Hochtrabende, auf dem Kothurn Einherschreitende, auch bei Schillers Person selbst.

Letzterer habe einst bei ihm zu Mittag gegessen, zuerst hätte er gesprochen wie ein gewöhnlicher Mensch, wäre aber bei Tisch lebhaft geworden, und nun wäre seine Sprache wie die eines Redners, eines tragischen Heros gewesen, so sehr von der gewöhnlichen Art und Betonung verschieden. Hätte er nur eine Zeitlang in einer Stadt wie London oder Hamburg oder auch

nur in Berlin gelebt (letzteres strich Voß heraus, als wo noch echte Weltbürger zu finden wären, und wo sich nicht alles um den gnädigen Herrn drehte, wie er früher geglaubt hätte), so würde dies den wohltätigsten Einfluß auf ihn geübt haben."

So der Dichter der „Luise" über den Dichter des „Wallenstein".

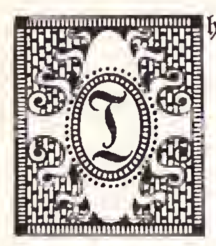


Von Meiningen nach Weimar

Deutscher Schillerbund.
Mitteilungen.
Nr. 1. Mai 1908.



I.



heater — magisches Wort! Loderndes Feuer, das die Herde lockt, die Menschenherde, Männer und Frauen, alt und jung, Törichte und Weise, alle, alle.

Ich weiß nicht, ob in anderen Ländern auch soviel an Theater gedacht, darüber gesprochen, danach verlangt wird wie in Deutschland. Was Deutschland anbetrifft, so habe ich die Erfahrung gemacht, daß, sobald in einer Gesellschaft das Gespräch auf das Theater kommt, plötzlich Leben in die Versammelten fährt, die Schläfrigen wachen auf, die Banausen werden zu Kunstverständigen, Meinungslose bekommen plötzlich eine Meinung. Denn vom Theater versteht jeder etwas, dem gegenüber hat jeder seine ganz bestimmten Wünsche. Woher kommt das? Ja — wer darauf Antwort wüßte! Woher kommt er, der unwiderstehliche Drang in unseren Dichtern, epischen und lyrischen, Dramatiker genannt zu werden und auf dem Theater zu glänzen? Das Verlangen in unseren jungen Männern und Mädchen, sich schauspielerisch zu betätigen? Woher kommt es, daß in unseren Großstädten die Theater wie die Pilze aus der Erde wachsen, daß das Publikum in die Theater strömt und in einer Spielzeit ganze Reihen, Serien von Stücken hinunterschlingt mit der Kraft eines hungrigen Magens, der eine Schüssel Butterbrote vertilgt?

Will man das alles nur mit naheliegenden, äußerlichen Gründen erklären? Mit dem Anreiz, den die scheinbar leichtere dramatische Dichtungsform gegenüber der erzählenden ausübt, mit dem reicheren Erfolg, den sie verspricht? Wäre es nur Eitelkeit, die die jungen Leute zum Schauspielerberuf, nur Wohllebigkeit, die das Publikum allabendlich ins Theater lockt?

Nein und nein — eine Wirkung wie die vom Theater

auf das Menschengemüt, insbesondere das deutsche ausgehende muß aus tieferen Ursachen hergeleitet werden. Diese Wirkung ist eine Massensuggestion, und eine Masse wird nur suggeriert, wenn ein Lebensnerv in ihr angeschlagen, ein tiefstes Bedürfnis, ein elementarer Hunger in ihr gestillt wird.

Und dieses ist es, was das Theater wirkt und bietet.

Das Theater ist die Stätte, wo die Seelennahrung bereitet wird, die der Mensch ganz ebenso nötig wie Essen und Trinken, wie leibliche Speise braucht: die Illusion. Illusion — von allen Begriffen derjenige, der abschätzigem Mißverstehen am meisten ausgesetzt ist. Weil wir dabei immer an betrügerische Täuschung, an Spielerei denken. Ja freilich täuscht uns die künstlerische Illusion einen Vorgang, einen Zustand, ein Etwas vor, das in Wirklichkeit nicht vorhanden ist; aber dieses so entstehende Scheinbild ist nichts Erlogenes, es ist das Destillat aus der Wirklichkeit, deren geistiger Leib. Freilich ist es die spielende Phantasie, die mir dieses Scheinbild vor die Augen zaubert; aber Spiel ist nicht Spielerei, die Tätigkeit der spielenden Phantasie ist eine logisch geordnete, das Ziel, auf das sie ausgeht, und das Ergebnis ihres Tuns ein ungeheuer ernstes. Denn dieses von ihr erfundene, geschaffene Scheinbild eines in Wirklichkeit nicht Vorhandenen ist jene andere, jene zweite Welt, deren der Mensch bedarf, in die er sich muß versenken, flüchten, retten können, wenn er es aushalten soll in der Wirklichkeitswelt, die uns umgibt.

Alles, was uns unerklärlich und ungerecht erscheint in dieser Welt, soll uns verständlich werden, zur großen Gerechtigkeit sich auflösen, indem wir hineinblicken in eine andere, aus den Elementen unseres Alltags aufgebaute, aber von seinen Zufälligkeiten befreite, planvoll geordnete Welt. Alle Leiden, die uns drücken, sollen uns erträglich werden, indem wir sie getragen sehen von den Gestalten, die sich in dieser andern Welt bewegen. Die Kraft, die uns dieses alles schafft und

baut und bereitet, ist die Phantasie. Das Werk, das die Phantasie vollbringt, indem sie also planvoll spielend schafft, nennen wir die Kunst. Kunst ist eine reinere, eine geistige Atmosphäre; indem wir sie einatmen, werden wir eines höheren Zustandes teilhaftig, als es der uns umgebende alltägliche ist; dadurch befreit sie uns vom Alltag, und indem sie uns befreit, erlöst sie uns. Darum wenn eine Kunst in ihrem letzten Wollen und Vollbringen nicht erlösend wirkt, wenn sie sich dessen begibt, daß sie uns eine andere, höhere Welt schaffen will, und uns statt dessen, wie es der Naturalismus tut, immer nur die Stickluft des wirklichen Alltags atmen läßt, gibt sie ihr eigenes Lebensprinzip auf und ist nicht Kunst mehr. Von ihr also sprechen wir nicht, brauchen auch von ihr nicht zu sprechen; das rasche Absterben des Naturalismus hat bewiesen, daß er eine Überrumpelung, keine Offenbarung war, daß er die Menschheit enttäuscht, ihren Illusionshunger nicht gestillt hat.

Nun aber — wenn wir jetzt von bildender Kunst und Musik absehen und nur bei der Dichtung verweilen — erhebt sich die Frage, ob denn nur der dramatischen Kunstform und im Zusammenhang mit ihr dem Theater die Macht innewohnen soll, Illusion zu schaffen und uns dadurch zu erlösen. Sollte eine planvoll angelegte und durchgeführte Erzählung, sei es Roman oder Novelle, nicht auch imstande sein, mir jene andere Welt vor die Seele zu zaubern, in die ich mich verlieren, und worin ich den erdrückenden Alltag vergessen kann?

Darauf ist zu erwidern, daß jeder echten Dichtung die Macht, Illusionen zu erwecken und dadurch zu befreien, ganz ebenso innewohnt wie dem Drama, daß aber die dramatische Form zweierlei besitzt, wodurch diese Macht der epischen Dichtung gegenüber unendlich gesteigert wird. Alle epischerzählende Dichtung handelt von einem „Gestern“, alle dramatische von einem „Heute“. Über der epischen Kunst steht als Devise „es war“, über der dramatischen „es ist“. Die Welt der Erzählung ist

immer eine gewesene, die ich mir aus der Vergangenheit heraufholen muß — die Vorgänge des Dramas, gleichgültig, ob dessen Inhalt der Gegenwart oder einer Zeit vor tausend Jahren angehört, entwickeln sich immer aus einer Exposition, einem Anfang, der vor meinen Augen und Ohren anfängt, bis zu einem Schluß, der vor meinen Augen und Ohren sich abspielt. Das Drama ist immer unmittelbare Gegenwärtigkeit. Und hierzu kommt noch eines, das Hauptsächliche: Jede Erzählung, auch die lebendigste, fordert von mir, daß ich mir die darin geschilderte Örtlichkeit kraft meiner Phantasie zum Bilde mache, die darin auftretenden Personen kraft meiner Phantasie in Fleisch und Blut verwandle. Das Drama, solange es im Buche ruht, stellt die gleichen Anforderungen an mich. Das Drama dagegen, das auf die Bühne tritt, dem die Bühne hilft, überhebt mich dieser Arbeit; ich brauche mir die Örtlichkeit zu den Vorgängen nicht selber auszumalen, weil das Bühnenbild sie mir gibt; ich brauche mir die Gestalten nicht erst in Fleisch und Blut zu verwandeln, weil sie, von Darstellern und Darstellerinnen verkörpert, leibhaftig vor mich hintreten.

Dieses Zusammenwirken von dramatischem Gedicht und Bühne nennt man Theater.

Es ergibt sich hieraus, was für große Anforderungen zu erfüllen sind, damit ein wirkliches, ein gutes Theater zustande komme; Anforderungen an den Dichter und an die Bühne. An den Dichter, der den Stoff liefert, richtet sich die Forderung, daß dieser Stoff ein bedeutender und zugleich ein brauchbarer, spielbarer sei, an die Bühne, daß sie den ihr gebotenen Stoff derartig lebendig mache, daß eine aus sich selbst hervor- in sich selbst zurückgehende, nur in ihren eigenen Lebensbedingungen hangende Welt sich vor den Zuschauern entrollt.

Das ist schwer, sehr schwer; und es soll keineswegs behauptet werden, daß ein solches Zusammenwirken immer, — oder auch nur häufig gelänge. Da aber, wo es eintrifft und

gelingt, wo ein wirkliches, ganzes, echtes Theater zustande kommt, da tritt dann die ungeheuere, suggestive Gewalt ein, der niemand widersteht, nicht alt noch jung, nicht Törichte, noch Weise, die zwingende, dämonische Gewalt des Theaters.

Solch ein Theater ist einmal dagewesen — es war das der Meininger. Als die Meininger in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ihren Zug begannen, brachten sie keinen neuen Dichter mit. Alte, längst verstorbene Leute waren es, von denen sie sich Stoff und Gegenstand für ihre Bühne geben ließen. Aber diese Alten, längst Verstorbenen hatten wirklich Stoffe. Shakespeare war es, Schiller, und aus seinem Grabe am Wannsee erhob Heinrich von Kleist das zerschossene Haupt und gab ihnen seine „Hermannsschlacht". Dieser Tag, als damals die „Hermannsschlacht" über die Bretter ging, wird ewig verzeichnet stehen in den Annalen der Theatergeschichte, dieser Tag, an dem eine Tat geschah, wie sie größer das Theater nie vollbracht hat, als ein großer, in der Vergessenheit der Menschheit abgrundtief begrabener Dichter seinem Volke, und mit seinem Volke der Menschheit wiedergeschenkt, von neuem geboren wurde. Hätte der Herzog Georg nichts weiter getan als das, so würde sein Verdienst unvergeßlich und unvergessen sein. Aber er hat mehr getan, er hat uns Deutschen nicht nur unseren großen Dichter, er hat uns das große Drama überhaupt gerettet — ja — gerettet. Denn damals, so unglaublich es heute klingt, im ersten Jahrzehnt nach Deutschlands heroischem Wiederaufgange war es auf Deutschlands Theater dahin gekommen, daß das heroische, das historische, das große Drama überhaupt als ein überwundener Standpunkt, als eine Mode aus der Zeit von Großvater und Großmutter angesehen wurde, daß ein Dichter, der noch im Vers zu schreiben wagte, für einen rückständigen Idioten galt. Dumas, Augier, Sardou, das waren die Götter jener Tage. Wie die Privatwohnungen mit den hohlen Makart-Buketts, so schmückten sich die deutschen

Bühnen mit den Salonstücken der Franzosen. Im seichten Gerinsel des Räsonnements versandete alles Große, Kühne, Phantasievolle.

Und inmitten dieser Armseligkeit brach nun plötzlich wie ein Vulkan, den man für erloschen gehalten hatte, die alte dramatische Herrlichkeit wieder auf. Dichter, die man für tot gehalten, weil eine triviale Zeit sie für abgetan erklärt hatte, fingen wieder an zu sprechen; die Bilder ihrer Phantasie glühten in neuen Farben auf; ihre Gestalten füllten sich mit dem Atem und Pulsschlage des lebendigen Heut; als wenn in ein von den Göttern verlassenes Land die Götter zurückkehrten, so war es in jenen Tagen. In jenen Tagen, die eine bleibende Lehre hinterlassen haben, was ein Theater, ein künstlerisch und groß geleitetes, für die Seelenkultur einer Nation bedeutet.

Und dieses Theater der Meininger, ob es groß und künstlerisch geleitet war!

Werk des Dichters und Arbeit der Bühne, wie das ineinander ging, zusammenwuchs zu einem einzigen, unzertrennbaren Ganzen, zu einem aus tausend Quadern sinnreich zusammengefügten, in seiner Totalität absolut einheitlich wirkenden Organismus! Wer Schillers „Wallenstein“ bei den Meiningern erlebt hat, der hat mitten im neunzehnten Jahrhundert die Luft des Dreißigjährigen Krieges geatmet, hat mit einem Schlage Sinn und Bedeutung des historischen Dramas erfaßt, dessen Sinn und Bedeutung nicht darin besteht, uns antiquarische Reminiszenzen, sondern darin, uns einen Vorgang vorzuführen, bei dem unsere Parteileidenschaft, weil er der Vergangenheit angehört, nicht mehr mitspricht, und der vermöge seines großen Inhalts symbolisch für alle Zeiten dasteht. Was nur eine vollendete Aufführung zuwege zu bringen vermag, daß man ein Drama, das man längst verstanden zu haben glaubt, zum ersten Male nicht nur intellektuell, sondern sinnfällig, greifbar verstehen lernt, das haben die Meininger vollbracht — wie es beispiels-

weise mir persönlich ergangen ist, als ich in „Wallensteins Tod“ das Eindringen der Pappenheimer Kürassiere beim Generalissimus, und nachher ihr Sichabwenden von ihm mit ansah; bis dahin hatte ich das Stück gelesen, auch auf der Bühne gesehen — damals zum ersten Male habe ich es erlebt.

II.

Wer die Wirkung der Meininger, die Wirkung auf das Publikum, nicht mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört hat, kann sich keine Vorstellung davon machen. Während der Tage, in denen die Meininger in Berlin spielten, war Berlin in einem festlichen Rausch. Man muß ihn gehört haben, den nicht aus beifallklatschenden Händen nur, sondern aus allen Seelentiefen hervorbrausenden Sturm, als die Meininger zum ersten Male Schillers „Räuber“ spielten. Man muß erlebt haben, was ich in der Aufführung des „Wilhelm Tell“ erlebte, den komisch-rührenden Vorgang, als eine neben mir sitzende, mir völlig unbekannte Berliner Bürgersfrau sich plötzlich, ihrer Begeisterung nicht mehr gebietend, zu mir wandte:

„Gott, Schiller, dieser Mann! Ohne daß er die Schweiz mit Augen gesehen, hat er das zu schreiben fertig bekommen! Wenn der Mann die Schweiz wirklich gesehen hätte!“

Es sind mehr als fünfundzwanzig Jahre her, seit diese Worte an mich gerichtet wurden. Ich habe darüber gelacht — vergessen habe ich sie nicht. Es sind mehr als fünfundzwanzig Jahre her, seitdem die Meininger aufgehört haben, durch Deutschland zu reisen — vergessen hat man ihrer nicht. Wer eines Beweises dafür bedürfte, hätte ihn erhalten, als vor ein paar Wochen die Nachricht erscholl, daß das Theater in Meiningen verbrannt sei, und als ein Weheschrei aus ganz Deutschland Antwort darauf gab. Solange hatte man von den Meiningern nicht gesprochen und gehört — jetzt mit einem Male war alles

wieder da. Wie beim Tode eines großen Mannes, der in die Einsamkeit entwichen war, die ganze Fülle seiner Taten noch einmal vor unser Bewußtsein tritt, nicht eine nach der anderen, sondern alle zusammengedrängt zu einem einheitlichen Sternenbild, so kam, dem einen noch aus persönlicher Erinnerung, dem anderen aus Tradition, alles noch einmal über uns, was die von ihrem Herzog geführte Künstlerschar uns gespendet hatte, all das Befreiende, Erlösende, das Belebende, Befruchtende, das ganze, große, unermeßliche, unvergängliche Seelengut. Und unvergänglich sollte es sein, das war der Nachhall der Klage, der zugleich mit dieser aus allen Seelen widertönte, und ein Gedanke sprang auf: wieder aufgebaut muß es werden, das heilige Haus, wieder aufgebaut aus Spenden, die aus ganz Deutschland zusammenfließen, und aus dem Geburtshause der deutschen dramatischen Kunst muß das Haus aller Deutschen, das Nationaltheater werden.

Es gibt Gedanken, die wie menschliche Gesichter uns beim ersten Anblick so verführen, daß wir zunächst den Inhalt gar nicht näher prüfen. So erging es mir, als ich von diesem Vorschlage erfuhr, ich war berauscht. Dann aber hörte ich, daß derjenige, dem das erste Wort in der Sache zukommt, der Herzog Georg, sein Verdikt abgegeben hatte, und daß dieses „nein" lautete — er lehnte den Vorschlag ab. Und jetzt, nachdem ich mich anfänglich gesträubt, muß ich zugestehen: der große Dramaturg hat recht gehabt. „Das Theater in Meiningen" — mir war's, als wenn ich ein Lächeln über das edle Greisengesicht hinspielen sähe. — „Ihr Leute, ihr Leute, ist denn das das nämliche wie das Theater der Meininger? — Daß man eine Küche braucht, wenn man eine große Mahlzeit herstellen will, das weiß wohl ein jeder — aber ist die Küche darum identisch mit dem Bankett? — Die Küche ist abgebrannt und dahin, die Mahlzeit, die daraus hervorgegangen, ist verzehrt, ihre Wirkung aber nicht dahin. Die Speisen, die ich

dem deutschen Volke vorgesetzt, die Weine, die ich ihm kredenzt, eure Kräfte haben sie erquickt, ins Leben sind sie dem deutschen Volke gedrungen, als ein unverbrennbarer, unzerstörbarer Besitz. Die große Mahlzeit, die ich euch bereitet, hat ihr Werk getan. So laßt die Küche nun ruhen. Denn ob ich mir in Meiningen für die Stadt Meiningen ein neues Theater erbaue, das ist meine Privatangelegenheit, und steht dahin. Ein Theater aber, wie jenes, das durch die Welt zog und befruchtenden Blütenstaub verstreute, wird es nicht wieder sein. Denn dieses Theater der Meininger hat sein Werk getan, und ein vollbrachtes Werk wiederholen wollen, heißt, einen gesunden Körper zu Tode recken, weil für jede große Menschenleistung in der Welt-Ökonomie immer nur ein Augenblick ausgespart ist, nie aber zwei oder mehr."

Also ist es mir gewesen, in meines Geistes Ohr, als wenn ich ihn hätte reden hören, den edlen Mann, der jetzt, ein Greis geworden, das Recht erlangt hat, zum nachgeborenen Geschlecht zu sprechen: „Sorgt jetzt ihr für das dramatische Schicksal Deutschlands!"

Und das nachgeborene Geschlecht? Wird es ihn hören? Der Wille, der allerbeste, ist vorhanden. Wird der gute Wille zu ersprießlicher Tat führen? Das ist die Frage.

Seit zehn Jahren erhebt sich immer von neuem der Ruf: „Ein Nationaltheater für Deutschland! Für das Schauspiel ein Bayreuth!" [1])

Wie oft bin ich aufgefordert worden, mitzutun, und immer habe ich abgelehnt. Warum? Weil Erfahrung mich belehrt hat, daß ein Theater nicht auf Wolken begründet sein muß, sondern auf praktischer Möglichkeit, und all die Entwürfe, die mir bekannt gemacht wurden, standen in den Wolken. Beweis

---

[1]) Vgl. den Aufsatz „Brauchen wir ein Bayreuth des Schauspiels?" S. 363 ff. A. d. H.

dessen schon der unklare, der mehr als unklare, der ganz unzutreffende Name „ein Bayreuth des Schauspiels". Denn das Festspielhaus in Bayreuth, dem meine volle Bewunderung gehört, ist für Richard Wagner da — ein Nationaltheater aber ist etwas anderes, ist ein Haus, in dem nicht die Werke eines einzelnen nur, sondern die aller aufbewahrt sein sollen, die am Bau des nationalen Dramas gewirkt haben.

Wohlmeinende Dilettanten waren es, von denen die Entwürfe ausgingen, und dilettantisch die Entwürfe selbst: In irgendeiner schönen Gegend Deutschlands sollte ein schönes Haus gebaut werden. Das Geld für den Bau? Nun, natürlich, Beiträge aus dem ganzen Land. Und dieses, auf Kredit der Ideologie entstandene Haus sollte dann von einem Mann, auch wohl einem Komitee geleitet werden, die für die Befähigung, ein Theater zu leiten, nicht den geringsten Beweis, dafür aber einen ganzen Sack voll neuer Prinzipien mitbrachten, mit denen der bisherigen mangelhaften deutschen Dramatik plötzlich auf die Beine geholfen werden sollte.

Dramaturgische Begabung ist eben wie die dramatische ein seltener Vogel in unserem Deutschland.

Aber wenn ich die Art und Weise abgelehnt habe, wie das deutsche Nationaltheater hergestellt werden sollte, so habe ich dem Gedanken im Prinzip niemals widersprochen. Im Gegenteil, — es ist meine felsenfeste Überzeugung, daß wir Deutschen mehr als jedes andere Volk ein Haus brauchen, in dem wie in einem aus festen Mauern aufgebauten Schatzhause der Bestand unserer großen dramatischen Literatur aufbewahrt bleiben muß.

Ich habe oben berichtet, wie es einmal bei uns ausgesehen hat, als uns das große Drama beinahe abhanden gekommen war unter der Einwirkung einer unserem innersten Wesen fremden Ausländerei. Nicht die mindeste Gewähr ist geboten, daß ähnliches sich nicht wiederholen könnte. Wir leiden nun einmal,

wir Deutschen, aller fremden Kost gegenüber an ästhetischer Magenerweiterung. Noch viel weniger aber besteht eine Gewähr, daß wieder ein Retter erscheinen wird wie damals die Meininger.

Was also ist zu tun? Denn getan muß etwas werden, damit wir nicht wieder unseren nationalen Marmor gegen fremden Gips vertauschen.

„Ist eine Möglichkeit vorhanden, ein gemeinsames, ein nationales Haus, und in diesem Hause einen Spielplan aufzustellen, der die erwachsenen Menschen Deutschlands, diese von den verschiedensten Richtungen und Meinungen zerrissenen, einmütig um sich versammelt und erziehend auf sie einwirkt?" Ich antworte: Nein! Erwachsene Menschen werden durch Taten und Ereignisse, nicht durch das sanfte Zureden der Dichtung erzogen. Bilden und erziehen aber läßt sich die Jugend, und hier ist der Weg, auf dem wir vorgehen müssen. Die Seelen unserer Knaben, unserer Mädchen müssen wir mit der Seelenglut unserer großen Dichter erfüllen; ihnen muß die deutsche Dichtung zu einem, wie die Griechen es nannten, *„κτῆμα ἐς ἀεί"*, zu einem dauernden Besitz werden, den kein flaches Räsonnement wieder hinwegdisputiert, den kein geistiges Erlahmen mit zunehmendem Alter verkümmern und verkommen läßt.

Wer soll unserer Jugend das geben? Die Schule mit ihren paar Unterrichtsstunden im Deutschen reicht dazu nicht aus. Eines Lehrmeisters bedarf es, der durch Anschauung belehrt. Dieser Lehrmeister ist das Theater.

Also ein Theater für die deutsche Jugend!

Nicht ein Theater mit einem für kindlich-kindische Bedürfnisse zurecht gemachten, sondern mit einem aus dem Schatze der großen Literatur herangeholten Spielplan.

Haben wir in Deutschland ein solches Theater? Bis heute nicht. Aber wir müssen es haben, und wenn wir es besitzen, wird uns das Nationaltheater geschenkt sein, das vielbesprochene,

vielbegehrte, in der Gestalt, die ich für die einzig wünschenswerte, einzig mögliche halte.

Eine Bewegung, dieses zu erreichen, ist im Gange. Von Weimar hat sie ihren Ursprung genommen. In Weimar hat sich unter der Bezeichnung „Deutscher Schiller-Bund“ eine Vereinigung zusammengetan, die alljährlich am dortigen Hoftheater den reiferen Schülern und Schülerinnen aller höheren deutschen Lehranstalten Meisterwerke der deutschen und der Weltliteratur vorführen will.

Während der großen Schulferien im Sommer sollen die Knaben und Mädchen in Abteilungen von ihren Heimatsorten nach Weimar geleitet, und während sechs Wochen sollen vor ihnen in der Art, daß auf jede Abteilung eine Woche mit je vier Spieltagen entfällt, die ausgewählten Stücke gespielt werden. Nebenher wird der Besuch aller kunst- und naturgeschmückten Orte Thüringens gehen.

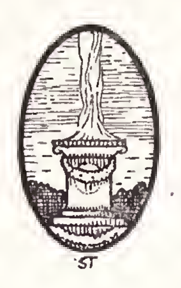
Der Großherzog von Sachsen-Weimar ist als Protektor an die Spitze des Unternehmens getreten. Die besten Männer haben ihre Zustimmung erklärt, Förderung des Planes zugesagt. Die Bewohnerschaft von Weimar zeigt sich willig und bereit, die jungen Gäste bei sich aufzunehmen. Nur ein paar Ruderschläge noch, und die gute Sache ist im Hafen. Auf vierzigtausend Mark sind die Kosten des Unternehmens berechnet. Wer eine Mark Jahresbeitrag zahlt, wird dadurch Mitglied des Schiller-Bundes; wer mehr bezahlt, ist doppelt willkommen.

Möchten sie erkennen, die Deutschen, daß es sich um eine Sache handelt, die wahrhaftig eine Mark jährlich wert ist. Fünftausend Knaben und Mädchen sollen alljährlich nach Weimar geführt werden. Das macht in zehn Jahren fünfzigtausend, in nochmals zehn Jahren hunderttausend.

Hunderttausend — wie wandelnde Fackeln, die man an einer heiligen Glut entzündet hat, werden sie aus Weimar in

ihre Heimat zurückkehren. In ihnen fortleben wird ihr Leben lang die Erinnerung an die Festwoche und an das, was sie am alten, geweihten Orte empfangen haben, an all das Große, Schöne, Herzerhebende! Wenn sie alsdann wie Kinder, die aus dem Märchenlande heimkehren, unter den Ihrigen sitzen und von ihren Erlebnissen erzählen, wird auch den Erwachsenen die Seele warm werden; an die verstaubte Ecke werden sie gehen, wo die Werke Goethes, Schillers und der großen deutschen Dichter stehen, und sie werden erkennen, daß die großen Gedanken großer Geister, weil sie für alle Zeiten gedacht, auch für das verworrene Ringen unserer Tage Rat, Belehrung und Erquickung enthalten.

Darum, nicht vierzigtausend nur, sondern ihr Deutschen alle kommt und helft zum guten Werk!





„Landgraf/werde hart!"

Neue Freie Presse 1908.
Nr. 15580. Sonntag
den 5. Januar.





ie ein Schrei, der in der Nacht übers Feld geht — niemand weiß, von wannen er kommt, aber der Ton bleibt uns im Ohr wie ein Geheimnis, das nach Deutung verlangt — so aus dem Dunkel des Mittelalters tönt das Wort herauf, das noch heute in den Ohren der Deutschen nachzittert, nach Jahrhunderten noch: „Landgraf, werde hart!"

Niemand weiß, von wem es kommt — denn der Mann, dem es nachgesagt wird, „der Schmied von der Ruhl" im Thüringer Land, ist er wirklich einmal gewesen? Hat er wirklich gelebt? Hat er es gesprochen? Ist das Wort überhaupt gesprochen worden? Oder ist alles vielleicht nur Sage, Märchen und Legende? Möglich. Möglich, aber ganz gleichgültig. Denn das Wort ist da und lebt; mit aller Seelennot, die daraus hervorklingt, ist es noch heute lebendig, ein unsterblich gewordenes Wort.

Adolf Harnack hat einmal gesagt, die Legende sei der schlimmste Feind der Geschichte. Vom Standpunkt des Mannes der Wissenschaft hat er damit unzweifelhaft recht. Aus der Welt aber schaffen wird er sie nicht. Denn die Legende sieht so aus wie ein willkürliches Spielzeug, aber sie ist es nicht. Sie wird geboren aus einer zwingenden Gewalt, der zwingendsten, die es im Menschen gibt, dem Bedürfnis. Aus dem Bedürfnis des Volkes, neben der wissenschaftlichen Geschichte noch eine zweite, eine für den eigenen Hand- und Seelengebrauch, eine populäre zu besitzen, in die starren, pragmatischen Zeilen des Historikers noch ein „Zwischen-den-Zeilen" hineinzuschreiben, und wenn es sein muß hineinzuerfinden, zu dichten.

Bei welchen Gelegenheiten macht solch ein Bedürfnis sich geltend? Wenn ein Volk unter einem seelischen Notstande leidet; wenn ein allgemeines, drängendes Empfinden aufschwillt, daß etwas oder daß alles nicht so ist, wie es sein sollte; wenn

daraus das dumpfe Verlangen geboren wird, daß ein Mann vorhanden sein möchte, der helfen kann, der eine Tat vollbringen kann, die uns emporreißt, daß ein Wort vorhanden sein möchte, das einen Ausweg zeigt, das uns frei macht von dem Erstickenden, das uns umlastet.

Darum, als seinerzeit die Thüringer Bauern unter einem wilden, gewalttätigen Adel verkamen, der sie in den Pflug spannte und seine Äcker mit ihnen pflügte, da ersehnte, erfand, erdichtete sich das Volk den „Schmied von der Ruhl“, der dem Landgrafen von Thüringen, als dieser in seiner Werkstatt saß und ihm zusah, wie er das Eisen streckte, bei jedem Hammerschlag sein „Landgraf, werde hart, Landgraf, werde hart!“ in die Ohren rief. Bis daß der junge, weiche Landgraf aufstand, hinausging, seine Jagdgenossen und Zechkumpane beim Kragen nahm, in den Pflug spannte, in den sie ihre Bauern gespannt hatten, und sein Volk errettete und sein Land.

Dieses alles — warum ich es sage?

Weil ein Notstand in den deutschen Seelen ist; weil ein dumpfes Allgemeinempfinden aufschwillt, daß manches, daß vieles nicht so ist, wie es sein sollte; weil wir nach etwas suchen, das uns erlöst. Dieser Notstand zwingt, vor das Volk hinzutreten und ihm zu sagen: „Du darfst nicht weich sein, denn die Welt, in der du lebst, ist hart. Darfst kein Kind sein, denn alle die, mit denen du verkehren und verhandeln sollst, sind erwachsen. Darfst nicht nur Mensch sein wollen, denn in der Welt leben nicht Menschen nebeneinander, sondern Völker; und daß auch du ein Volk bist, das darfst du nicht vergessen. Und endlich, du mußt deinen Katechismus umlernen, darfst nicht mehr denken, daß Wohlwollen unter allen Umständen und jeder Bedingung das Höchste sei, darfst nicht mehr blindlings drauf loslieben, wie du's getan, sondern mußt die Augen auftun, damit du erkennst, wer deiner Liebe wert ist, und dein Herz nicht verschwendest, deine Seele nicht vergeudest. Und wenn

du deine Augen auftust, wirst du sehen, daß unter all den Völkern um dich her kaum eines ist, das dich liebt, wohl aber viele, die dich hassen, die dich hassen.“

Ja, es müßte heute ein neuer Schmied erfunden werden mit fressenden, flammenden Bitterkeiten im Munde. Auf einen Berg müßte er treten, mitten im weiten Land, daß alle ihn sehen, alle ihn hören könnten, und alsdann, so wie jener zum Landgrafen von Thüringen sprach, so zu dem Volke müßte er sprechen, dem ganzen, Millionen zählenden deutschen Volk, und „Wach' auf!“ müßte er ihm sagen: „Wach' auf und sieh, wie es um dich her aussieht und in dir selbst!“ Denn um dich her — was siehst du? Wie deine Fahne über Meeren weht, wo man sie früher nicht gekannt, und wie dein Handel in Länder zieht, wo man früher von dir nichts gewußt hat. Das ist wohl wahr, und das ist gut. Aber das, was du siehst, sehen deine Nachbarn auch, und wenn du's mit Freuden siehst, so sehen sie es mit Grimm und Neid. Jeder Tag, der dir einen neuen Gewinn bringt, erzeugt dir einen neuen Feind. Und du — bist du innerlich stark und fest und stolz genug, Feindschaft einer Welt zu ertragen? Du bist es nicht! Wenn sie draußen toben, lärmen und schmähen, bist du Manns genug, dein Haus zu verschließen, den Riegel vor die Tür zu werfen und zu sagen: „Tobt da draußen, soviel ihr wollt; hier drinnen bin ich der Herr, mein eigener Herr, und was ich hier drinnen besitze, ist mir Genüge, und ich brauche euch nicht.“ Kannst du so sprechen? Kannst du so tun? Du kannst es nicht. Denn was das eigene Haus dir bietet, der schöne, alte, von den Vätern ererbte gediegene Hausrat erscheint dir häßlich, dürftig und schlecht, mit dem verglichen, was die in Händen tragen, die da draußen, die Fremden, wenn es auch nichts wäre als ein bunter Lappen oder eine falsche Perle, wie man sie braucht, um Wilde zu betrügen. Zum offenen Fenster beugst du dich hinaus und horchst auf jedes ihrer Worte, trinkst mit gierigen Ohren ihre

Sprache, die dir schöner klingt als deine eigene. Und was hörst du aus ihren Worten? Schmähungen wider dich!

Nun, ihr Deutschen, habt ihr Stolz im Leibe, daß ihr schweigend ihre Schmähungen verachten könnt? Ihr könnt es nicht. Klagend tretet ihr vom Fenster zurück, klagend und jammernd: „Ach, wie sie ungerecht sind! Wie sie mich verleumden! Und ich bin doch nichts als nur ein artiges Kind! Was können wir tun, daß wir sie besänftigen? Bescheiden wollen wir sein, doppelt bescheiden, und so wird es uns gelingen, wir werden sie versöhnen.“

Ihr wollt sie versöhnen? Weichmütige Toren, meint ihr, die da draußen wären so temperamentlos wie ihr? Wißt ihr, was die da draußen einzig und allein versöhnt? Daß ihr nicht mehr da seid; daß ihr aufhört, zu sein! Wollt ihr damit Frieden von ihnen erkaufen und ihre Gunst? Und daß ich es aussprechen muß von der Nation, zu der ich gehöre, die ich liebe — es ist wirklich in der deutschen Natur solch ein Zug, solch ein unfaßbar-unerhörter, selbstmörderisch-selbstbefleckerischer, solch ein Drang zum Renegatentum, der den Deutschen treibt, sein Land zu verkaufen, zu verlassen, zu verraten, seine angeborene Nationalität von sich abzustreifen wie einen alten, schlechten Rock, seine Muttersprache, sogar seinen Namen zu vergessen, zu den Fremden zu laufen, bei ihnen unterzukriechen und bei ihnen wieder aufzutauchen als ein neuer Mensch, ein nicht mehr Deutscher; und wenn's der feindlichste von allen Feinden wäre.

Wißt ihr, was man einen typischen Vorgang nennt? Soll ich euch einen erzählen? Habt ihr von dem deutschen Manne gehört, dessen Geist wie eine Flamme über die Welt ging, dem großen deutschen Philosophen unserer Tage? Wie ein Kind an überströmender Mutterbrust, so hatte sein Geist sich an Deutschlands Geist genährt, sein Wissen an seinem Wissen, sein Ahnen und Fühlen an allem, was in Deutschlands Seele ahnt

und fühlt. Wie einen ungeheuren Reichtum hatte Deutschland ihm seine Sprache dahingegeben, wie einen funkelnden Schatz von Edelsteinen, aus denen man alles anfertigen kann, Waffen und Schmuck. Er schmiedete sich Waffen daraus und formte sich daraus ein Geschmeide, das er wie ein Diadem sich auf das Haupt setzte. Und als er das alles empfangen, genossen und getan — was war sein Dank an Deutschland? Daß er wie ein Rasender in die Welt hinausschrie: „Ich bin kein Deutscher! Will keiner sein, sondern ein Pole, ein Pole, ein Pole!"

Ja, Deutschland — manchmal zur Nacht, wenn statt des Schlafes die Gedanken über mich kommen, dann erscheinst du vor meines Geistes Augen, auf einsamer Klippe im Meer, ein einsames Weib, von Haifischen umfletscht, von Seeteufeln umglotzt, von Spottvögeln umkrächzt. Wie du dasitzest, mit den breiten Hüften, der mächtigen Brust, ein Mutterweib, nicht nur Mutter deiner eigenen Kinder, sondern eine Mutter der Welt; denn allen hast du gegeben, alle haben an deinen Brüsten gelegen, und an der Milch, die sie von dir getrunken, haben einige von ihnen sich überhaupt erst zum Menschen herangesäugt. Wenn du den Fuß doch erheben wolltest, den weichen, weißen Fuß, der jetzt so träge ruht, und dem Gezücht aufs Haupt treten wolltest, das dich umkreist! Einmal hast du's ja gekonnt und einmal getan; entsinnst du dich nicht mehr? Als „der aus dem Sachsenwalde" kam und zu dir sagte: „Komm, jetzt müssen wir reiten — ich setze dich in den Sattel!"

Wie sie da sprachlos wurden, die Schreihälse, als in deinen träumenden, blauen Augen der Zorn aufbrach, wie sie zurücktaumelten, als das Mutterweib zur Jungfrau wurde, zur streitbaren, zur Walküre! Entsinnst du dich nicht mehr? Gerade ein Menschenalter ist es her. In dem Menschenalter ist ein neues Geschlecht von Kindern dir herangewachsen, eine neue Generation. Was hat diese neue Generation dir gegeben und gebracht? Neue Wege zum Gewinn haben sie sich erschlossen;

in ihren Städten die Einwohner haben sich vermehrt und verdoppelt; Gesetze und neue Einrichtungen haben sie geschaffen. Alles ganz schön, alles ganz gut, aber äußerlich alles, äußerliche Mittel, um einen Organismus zu erhalten, der von ihnen gestützt und getragen sein will, wenn er seinen Widersachern standhalten soll, dem nicht nur Blut in die Adern, sondern Seele in die Seele geflößt werden muß, wenn er lebendig bleiben soll. Diese neue Generation, was hat sie an deiner Seele gewirkt? Ist das Wort „Vaterland“ zu einem unantastbaren, unverlierbaren Besitztum in ihnen geworden? Zu einem Begriff, der unanfechtbar über allen Tagesstreitigkeiten der Parteien steht? Den keine Gewalt uns wieder rauben kann?

Nein — sondern das, was die Angehörigen anderer Nationen mit der Muttermilch einsaugen als etwas Selbstverständliches, Natürliches, Angeborenes, Nationalgefühl, ist für uns noch immer ein mühselig eingetrichtertes, künstlich beigebrachtes Bewußtsein. Ein Menschenalter, das sind drei Jahrzehnte — was haben in diesen drei Jahrzehnten die Männer, die zum Volke sprechen, die deutschen Dichter, dem deutschen Volke gesagt? Haben sie seine Seele freudig gemacht durch großes, begeisterndes Wort? Seinen Arm gestählt durch Hinweis auf die Taten der Väter? Seine Augen erleuchtet durch Gedanken, die in ewige Weisheit blicken? Das Gegenteil davon haben sie getan, sie haben ihr Volk entnervt. Mit Problemen einer überreifen, überreizten Kultur haben sie die schlichten Instinkte des Volkes verstört. An Stelle der dem Germanen ursprünglich innewohnenden männlich-mannhaften haben sie eine feminine Weltanschauung gesetzt. Mit den Erzeugnissen des Auslandes, und gerade mit den der deutschen Natur fremdartigsten, feindlichsten, mit den markloseſten, haben sie den Markt überschwemmt, von dem unser Volk seine Geistesnahrung erhalten soll. Daneben läuft in wüster Massenhaftigkeit eine seelen- und sinnenverderbende Hintertreppenliteratur einher, daneben eine Literatur

von Sensations- und Witzblättern, die wie die Geier und bösen Fliegen über jede Wunde am Leibe des Vaterlandes herfallen, sie zerhacken und daran saugen, bis daß aus der Wunde eine Schwäre wird, deren Geruch durch die ganze Welt geht.

Was soll da werden? Was ist zu tun? Ein Notstand ist in unseren Seelen, die äußerlich reich, innerlich arm sind, ein dumpfes Gefühl, daß wir auf gleitender Ebene stehen, daß sich Wolken um uns türmen, aus denen Gewitter hervorbrechen können, und es schwillt eine Angst, daß die Gewitter zu Katastrophen werden möchten. Sollen wir sie, Hände im Schoß, erwarten? Uns mit dem Gedanken trösten, daß Deutschland schon manchmal Katastrophen ertragen hat und immer wie der Phönix daraus entstiegen ist, weil der Deutsche erst im Unglück zum ganzen Mann wird? Das wollen wir nicht, denn wir wollen auch dessen gedenk bleiben, daß solche Katastrophen uns manchmal um Jahrhunderte zurückgeworfen haben. Also was sollen wir tun? Vorbauen sollen wir. Wie sollen wir vorbauen? Indem wir unsere Jungen in die Hand nehmen, diese blonden, gesunden, prächtigen deutschen Jungen, die Gott sei Dank in immer steigender Menge unsere Städte bevölkern und unser Land, und indem wir Männer aus ihnen erziehen, die der Zeit gewachsen sind, und dem, was die Zeit bringt.

„Aber ist denn das etwas Neues? Sind wir nicht längst dabei, unsere Jungen und unsere Mädchen, statt sie zu Stubengelehrten und Strickmamsells abzurichten, wie es früher geschah, in freier Luft unter Sport und Athletik zu einem neuen, besseren, saft- und kraftvolleren Geschlecht zu entwickeln, als die älteren Geschlechter es waren?“

Darauf erwidere ich, daß ich das alles weiß. Daß ich es weiß und daß ich es gut heiße, wenn unsere Jugend körperlich selbständig gemacht wird. Aber körperliche Selbständigkeit ist nicht alles, nicht die Hauptsache; sondern wichtiger als

körperliche, ist Selbständigkeit in der Seele — und daran fehlt's. Körperlich mutig und tüchtig war der Deutsche von jeher und stets; seelisch war und ist er es nicht.

„Dem Deutschen fehlt es an bürgerlichem Mut" — das hat ein Größerer als ich, hat Bismarck gesagt. Darum, bei jedem Vorkommnis im privaten Leben, rufen wir nach Polizei und hoher Obrigkeit, statt Hilfe bei uns selbst zu suchen; darum, bei jedem Ereignis in der politischen Welt, ist unser Gefühl: „Das geht mich nichts an, ist Sache der Regierung." Und dieses Gefühl ist elend und falsch, ist ein Ergebnis dessen, was ich als den hauptsächlichen Mangel in der deutschen Natur empfinde, des Mangels an persönlichem Stolz.

Wenn wir stolz wären, würden wir wissen, daß das Gesamtleben einer Nation sich in jedem einzelnen ihrer Angehörigen verkörpert, und wenn wir das wüßten, würden wir es als Pflicht des einzelnen empfinden, für Ehre und Wohl des Ganzen einzutreten, wo immer die Gelegenheit es verlangt.

Dann würde es aufhören, das lakaienhafte Liebedienern vor dem Ausland, das herdenmäßige Hintendreinlaufen hinter Hetzern und Schreihälsen, und aufhören vor allem das scheusälige Renegatentum.

In diesen Begriffen das heranwachsende Geschlecht, Knaben und Mädchen, heranzubilden, ihm Stolz in die Seele zu pflanzen, daß er zu einer bleibenden, herrschenden Macht, zu einer inneren Eigenschaft seiner Seele werde, das ist es, worin ich Aufgabe und Ziel unserer Jugenderziehung erblicke. Dieser Stolz hat mit Hochmut nichts gemein; er ist Selbstachtung. Und weil Selbstachtung darauf beruht, daß ich den Menschen in mir erkenne und fühle, so kann sie gar nicht anders, als daß sie den Menschen auch im Nebenmenschen achtet. Nicht hochmütige, nicht knechtisch bescheidene, sondern stolze Menschen sollt ihr uns erziehen, ihr Lehrer und Erzieher Deutschlands!

körperliche, ist Selbständigkeit in der Seele — und daran fehlt's. Körperlich mutig und tüchtig war der Deutsche von jeher und stets; seelisch war und ist er es nicht.

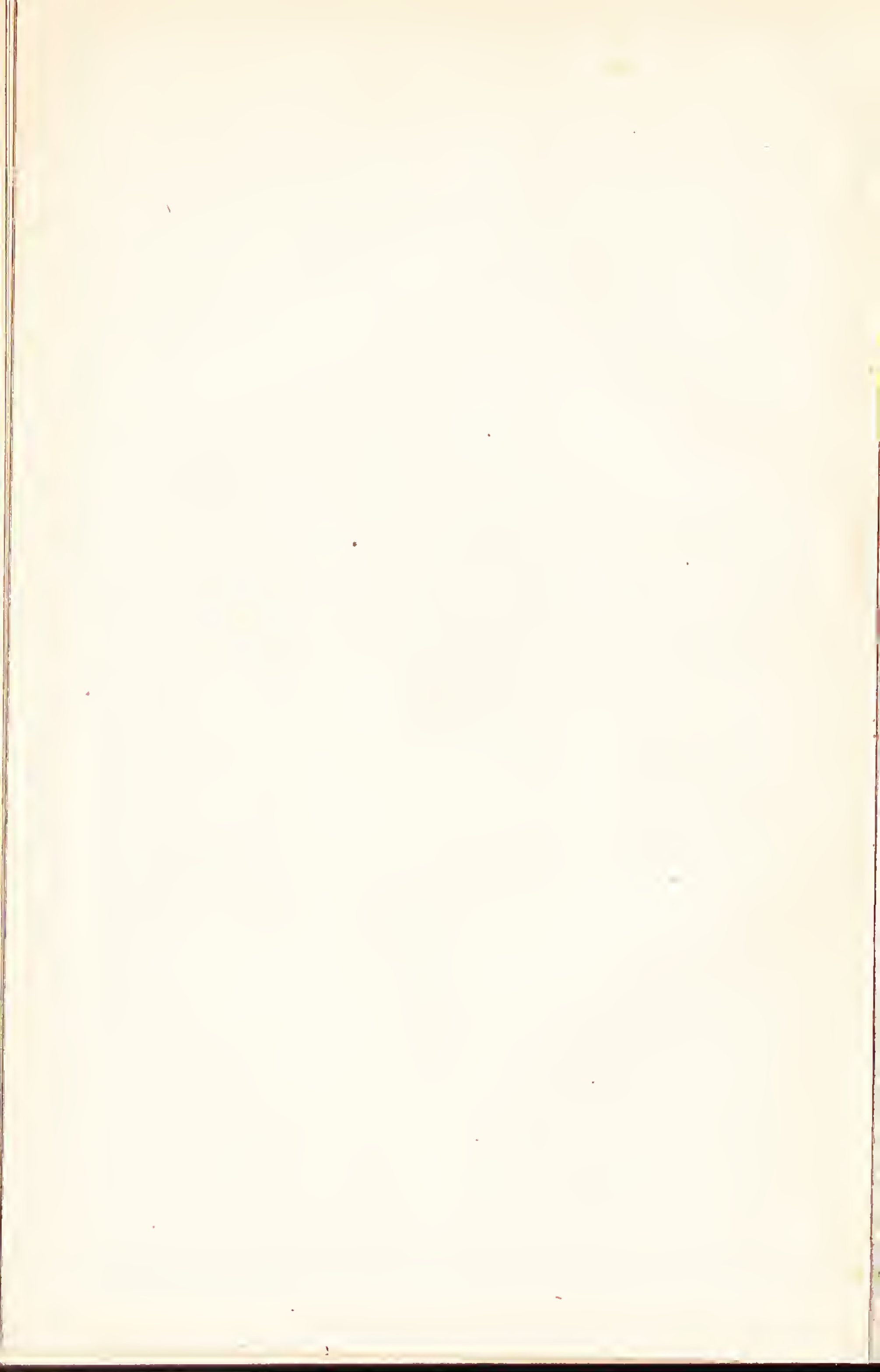
„Dem Deutschen fehlt es an bürgerlichem Mut“ — das hat ein Größerer als ich, hat Bismarck gesagt. Darum, bei jedem Vorkommnis im privaten Leben, rufen wir nach Polizei und hoher Obrigkeit, statt Hilfe bei uns selbst zu suchen; darum, bei jedem Ereignis in der politischen Welt, ist unser Gefühl: „Das geht mich nichts an, ist Sache der Regierung.“ Und dieses Gefühl ist elend und falsch, ist ein Ergebnis dessen, was ich als den hauptsächlichen Mangel in der deutschen Natur empfinde, des Mangels an persönlichem Stolz.

Wenn wir stolz wären, würden wir wissen, daß das Gesamtleben einer Nation sich in jedem einzelnen ihrer Angehörigen verkörpert, und wenn wir das wüßten, würden wir es als Pflicht des einzelnen empfinden, für Ehre und Wohl des Ganzen einzutreten, wo immer die Gelegenheit es verlangt.

Dann würde es aufhören, das lakaienhafte Liebedienern vor dem Ausland, das herdenmäßige Hintendreinlaufen hinter Hetzern und Schreihälsen, und aufhören vor allem das scheusälige Renegatentum.

In diesen Begriffen das heranwachsende Geschlecht, Knaben und Mädchen, heranzubilden, ihm Stolz in die Seele zu pflanzen, daß er zu einer bleibenden, herrschenden Macht, zu einer inneren Eigenschaft seiner Seele werde, das ist es, worin ich Aufgabe und Ziel unserer Jugenderziehung erblicke. Dieser Stolz hat mit Hochmut nichts gemein; er ist Selbstachtung. Und weil Selbstachtung darauf beruht, daß ich den Menschen in mir erkenne und fühle, so kann sie gar nicht anders, als daß sie den Menschen auch im Nebenmenschen achtet. Nicht hochmütige, nicht knechtisch bescheidene, sondern stolze Menschen sollt ihr uns erziehen, ihr Lehrer und Erzieher Deutschlands!





2

8,80





